

„Nach dem Überleben“

Psychosoziale und medizinische
Auswirkungen der Shoah auf die
Generation der Child Survivors

Tagungsband 2011

INHALTSVERZEICHNIS

Jens Hoppe Bessarabien im Zweiten Weltkrieg: Anmerkungen zur Judenverfolgung in Bessarabien	3
Jens Hoppe Polen im Zweiten Weltkrieg: Anmerkungen zur Judenverfolgung im besetzten Polen	9
Ilka Quindeau / Marc-Oliver Maier Kinder der Shoah – Konzepte der Extremtraumatisierung im Kindes- und Jugendalter	15
Martin Auerbach Mehrfache Traumatisierung	25
Andreas Kruse Mitverantwortliche Lebensführung als eine mögliche Antwort auf Traumatisierung	34
David Pelcovitz Trauma und seine Auswirkungen – Jüdische und psychologische Aspekte	41
Jan-Robert von Renesse Kinder-Überlebende der Shoah (<i>child survivors</i>) als Zeitzeugen vor Gericht: Erfahrungen aus der Perspektive eines Richters in den sogenannten „Ghettoverfahren“	50
Rabbiner Menachem Halevi Klein Kinder, die keine Kinder waren	57
Gerhard Baader Der Verein „Child Survivors Deutschland e.V. – Überlebende Kinder der Shoah“ – Ein Verein von Betroffenen für Betroffene	61
Christian Pross Verletzte Helfer	65
Miriam V. Spiegel Kindheitslose Eltern im Alter, ältere <i>child survivors</i> und ihre nunmehr erwachsenen Kinder und heranwachsenden Enkelkinder	71
Noemi Staszewski Aspekte sozialpädagogischer Interventionen bei Überlebenden der Shoah	78
Noemi Staszewski Fallbeispiele Workshop Sozialpädagogische Interventionen ZWST Kongress „Nach dem Überleben“ 2011	85
Ulrike Holler Resumee	87

Nachruf Dr. Nathan Durst



Dr. Nathan Durst – ein Sorger um die verletzten Seelen der Überlebenden der Shoah

Dass Nathan Durst am 14. Dezember 1930 in Berlin geboren wurde und dort auch zunächst aufwuchs, hörte man ihm nicht an. Mit seinem weichen holländischen Akzent (zumindest wenn er Deutsch sprach) und seinem Charme war Nathan in der Lage, sehr schnell Beziehungen zu knüpfen, eine Fähigkeit, die ihm bei seiner professionellen Arbeit sicher sehr geholfen hat.

Nathan Durst wuchs in einer orthodoxen Familie auf, die ursprünglich aus Galizien stammte. Nach der Pogromnacht schickten ihn seine Eltern gemeinsam mit seiner ältesten Schwester Hanna nach Holland, wo sie Verstecke fanden und überlebten. Seine Eltern und die beiden jüngeren Geschwister wurden nach Auschwitz deportiert und ermordet. Nach dem Ende der Naziherrschaft und des Krieges blieb Nathan zunächst in Holland. Auf einer Israelreise lernte er seine Frau kennen, mit der er zwei Söhne hatte. In Amsterdam und Groningen absolvierte er sein Studium der klinischen Psychologie und promovierte dort 1970.

1971 wanderte er mit seiner Familie nach Israel aus, wo er an verschiedenen Kliniken arbeitete, als Supervisor für Einzel- und Gruppensupervision tätig war und Lehrtätigkeiten an den Universitäten in Tel Aviv und Haifa aufnahm. Er organisierte auf Grund der Erkrankung seiner beiden Söhne eine Elternselbsthilfegruppe für an Mukoviszidose erkrankte Kinder. Er arbeitete als Berater und Supervisor bei ELAH, einem Zentrum für Shoah-Überlebende aus Holland und gehörte 1987 zu den Mitbegründern von AMCHA, einer Organisation, die seither tausende von Überlebenden und ihre Familien psychotherapeutisch betreut hat und zahlreiche Zentren für Überlebende in Israel betreibt. Von 1994-1996 war Nathan Durst Chefsychologe und bis 2007 klinischer Direktor dieser Organisation, in der er seitdem in Vorstand saß. 1986 gehörte er zu den Mitbegründern des Study Center of Psychological Effects of the Holocaust an der Bar Ilan University, von 1988-1991 war er Präsident der Israel Association of Psychotherapy. Seit 1990 hat er zahlreiche Vorträge, Seminare und Gruppentrainings zu den Themen Trauma, Altern und Folgen der Shoah in Europa und den USA gehalten und durchgeführt sowie zahlreiche Artikel veröffentlicht. Außerdem betrieb er in Herzliya eine psychotherapeutische Praxis.

Seit 1999 nahm Nathan Durst als Referent an Seminaren und Konferenzen der ZWST zum Thema „Arbeit mit Überlebenden der Shoah“ teil. Viele Sozialarbeiter/innen und Pflegekräfte von jüdischen Gemeinden, Altenzentren oder ambulanten Pflegediensten hatten das Glück, von Nathan Durst zu lernen. Einfühlsam und mit scharfem analytischen Verstand unterstützte er die Seminarteilnehmer darin, Reaktionen und Verhaltensweisen von Überlebenden besser zu verstehen und ihre eigene Rolle in der psychosozialen Betreuung zu reflektieren. Selbst Überlebender der Shoah, konnte er manchmal scheinbar verärgert und aggressiv, manchmal auch zynisch Fragen stellen und so mit seinem ‚na ja‘ oder ‚du meinst so?‘ zur Klärung heikler Situationen und zur Aufklärung von Missverständnissen beitragen. Als sich 1999/2000 die Initiative „Treffpunkt“ zusammenfand, um über mögliche Betreuungs- und Beratungsangebote für Überlebende zu diskutieren, stand Nathan uns mit seinem Rat, seinen Fragen und Vorschlägen zur Seite. In den folgenden Jahren, nachdem der „Treffpunkt“ für Überlebende in Frankfurt gegründet und der Weg für weitere Projekte in Deutschland geebnet war, beobachtete Nathan wohlwollend, aufmerksam und hinterfragend unsere Entwicklungen. Immer hatte er ein offenes Ohr für unsere Probleme, teilte mit uns seine Erfahrungen und diskutierte seine eigenen Überlegungen und Projekte. Selbst in seinem letzten Lebensjahr, als ihn seine Krankheit schon sehr schwächte, wollte er immer noch wissen, was sich bei euch tut‘ und machte Pläne für weitere Fortbildungsschwerpunkte.

Am 2. Februar 2012 ist Nathan Durst nach schwerer Krankheit in Herzliya gestorben. Wir werden ihn immer als warmherzigen und zugewandten Menschen in Erinnerung behalten. Er wird uns fehlen. Baruch Dajan Emet. Möge seine Seele in Frieden ruhen.

Noemi Staszewski

Leiterin des ZWST-Treffpunktes für Überlebende des Holocaust in Frankfurt

Vorwort Benjamin Bloch



Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

in den letzten Jahren sind die während des Holocaust überlebenden jüdischen Kinder und Jugendliche in den Fokus der psychosozialen und medizinischen Dienste gerückt. Der Grund hierfür sind zunehmende psychosoziale Auffälligkeiten, medizinische Problemlagen und Behinderungen sowie soziale Anpassungsschwierigkeiten. Von denjenigen Shoah-Überlebenden, die zum Zeitpunkt des Kriegsendes bereits erwachsen waren, unterscheiden sich child survivor dadurch, dass sie entweder versteckt, nicht selten unter falscher Identität in nichtjüdischen Institutionen oder Familien untergebracht waren, die Geschichte ihrer Familien oft nicht kennen und häufig ohne jegliche Bindung zu einem familiären Umfeld sozialisiert worden sind. Während ihres aktiven Arbeitslebens gelang dieser Gruppe meist eine Verdrängung der traumatischen Erfahrungen, die mit dem Ende ihrer aktiven Berufstätigkeit aber umso stärker aufbrechen.

Unsere Konferenz setzte sich zum Ziel, die mit den traumatisierten Childsurvivor arbeitenden Professionellen umfassend über historische, psychische, psychosomatische und soziale Aspekte der Lebensgeschichten der im Kinder – und Jugendalter überlebenden Juden aufzuklären. Daneben war es unser Bestreben, dem mit child survivors beruflich befassten Personenkreis theoretisches Wissen und methodische Instrumente für ihre Arbeit zur Verfügung zu stellen und das Bewusstsein für die besonderen Bedürfnisse dieser Gruppe zu schärfen.

Ein Ergebnis der engen Zusammenarbeit zwischen der ZWST, der Claims Conference und der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) liegt Ihnen mit dieser Veröffentlichung nunmehr vor.

Den Referentinnen und Referenten, die an der dritten Konferenz, die in der Verantwortung der drei genannten Veranstalter zur Geschichte und Gegenwart der Überlebenden der Shoah stattfand, möchte ich ebenso meinen Dank aussprechen, wie allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die an der erfolgreichen Durchführung der Konferenz beteiligt waren.

Benjamin Bloch
Direktor der ZWST

Bessarabien im Zweiten Weltkrieg: Anmerkungen zur Judenverfolgung in Bessarabien

1. EINLEITUNG



Im Folgenden werden einige grundlegende Kenntnisse über die Judenverfolgung in Bessarabien während des Zweiten Weltkriegs dargelegt. Hierbei können die Zusammenhänge nur knapp behandelt werden. Vorab ist anzumerken, dass es zwischen Polen und Bessarabien deutliche Unterschiede gibt, obwohl auch dieses Gebiet (wie Ostpolen) von der Sowjetunion annektiert wurde, bevor es 1941 von der Wehrmacht und in diesem Fall auch von rumänischen Truppen besetzt wurde. Damit ist auch schon der wichtigste Unterschied benannt: der Einfluss Rumäniens.

Daher ist zu Beginn erst einmal etwas zu Bessarabien und seinen Verbindungen zu Rumänien bis zum Krieg gegen die Sowjetunion zu sagen, denn dies ist für das Verständnis des nachfolgenden Geschehens entscheidend. Anschließend folgt in einem eigenen Abschnitt ein kurzer Blick auf den militärischen Hintergrund, vor dem sich die Judenverfolgung in Bessarabien vollzog. Danach sind einige zentrale Punkte der Judenverfolgung in diesem Gebiet vorzustellen, bevor im vorletzten Teil die sehr geringen Handlungsspielräume von Juden während der Verfolgung beleuchtet werden. Den Abschluss bildet ein knappes Fazit.

2. Bessarabien bis zum Krieg gegen die Sowjetunion

Mit Bessarabien wird ein Gebiet beschrieben, das zwischen den Flüssen Pruth (im Westen), Donau (im Süden) und Dnjestr (im Nordosten) liegt. Heute bildet der größere Teil Moldawien, während der kleinere Teil zur Ukraine geschlagen wurde. Bis 1812 war Bessarabien Bestandteil des unter osmanischer Herrschaft stehenden Fürstentums Moldau, bevor es durch das zaristische Russland annektiert wurde. Vor diesem Zeitpunkt gab es nur sehr wenige Juden in der Region. Mit der Angliederung an Russland und der Integration Bessarabiens in den sogenannten „Ansiedlungsrayon“ zogen zahlreiche Juden hierher. 1897 betrug deren Anteil

an der Gesamtbevölkerung bereits 11,8%. Am Ostersonntag des Jahres 1903 kam es in Kischinew, dem Hauptort Bessarabiens, zu einem folgenschweren Pogrom mit 49 ermordeten Juden und zahlreichen Verletzten sowie rund 800 verwüsteten Häusern. Dieses Pogrom hatte weltweit für Aufsehen gesorgt und war zugleich Vorbild für zahlreiche weitere Pogrome in Russland in den folgenden Jahren.

Nach der Machtübernahme durch die Bolschewisten während der Oktoberrevolution 1917 riefen die Rumänien zuneigenden Großgrundbesitzer in Bessarabien die rumänische Armee zu Hilfe. Diese verdrängte daraufhin im Januar 1918 die bolschewistischen Truppen, so dass Bessarabien

seit dieser Zeit zu Rumänien gehörte. Allerdings herrschte hier bis in Jahr 1928 Kriegsrecht, mit dessen Hilfe Juden und Russen bzw. Ukrainer unterdrückt wurden. In den Städten Bessarabiens lebten 1930 durchschnittlich 31,5% Rumänen, 26,8% Russen und Ukrainer sowie 26,6% Juden. In Kischinew, auf Rumänisch Chişinău, lebten im selben Jahr rund 115.000 Menschen, davon waren 42% Rumänen, 37% Juden und nur 17% Russen und Ukrainer. Viele rumänische Zeitungen der damaligen Zeit stellten die jiddisch- und russischsprachigen Juden als Befürworter der Sowjetunion dar. Eine entscheidende Rolle spielte in diesem Zusammenhang der als Propagandainstrument geschaffene Begriff des „Judeo-Bolschewisten“. Am 22. Januar 1938 wurde ein Gesetz zur Überprüfung der Staatsbürgerschaft der Juden in Rumänien erlassen. In dessen Folge verloren rund 395.000 Juden, vor allem diejenigen in Bessarabien, der Bukowina und in Siebenbürgen, die von der Staatsführung als fremd angesehen wurden, die rumänische Staatsbürgerschaft und waren fortan staatenlos.

Nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 forderte Stalin Rumänien ultimativ auf, Bessarabien (und die nördliche Bukowina) an die Sowjetunion abzutreten. Dies war durch die Aufteilung der Interessenssphären zwischen Hitler und Stalin bzw. zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion abgedeckt. Rumänien trat das Gebiet daraufhin Ende Juni 1940 tatsächlich ab. Einige Juden begrüßten dies, weil Rumänien für sie keine Perspektive bot und weil es in Bessarabien besonders in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre zu zahlreichen antisemitisch motivierten Übergriffen gekommen war. Allerdings deportierten die sowjetischen Behörden Tausende Juden, die politisch auf Seiten der Sozialdemokraten oder Zionisten aktiv waren, sowie jüdische Ladenbesitzer und Kaufleute als nicht gewünschte Kapitalisten nach Sibirien.

Lebten Mitte des Jahres 1941 in Bessarabien rund 72.000 Juden, so waren es ein Jahr später offiziell nur noch 227. Die meisten wurden im Sommer 1941 durch die Einsatzgruppe D oder durch rumänische Einheiten ermordet, während die übrigen im Herbst nach Transnistrien deportiert wurden, ein rumänisches Besatzungsgebiet auf dem Territorium der Ukrainischen Sowjetrepublik. Dort starben rund 70% der Deportierten. Die übrigen überlebten in den zahlreichen transnistrischen Ghettos. Dies kann hier leider nicht intensiver behandelt werden, da vor allem Bessarabien im Vordergrund stehen soll.

Die Verfolgung und Ermordung der Juden in Bessarabien fand während des Zweiten Weltkrieges statt. Deshalb wird nun ganz knapp der militärische Hintergrund geschildert, vor dem sich die Judenverfolgung abspielte.

3. Der militärische Hintergrund

Nach dem Angriff der Wehrmacht auf die Sowjetunion wurde das Gebiet Bessarabiens im Juli 1941 durch deutsche und rumänische Truppen erobert und Rumänien wieder angegliedert. Die Kampfhandlungen waren kurz und heftig, doch folgten den Armee-Einheiten deutsche und rumänische Erschießungskommandos nach. Nur wenigen Juden gelang vor dem Zusammenbruch der sowjetischen Front die Flucht in den Osten der UdSSR. Manche wurden mit ihren Betrieben in die Ostukraine oder in asiatische Sowjetrepubliken verlagert. Alle männlichen Juden im wehrfähigen Alter wurden zur Sowjetarmee eingezogen. Die übrigen fielen den Deutschen und Rumänen in die Hände. Oftmals wurden Flüchtlinge durch den schnellen Vormarsch der Wehrmacht eingeholt und gerieten so doch unter deutsche bzw. rumänische Herrschaft. Schaja Kleiman aus Wad-Raschkow in Bessarabien beschreibt ihre erfolglose Flucht wie folgt:

„Aus Angst vor Luftangriffen legte spät in der Nacht, in aller Dunkelheit, eine Fähre am Ufer des Dnjestr an, die von einem Motorboot geschleppt wurde. Sie lud die Leute mit ihrem Hab und Gut ein und setzte auf das linke Dnjestr-Ufer nach Raschkow über. In einer dieser Nächte ließen auch wir uns übersetzen. [...] Wir machten uns auf den Weg in Richtung der Bahnstation Kodyma im Bezirk Odessa, um uns dort in den Zug zu setzen und weiterzufahren. [...] Als wir in Kodyma ankamen, brannte der Bahnhof und es gingen schon keine Züge mehr. Einen Tag später kamen die Deutschen in die Stadt.“¹

Damit begann die eigentliche Verfolgungszeit für Schaja Kleiman. Doch wie sah die Judenverfolgung in Bessarabien im Jahr 1941 aus?

4. Die Verfolgung der Juden in Bessarabien

Im Folgenden sollen einige Grundzüge der Judenverfolgung in Bessarabien geschildert werden. Am 3. Juli 1941 erklärte Mihai Antonescu, der zweite Mann in Rumänien, die Zeit für die völlige ethnische Bereinigung Bessarabiens und der Bukowina für gekommen. Nur zwei Tage später betonte er, diese ethnische Bereinigung erfordere die Deportation oder Internierung der Juden, um deren (angeblich) schlechten Einfluss zu unterbinden. Und im Ministerrat machte Antonescu am 8. Juli deutlich, dass man bei der Vertreibung der Juden und der Ukrainer keine humanitären

¹ Boris Zabarko (Hg.), „Nur wir haben überlebt“. Holocaust in der Ukraine. Zeugnisse und Dokumente, Berlin 2004, 182.

Grundsätze beachten sollte. Wenn notwendig, sollten Maschinengewehre eingesetzt werden. Damit war von höchster rumänischer Stelle ein Todesurteil für alle Juden in Bessarabien ausgesprochen. Als Begründung für die Verfolgung wurde vielfach, auch in Zeitungen, angeführt, die Juden hätten angeblich 1940/41 mit den Sowjetbehörden zusammengearbeitet und Rumänen verfolgt.

Die Judenverfolgung in Bessarabien lässt sich in zwei Phasen unterteilen: Im Juli und August 1941 wurden zahlreiche Juden ermordet, insbesondere in kleinen Ortschaften, die anderen ausgeraubt, misshandelt oder vergewaltigt. Ungefähr 25.000 Juden wurden von den Rumänen in die deutsch besetzte Ukraine getrieben und dort ihrem Schicksal überlassen, ohne Nahrungsmittel und Unterkünfte. Doch die Wehrmacht brachte viele wieder nach Bessarabien zurück, um sie aus dem ukrainischen Kampfgebiet heraus zu haben.

An diese Phase schloss sich eine zweite an, in der zuerst die Juden der ländlichen Regionen in Sammellager gesperrt und anschließend ab September 1941 nach Transnistrien deportiert wurden. Allerdings überschritten sich die beiden Phasen im August 1941. In einigen Städten wurden zudem Ghettos eingerichtet, aufgrund eines Befehls vom 24. Juli 1941 etwa auch in Kischinew.

Werfen wir nunmehr einen vertiefenden Blick auf die erste Phase der Judenverfolgung in Bessarabien. Im Zuge der militärischen Eroberung während des Juli 1941 wurden zahlreiche Juden als Geiseln genommen. Diese wurden meistens kurze Zeit später erschossen. Aber nicht nur Rumänen ermordeten Juden während der Kämpfe um Bessarabien. Beispielsweise wurden in Bălți in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli 1941 20 Juden im Soborul Vechi Park durch Deutsche ermordet. Die deutsche Einsatzgruppe 10b tötete in diesem Monat 682 Juden in Czernowitz (Bukowina), 551 in Kischinew, 155 in Tighina und 4.425 in dem Gebiet zwischen Hotin und Jampol. Insgesamt ist festzuhalten, dass die rumänischen Mordkommandos ohne deutsche Oberleitung arbeiteten, aber regelmäßig Deutsche und Rumänen bei der Erschießung von Juden zusammenwirkten. So sind allein nach der Eroberung von Kischinew in kurzer Zeit schätzungsweise 10.000 Juden von Rumänen und Deutschen erschossen worden. Mitunter informierten auch Zivilisten rumänische Gendarmen über die Anwesenheit von Juden, die dann ebenfalls ermordet wurden. So geschah es etwa in Budăi bei Orhei mit drei Juden, die durch den örtlichen Priester gemeldet worden waren. In dieser ersten Phase wurden zudem Wohnungen und Häuser sehr vieler Juden geplündert. Die rumänische Nationalbank beschlagnahmte darüber hinaus Wertgegenstände, Juwelen und Bargeld.

Die zweite Phase der Ghettoisierung und Internierung der Juden in Vorbereitung ihrer Deportation nach Transnistrien setzte in den verschiedenen Zonen Bessarabiens zu unterschiedlichen Zeiten ein, beginnend in Kischinew bereits Ende Juli 1941 mit der Errichtung des Ghettos. Meist folgte die Internierung jedoch erst ab August 1941.

In Kischinew waren vor der Deportation nach Transnistrien rund 11.000 Juden ghettoisiert worden, darunter ca. 2.300 Kinder und bis zu 6.200 Frauen. Viele waren nicht ausreichend versorgt, weder mit Nahrung noch mit Kleidung. Daher starben täglich bis zu 15 Juden aufgrund der katastrophalen Versorgungslage, andere begingen wegen der ausweglosen Situation Selbstmord. Ähnlich war die Situation beispielsweise auch im Sammellager Vertujeni.

Bevor die Juden die verschiedenen Lager erreichten, mussten sie oftmals zu Fuß über eine lange Strecke von ihren Wohnorten in die Lagerorte marschieren, ohne ausreichend mit Nahrung und Wasser versorgt zu werden. Auf diesen Märschen wurden viele Juden erschossen, meist wenn sie nicht mehr weiter laufen konnten. Vielfach wurden sie auch auf dem Weg von rumänischen Soldaten oder Zivilisten überfallen, brutal zusammengeschlagen und ausgeraubt, oftmals getötet oder schwer verletzt, so dass die Wachen diese Schwerverletzten dann erschossen. In seltenen Fällen verhinderten aber rumänische Gendarmen gewaltsame Übergriffe. Letztlich waren Ende August 1941 32.520 Juden offiziell in 4 Sammellagern in Bessarabien interniert. Darunter befanden sich fast 9.900 Kinder.

Die Bedingungen in diesen Lagern waren unbeschreiblich. Das Beispiel des Sammellagers Răuțel, in der Nähe der Stadt Bălți, kann dies verdeutlichen. Das Lager wurde bereits sehr früh, nämlich am 17. Juli 1941 etabliert. Es bestand aus sechs baufälligen Hütten und nahegelegenen Anti-Panzer-Gräben. Das Lagergelände war mit Stacheldraht umzäunt. In die Hütten passten nur gut 100 Personen, doch waren dort am 30. August 1941 mehr als 3.200 Juden interniert. Daher mussten die allermeisten in den Gräben Unterschlupf finden. Aufgrund dieser Unterbringungssituation, der völlig unzureichenden Nahrungsmittelversorgung und brutaler Behandlung durch die rumänischen Wachen starben hier 50 bis 60 Insassen täglich. Welch unsagbaren Schrecken dies etwa für die im Lager inhaftierten über 1.000 Kinder mit sich brachte, kann kaum überschätzt werden. Über ein anderes Lager, nämlich in Edineț, berichtet Sofija Rosenberg: „Im Lager starben sie zu Hunderten. Es gab welche, die auf allen vieren krochen, weil sie keine Kraft zum Gehen hatten.“⁴²

² Ebenda, 323.

Über Insassen desselben Lagers vermerkte die damals achtzehnjährige Mirjam Korber in ihrem Tagebuch Folgendes:

„In der ersten Nacht in Ataki [eine Grenzstadt zu Transnistrien, J.H.] habe ich gesehen, was menschliche Misere bedeutet. Ich habe Menschen gesehen, die kein menschliches Antlitz mehr hatten. Ich habe Kinder mit geschwollenen Augen, mit erfrorenen Füßen, mit steifen Händchen gesehen. Mütter mit toten Kindern in den Armen, alte Leute, Jugendliche, die mit groben Decken zugedeckt waren. Es waren die Juden aus dem Lager Edinetz. Vertrieben und von Typhus angesteckt, voller Läuse, halbtot vor Hunger sind sie nach Ataki gestürzt, ohne das Recht zu haben, dort zu bleiben.“³

Am 6. Oktober teilte der rumänische Diktator, Marschall Ion Antonescu, dem Ministerrat mit, er habe entschieden, alle Juden aus Bessarabien über den Dnjestr zu deportieren. Tatsächlich wurden bereits seit Mitte September 1941 Juden deportiert, beispielsweise zwischen dem 27. und 29. September 3.150 aus Kischinew. Letztlich wurden die bessarabischen Juden aus den Ghettos und Sammellagern zwischen September 1941 und Anfang 1942 nach Transnistrien verschleppt. Dabei wurden die Deportierten aus Kischinew zunächst in das Ghetto in Tarutino, östlich der Grenze zu Bessarabien, geschafft und von dort auf andere Ghettos Transnistriens verteilt.

Die bessarabischen Juden wurden auf ihrem Weg nach Transnistrien durch Bewohner der Ortschaften, durch die sie kamen, genauso wie durch öffentliche Verwaltungsstellen und Bewacher ausgeraubt. Ein rumänischer Leutnant schrieb hierüber: „Entlang der Straße warteten Bauern wie Krähen, um etwas zu rauben.“⁴

All ihr Hab und Gut wurde den Juden abgenommen, die leerstehenden Wohnungen der Deportierten meist von Ortsbewohnern geplündert. Es ist überliefert, dass manche rumänischen Wachen diejenigen Juden auf dem Weg erschossen, die am besten gekleidet waren, um dann die Leichen an Dorfbewohner zu „verkaufen“. Aber auch die Leichen von aus anderen Gründen gestorbenen oder ermordeten Juden wurden geschändet.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass diese Deportationsphase zwischen September 1941 und Anfang 1942 für diejenigen Juden, die die erste Erschießungswelle überlebt hatten, die schlimmste Zeit war. Nach der Verteilung

der am Leben gebliebenen Juden auf Orte in Transnistrien folgte dort eine ebenfalls brutale Phase: Im ersten Jahr des Aufenthalts in den Ghettos gab es für die internierten Juden kaum Versorgungsmöglichkeiten, dafür aber willkürliche Erschießungen durch Deutsche und Rumänen, schwere Zwangsarbeit, für die nur wenig gezahlt wurde – zu wenig, um Familien davon zu ernähren. Doch anders als zu der Verfolgungszeit in Bessarabien selbst gab es nun eine kleine, aber nicht unbedeutende Transnistrienhilfe durch die organisierte Judenschaft Rumäniens. Dadurch gelangten Gelder, aber auch Kleider, Medikamente und zusätzliche Verpflegung zu den Deportierten. Dies lenkt zum vorletzten Abschnitt über, der sich mit den Handlungsspielräumen der bessarabischen Juden auseinandersetzt.

5. Handlungsspielräume von Juden

Die rasche und äußerst brutale Verfolgung ließ den Juden in Bessarabien nur sehr wenige Spielräume. Als erstes und wichtigstes ist die Flucht in den Osten der Sowjetunion zu nennen, denn durch diese konnten sich Juden der direkten deutsch-rumänischen Verfolgung entziehen. Wer jedoch auf dem besetzten Gebiet verblieb, hatte keine Chance, der Gewalt zu entkommen. Besonders in den Dörfern erschossen die rumänischen Gendarmen fast alle Juden, und zwar entsprechend einer Anordnung Antonescus. Wenige konnten sich durch das Abtauchen in ein Versteck retten, mitunter auch nur vorübergehend. Beispielsweise versteckte sich der Vater von Schaja Kleiman, um nicht mehr zur Zwangsarbeit herangezogen zu werden, weil viele jüdische Zwangsarbeiter einfach abends erschossen wurden. Sie schilderte, was danach geschah:

„Da kam ein Gendarm, der anfang, meine Mutter heftig zu schlagen, und er drohte ihr, sie zu töten, wenn Vater nicht mehr käme. Ich wusste, wo sich mein Vater versteckt hielt, und lief zu ihm hin und erzählte ihm davon. Mein Vater kam wieder und das Schlagen hatte ein Ende.“⁵

Anderen gelang es, sich durch die Zahlung von Geld oder die Übergabe von Wertsachen freizukaufen. Diese Strategie, mittels Bestechung das Überleben zu sichern, war weit verbreitet. Allerdings konnten nur wohlhabende Juden diesen Weg beschreiten. Zudem nahmen Gendarme und andere wiederholt Bestechungsgelder an, erschossen die Juden danach jedoch dennoch.

Im Ghetto Kischinew blieben nur sehr wenige Juden zurück. Diese waren krank und daher nicht transportfähig. Oder sie

³ Mirjam Korber, *Deportiert. Jüdische Überlebenschicksale aus Rumänien 1941-1944*.

Ein Tagebuch, aus dem Rumänischen und eingeleitet von Andrei Hoisie, Konstanz 1993, 55.

⁴ Radu Ioanid, *The Holocaust in Romania: The Destruction of Jews and Gypsies under the Antonescu Regime, 1940-1944*, Chicago 2000, 147.

⁵ Zabarko (Hg.), „Nur wir haben überlebt“, 184.

hatten eine lebensrettende Ausnahmegenehmigung erhalten, so dass Bemühungen um eine solche als Strategie der Überlebenssicherung angesehen werden können. Indes war auch dies nur für sehr wenige möglich.

Um den Vergewaltigungen zu entgehen, wandten jüdische Frauen verschiedene Methoden an. Schaja Kleiman berichtet wie folgt darüber:

„Nie werde ich die jungen Frauen und Mädchen vergessen, die sich extra kahl schoren, ihre Gesichter mit Dreck einrieben und sich zerkratzten, um so abstoßend wie möglich auszusehen.“⁶

Da die Wegnahme von Kleidungsstücken der Juden durch Dorfbewohner oder Gendarmen besonders im Herbst und Winter den Tod bedeutete, gab es auch hier verschiedene Versuche, sich davor zu schützen. Erneut sei Schaja Kleiman zitiert:

„Ich erinnere mich, dass die Leute ihre Kleider zerschnitten, Lappen darüber trugen, sie mit Dreck beschmierten und dergleichen, nur um sie nicht an diese Leute zu verlieren und zu erfrieren.“⁷

Wenige Juden riskierten die Flucht aus den Lagern oder aus den Marschkolonnen. Mitunter erfolgte die Flucht, nachdem Juden durch Ortsbewohner Hinweise darüber erhalten hatten, dass sie bald erschossen würden. Einige gingen zu den Partisanen, doch nicht in Bessarabien selbst, sondern in der Regel erst nach der Deportation in Transnistrien, wie etwa Leja Kuperman aus Kischinew, die jedoch später im Kampf getötet wurde.

6. Fazit

Die Verfolgung der Juden in Bessarabien zeichnete sich durch eine sehr rasche und äußerst brutale Vorgehensweise der rumänischen wie deutschen Einheiten und Institutionen aus. Sowohl das rumänische Militär als auch die Gendarmerie beteiligten sich maßgeblich an den Morden, Plünderungen und gewalttätigen Übergriffen. Neben Erschießungen gab es individuell auf höchst brutale Weise durchgeführte Morde. Vielfach wurden Juden im Dnjestr ertränkt, andere im Winter zum Durchqueren des Flusses gezwungen, obwohl dies für die meisten den Tod bedeutete. Wiederum andere wurden erstochen oder erschlagen. Die Gewalt richtete sich gegen Männer wie Frauen, gegen Kinder wie gegen Alte und Kranke. Zudem war symbolische

Gewalt weit verbreitet, wenn etwa Rabbiner gezwungen wurden, das Kreuz zu schlagen, oder Soldaten orthopraxen Juden die Pejes und den Bart abschnitten.

Anders als in Polen oder im Deutschen Reich begann die Judenverfolgung in Bessarabien sofort mit Massenerschießungen. Es gab keine längere Phase, in der Juden sich auf die neue Situation einstellen konnten. Vielmehr wurden sie von heute auf morgen mit einem „exterminatorischen“ Antisemitismus (Daniel J. Goldhagen) konfrontiert. Wichtig ist, dass die Verfolgung durch den Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion ermöglicht wurde und die SS-Einsatzgruppen an den Tötungen erheblichen Anteil hatten. Doch auf der anderen Seite existierten ein eigenständiger rumänischer Antisemitismus und eine durch Rumänien vorangetriebene ethnische Säuberung, die ebenfalls Vernichtungspläne enthielt, und zwar von der obersten Staatsspitze ausgehend. Zudem führten die rumänischen Gendarmen in Bessarabien von Anfang an die Ermordung der Juden, vor allem in den Dörfern und kleinen Ortschaften, konsequent und systematisch durch.

Neben dem Mord gleichsam vor der Haustür trat sodann ab September 1941 die Vertreibung nach Transnistrien, also nach Osten, außerhalb des eigentlichen rumänischen Staatsgebietes. Dies unterscheidet die Verhältnisse in Polen und Bessarabien. An der wirtschaftlichen Ausplünderung der Juden beteiligte sich der rumänische Staat ebenso wie die jeweilige Ortsbevölkerung, die sich an Hausrat, Wohnungen und Produktionsmitteln vergriff. Innerhalb Rumäniens nahm Bessarabien eine gewisse Sonderstellung ein, vergleichbar nur mit der Bukowina. Denn anders als in diesen Regionen war im übrigen Rumänien die Verfolgung der Juden stärker auf die rechtliche Diskriminierung, ökonomische Ausplünderung und Verwertung der Arbeitskraft (durch die Einführung eines Zwangsarbeitssystems) ausgerichtet. Allenfalls Juden im nördlichen Moldaugebiet, also nicht dem heutigen Moldawien, sondern dem im Westen an Bessarabien anschließenden Gebiet, hatten im Jahr 1941 mit zahlreichen Pogromen (das bekannteste und grausamste war dasjenige in Iași Ende Juni 1941) und größeren Deportationen nach Transnistrien ähnlich ausgerichtete Verfolgungen zu ertragen. Der Unterschied in der Behandlung in den übrigen Gebieten erklärt sich dadurch, dass das Vorhaben einer ethnischen Säuberung vor allem diejenigen Gebiete Rumäniens betraf, die 1918 angegliedert worden waren und in denen die Rumänen zwar die größte Bevölkerungsgruppe, aber nicht die absolute Mehrheitsbevölkerung stellten. Es gab Unterschiede in der Behandlung der Ukrainer und der Juden, doch ist zu bedenken, dass Planungen zur Massendeportation der Ukrainer aus Bessarabien ebenfalls bereits vorhanden waren. Hier verhinderte

⁶ Ebenda.

⁷ Ebenda.

der Kriegsverlauf, also die sich ab Anfang 1943 abzeichnende militärische Niederlage des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten, die Umsetzung der Planungen. Die Massenverbrechen an Juden in Bessarabien waren Teil der damaligen Bemühungen um eine Rumänisierung der Region, also um eine ethnische Homogenisierung, die nur vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs möglich war. Nach dem Ende des Krieges kehrten – ähnlich wie in Polen – Juden aus der Sowjetunion nach Bessarabien zurück. Allerdings waren es nur bis zu 10.000, darunter viele, die 1940 von den Sowjets deportiert worden waren. Von diesen blieben wiederum einige nicht in der Sowjetunion, zu der Bessarabien ab 1944 wieder gehörte, sondern gingen nach Rumänien. Dies erklärt sich aus der Erfahrung der Verfolgung durch sowjetische Organe sowie dadurch, dass die meisten Familienangehörigen ermordet worden waren, sie also in ihren ursprünglichen Wohnorten keine Familienmitglieder oder Verwandten mehr hatten. Zudem konnten die Deportierten, Juden wie Nichtjuden, gewöhnlich nicht in ihre Wohnungen und Häuser zurückkehren. Entweder waren diese kriegsbedingt zerstört oder aber durch andere Bewohner in Besitz genommen worden. Aufgrund eines sowjetischen Gesetzes aus den 1930er Jahren war dies möglich, weil eine Wohnung, die mehr als sechs Monate nicht mehr von ihrem Bewohner benutzt wurde, in andere Hände übergehen konnte. Dies traf selbstverständlich auf alle Deportierten zu.

Literatur

Radu Ioanid, *The Holocaust in Romania: The Destruction of Jews and Gypsies under the Antonescu Regime, 1940-1944*, Chicago 2000.

Mirjam Korber, *Deportiert. Jüdische Überlebensschicksale aus Rumänien 1941-1944. Ein Tagebuch*, aus dem Rumänischen und eingeleitet von Andrei Hoisie, Konstanz 1993.

Mariana Hausleitner et al. (Hg.), *Rumänien und der Holocaust. Zu den Massenverbrechen in Transnistrien 1941-1944*, Berlin 2001.

Boris Zabarko (Hg.), *„Nur wir haben überlebt“. Holocaust in der Ukraine. Zeugnisse und Dokumente*, Berlin 2004.

Polen im Zweiten Weltkrieg: Anmerkungen zur Judenverfolgung im besetzten Polen

1. EINLEITUNG



Die Thematik „Polen im Zweiten Weltkrieg“ sowie „Anmerkungen zur Judenverfolgung im während des Zweiten Weltkriegs besetzten Polen“ ist überaus komplex, so dass eine Vorlesung über ein Semester (wie an der Universität) vermutlich weit angemessener wäre. Entsprechend werden im Folgenden die Zusammenhänge sehr knapp behandelt. Dennoch hoffe ich, dass der Leser zumindest einen Eindruck davon bekommt, mit welcher Situation Juden nach dem 1. September 1939 in Polen konfrontiert waren. Dabei werden wiederholt Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen geschildert, die sie zwischen 1939 und 1945 gemacht haben, damit leichter nachvollziehbar ist, was abstrakte Fakten für Einzelne bedeutet haben.

Der Historiker Feliks Tych hat einmal in einem Vortrag gesagt, die Shoah habe nicht in einem sozialen Vakuum stattgefunden, sondern vor einem spezifischen gesellschaftlichen Hintergrund.⁸ Diesen Hintergrund, vor dem die Ermordung der polnischen Juden in den Jahren 1939 bis 1945 stattgefunden hat, möchte ich für Polen nun kurz andeuten. Tych zufolge sind die Jahre ab dem Tod Marschall Piłsudskis, also ab 1935, die schlimmste Zeit in den Beziehungen zwischen Polen und Juden oder, besser gesagt, zwischen christlichen und jüdischen Polen gewesen. Warum? Beispielsweise schickte der polnische Außenminister Józef Beck 1938 eine Delegation nach Madagaskar, um die Bedingungen für eine staatlich organisierte Abschiebung der polnischen Juden auf diese Insel zu prüfen. Im Januar 1939 behauptete der polnische Ministerpräsident Sławoj-Składkowski sogar, die Organisation einer Emigration der Juden entspreche dem Willen der gesamten polnischen Gesellschaft. Entsprechend weit verbreitet war der Antisemitismus in Polen, zudem tatkräftig gefördert durch Teile der katholischen Kirche. Auf jüdischer Seite führte dies zu dem bis heute wirksamen Bild, dem zufolge alle Polen Antisemiten waren. Philip Roth hat das in seinem 1969 erstmals erschienenen Werk *Portnoy's Complaint* so ausgedrückt (und hier folgt das Zitat aus einer deutschen Ausgabe): „Ein Polacke, hat mein Vater mir bedeutet, ist mit seinem Tag erst zufrieden, wenn er mit seinen dicken bloßen Füßen auf den Knochen eines Juden herumgetrampelt hat.“⁹

Doch bevor wir uns der Shoah in Polen zuwenden können, soll anhand weniger Zahlen die Dimension angedeutet werden, mit der wir es im Folgenden zu tun haben. In Polen lebten 1939 rund 3,3 Millionen Juden –

⁸ Feliks Tych, *Deutsche, Juden, Polen. Der Holocaust und seine Spätfolgen*, Bonn 2000, 5.

⁹ Philip Roth, *Portnoys Beschwerden*, Frankfurt a. M., Zürich und Wien 2009, 136.

fast siebenmal so viele wie im Deutschen Reich 1933. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug rund 8% und war damit achtmal so hoch wie im Deutschen Reich. In den polnischen Städten lag der Anteil der Juden an der gesamten Stadtbevölkerung bei durchschnittlich 40%. Im Vergleich hierzu waren es in Frankfurt a. M. im Jahr 1933 nur rund 5%. Bereits an diesen wenigen Zahlen wird der enorme Unterschied zwischen Polen und Deutschland offenkundig.

Von den 3,3 Millionen polnischen Juden überlebten nur rund 300.000, also gerade einmal 9%, die meisten davon auf verschiedenen Wegen in der Sowjetunion und nur etwa 50.000 im besetzten Polen, meist im Versteck oder unter falscher Identität.

Da die Verfolgung der polnischen Juden durch die deutschen Besatzer während des Zweiten Weltkrieges stattfand, ist der Kriegsverlauf ein Faktor, der die Verfolgungssituation maßgeblich beeinflusst hat. Deshalb wird im nächsten Abschnitt der militärische Hintergrund sehr knapp geschildert.

2. Der militärische Hintergrund

Am 1. September 1939 griff die deutsche Wehrmacht Polen an. Bereits am 17. September fiel die Sowjetarmee in das der UdSSR im so genannten Hitler-Stalin-Pakt zugesprochene Ostpolen ein und besetzte weite Teile Ostgaliziens, Wolhynien, Podolien und das Wilna-Gebiet. Nur einen Tag später floh die polnische Regierung nach Rumänien. Am 6. Oktober 1939 endeten die Kampfhandlungen in Polen, ohne dass der polnische Oberkommandierende oder die polnische Exilregierung kapituliert hätten.

Durch die zweigeteilte Besetzung des polnischen Staatsgebietes gerieten rund 1,7 Millionen polnische Juden unter direkten deutschen Einfluss, weitere rund 1,2 Millionen kamen unter unmittelbarem sowjetischen Einfluss. Die übrigen lebten in dem Teil des Wilna-Gebietes einschließlich der Stadt Wilna, die von der Sowjetunion noch im Oktober 1939 an Litauen abgetreten wurde, oder waren in die Slowakei, nach Rumänien oder nach Ungarn geflohen. Die Übergabe Wilnas vollzog eine Regelung nach, die am Ende des Ersten Weltkrieges von den Siegermächten getroffen worden war, nämlich der Beschluss, wonach die Stadt Wilna Hauptstadt eines unabhängigen Litauen werden sollte. Dies hatte das gerade unabhängig gewordene Polen jedoch nicht akzeptiert, stattdessen Krieg gegen Litauen geführt und das Wilnagebiet militärisch besetzt.

In Folge des Angriffs der Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 gerieten in kürzester Zeit auch die im September 1939 von der Sowjetunion besetzten Gebiete Polens in den direkten Zugriff der Wehrmacht und anderer deutscher Stellen. Gleichzeitig führte der Krieg gegen die Sowjetunion zu einer Verschärfung der Judenverfolgung im gesamten von den Nazis dominierten Europa, insbesondere jedoch in den polnischen Gebieten. Daher wird nun im nächsten Abschnitt die Verfolgungssituation der Juden in

Polen näher betrachtet, die durch eine stetige Radikalisierung und Steigerung der Gewalt gekennzeichnet ist.

3. Verfolgungsmaßnahmen und ihre Auswirkungen auf Juden

Um die Verfolgung der Juden in Polen beschreiben zu können, muss nach den verschiedenen Regionen unterschieden werden, also:

1. Gebiete, die dem Deutschen Reich 1939 eingegliedert wurden, allen voran Westpreußen (Pomerellen), das Wartheland, Posen und Oberschlesien,
2. das unter deutscher Oberhoheit stehende polnische Gebiet, das Generalgouvernement genannt wurde, mit seiner Verwaltungshauptstadt in der alten polnischen Königsstadt Krakau,
3. das Wilna-Gebiet, das am 10. Oktober 1939 von der Sowjetunion an Litauen abgetreten wurde, und
4. das seit September 1939 zur Sowjetunion geschlagene Gebiet (ohne Wilna).

Nun folgen, nach den vier Regionen unterschieden, einige Punkte hinsichtlich der Judenverfolgung, bevor am Schluss ein zusammenfassender Blick auf die Verfolgung im besetzten Polen geworfen wird.

Zu 1.: Die dem Deutschen Reich eingegliederten Gebiete

Bereits während des Krieges mit Polen wurden in den später eingliederten Gebieten wie im späteren Generalgouvernement Juden ermordet, sei es in Form von Geislerschießungen durch die Wehrmacht, wie am 4. September in Żarki, wo 90 polnische Juden und 12 polnische Nichtjuden

von der Wehrmacht erschossen wurden, sei es durch die SS-Einsatzgruppen, wie in Dynów, wo 150 Juden des Ortes im nahegelegenen Wald von Żurawiec erschossen wurden. Daneben sind zahlreiche Synagogen zerstört worden, so am 12. September in Przeworsk. Die damals 11-jährige Sara Zyskind beschreibt dies für Lodz:

„Eines Tages kam ich auf meinem Weg zur Schule die Kosciuszko-Allee entlang und sah etwas Schreckliches. Die größte Synagoge der Stadt mit ihrer herrlichen hohen Kuppel und den riesigen Glasfenstern – sie brannte! Deutsche Soldaten standen herum, grinsend und untätig, während Polizei und Feuerwehr zusahen, wie die Flammen das Gebäude verschlangen. Bis in die Haarspitzen erstarrt, stand auch ich da und schaute zu, unfähig, zu verstehen, warum niemand auch nur einen Finger krümmte, um das Feuer zu löschen.“¹⁰

In den eingegliederten Gebieten setzte bereits im September 1939 auch die weitere Verfolgung der dort lebenden rund 600.000 Juden ein. So folgten beispielsweise Verbote, Radiogeräte zu besitzen, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen sowie Kinos und Theater zu betreten. Alle Maßnahmen dienten der Ausplünderung der Juden sowie ihrer Isolierung. Bereits am 21. September 1939 hatte der Chef der Sicherheitspolizei, Reinhard Heydrich, in einem Schnellbrief an die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei festgelegt, dass die eingegliederten Gebiete „von Juden frei“ gemacht werden, mindestens aber die dort lebenden Juden in den großen Ortschaften zusammengefasst und ghettoisiert werden müssten. Dabei wurden sogenannte „Judenräte“ als oberstes Organ der Juden in den Ghettos vorgeschrieben. Entsprechend kam es rasch zu Vertreibungen von Juden in das Generalgouvernement und zur Einrichtung von Ghettos, also von Wohnbezirken in einzelnen Städten, in denen ausschließlich Juden (und – wie in Lodz – Zigeuner) lebten.

War es anfangs nur zu einzelnen, gleichsam wilden Vertreibungen der Juden aus den eingegliederten Gebieten in das Generalgouvernement gekommen, so setzte ab Dezember 1939 eine systematische Deportation der Juden ein. Zudem sollten auch die Polen aus diesen Gebieten vertrieben werden, um diese so „einzudeutschen“. Allerdings widersetzte sich der Gouverneur Hans Frank diesem Ansinnen, weil er die Auffassung vertrat, das Generalgouvernement sei nicht in der Lage, so viele Juden und Polen aufzunehmen. Daher kam es nicht zu einer völligen Abschiebung aller Juden aus den eingegliederten Gebieten. Die verbliebenen Juden wurden in Ghettos eingesperrt, zu Zwangsarbeiten heran-

gezogen und völlig ausgeplündert. Dabei bestand wie im Deutschen Reich eine Pflicht zur Zwangsarbeit. Die Heranziehung zu solchen Arbeiten diente jedoch vielfach nicht ökonomischen Zwecken, sondern allein der Schikane und Erniedrigung. Die bereits erwähnte Sara Zyskind berichtet, deutsche Soldaten hätten im Dezember 1939 eine Straße in Lodz abgesperrt und Juden – darunter ihren Vater – gezwungen, auf Lastwagen zu klettern. Sie beschreibt die Erfahrungen ihres Vaters wie folgt:

„Er und andere Männer waren gezwungen worden, Eimer mit Wasser in den vierten Stock eines Gebäudes zu tragen, in einer Art Spießrutenlauf vorbei an Soldaten, die die Arbeiter im Vorübergehen mit Schlagstöcken traktierten. Das aus den Eimern schwappende Wasser [...] [gefror, J.H.], und die Männer schlidderten und rutschten auf dem Eisfilm aus, der sich auf den Treppenstufen gebildet hatte. Dann wurden diejenigen, die es nicht mehr schafften, aufzusteigen und weiterzuarbeiten, noch schlimmer geschlagen.“¹¹

Ab Dezember 1941, mit Errichtung des Vernichtungslagers Chelmno (auf deutsch Kulmhof), begann der massenhafte Mord an den Juden in den eingegliederten Gebieten. Diesem konnten nur sehr wenige Juden entfliehen, die meist untertauchten und in der Illegalität überlebten.

Zu 2.: Das unter deutscher Oberhoheit stehende Generalgouvernement

Das sogenannte Generalgouvernement wurde im Oktober 1939 eingerichtet, nachdem die Militärverwaltung des besetzten polnischen Gebietes beendet worden war. Als eine der ersten Maßnahmen ordnete Hans Frank an, dass alle Juden ab 12 Jahren ab dem 1. Dezember 1939 auf dem rechten Ärmel ein weißes Band von mindestens 10 cm Breite mit einem blauen Davidstern tragen mussten. Damit waren Juden als solche für jedermann leicht erkennbar und somit unmittelbar der persönlichen Verfolgung ausgesetzt. Außerdem mussten in allen Orten, in denen Juden lebten, bis zum 1. Januar 1940 sogenannte „Judenräte“ gebildet werden. Auf diese Weise wurden Juden zu ausführenden Organen der Deutschen gemacht, die bei der Umsetzung der antisemitischen Politik mitwirken mussten. Ebenfalls noch im Herbst 1939 folgte eine Anordnung, der zufolge alle Juden im arbeitsfähigen Alter einer Arbeitspflicht unterlagen. Bis zum Jahr 1941 entstanden rund 200 Zwangsarbeitslager, in denen Juden dauerhaft interniert und dabei grausam behandelt wurden. Daneben stellten die „Judenräte“ den Deutschen sogenannte „Arbeitskolonnen“ zur

¹⁰ Sara Plager-Zyskind, *Auf immer verlorene Jahre. Ein junges Mädchen überlebt den Holocaust in Polen*, München 1993, 20.

¹¹ Ebenda, 27.

Verfügung. Diese jüdischen Zwangsarbeiter, Männer wie Frauen, kamen abends in die Ghettos zurück und erhielten vom „Judenrat“ eine geringe Bezahlung für ihre Arbeitsleistung, die jedoch kein Auskommen für die Familien sichern konnte. Der systematische Massenmord in den Vernichtungslagern Belzec, Sobibor und Treblinka begann hier im Jahr 1942, und zwar mit der Errichtung des Lagers in Belzec im März. Aus diesem Gebiet entkamen vor Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion viele Juden in den sowjetisch besetzten Teil Polens. Diese wurden jedoch dort nach Juni 1941 größtenteils erneut der deutschen Judenverfolgung ausgesetzt. Nur wenigen gelang die Flucht aus den Ghettos zu Partisanen oder ein Überleben in der Illegalität.

Zu 3.: Das an Litauen abgetretene Gebiet um Wilna

Mit der Übergabe eines Teils des Wilna-Gebietes an Litauen im Oktober 1939 kamen die dortigen Juden unter litauische Herrschaft. Dies bedeutete, dass sie nunmehr zwar in einem durch Antisemitismus geprägten Land lebten, aber in einer kapitalistischen Wirtschaft und einer einigermaßen freien Gesellschaft. Hier begann mit der Besetzung Litauens durch die UdSSR im Juni 1940 eine sowjetisch ausgegerichtete Verfolgung von Juden. Einzelne wurden von den sowjetischen Behörden festgenommen und ermordet, allen voran solche, die politisch im linken Lager aktiv, aber keine Kommunisten waren. Noch am 14. Juni 1941 sind rund 7.000 Juden aus Litauen als sogenannte Volksfeinde, also als Kapitalisten oder als unzuverlässige Personen klassifizierte Juden, nach Sibirien oder in asiatische Sowjetrepubliken deportiert worden.

Nach dem Angriff auf die Sowjetunion wurde Litauen sehr schnell von der Wehrmacht besetzt. Bereits im Juli 1941 begann der systematische Massenmord an Juden durch Erschießungen. Im Wilna-Gebiet war Ponary mit seinen großen Erdgruben der größte Vernichtungsort. Hier wurden ab Juli 1941 mindestens 70.000 Juden aus dem Wilna-Gebiet erschossen. Daneben wurde in der Stadt Wilna ein Ghetto eingerichtet, das bis September 1943 fortbestand. Außerdem gab es einige Zwangsarbeitslager für Juden in diesem Gebiet, nicht zuletzt solche, die von der Wehrmacht betrieben wurden. Nur wenige Juden dieses Gebietes konnten bei den Partisanen oder in der Illegalität überleben, weil hier die deutsche Judenverfolgung sofort nach der Besetzung die Ausmaße einer Massenvernichtung annahm.

Zu 4.: Das seit September 1939 zur Sowjetunion gehörende Gebiet (ohne Wilna)

Auch in diesem Gebiet kam es unter sowjetischer Herrschaft zur Deportation von Juden, die als „Volksfeinde“ klassifiziert worden waren. Auf der anderen Seite flüchteten rund 300.000 Juden aus den deutsch besetzten Gebieten Polens in die polnischen Ostgebiete, die 1939 von der Sowjetunion annektiert worden waren.

Nach dem 22. Juni 1941 besetzte die Wehrmacht im Verlauf der ersten Monate des Krieges gegen die Sowjetunion dieses Territorium. Auch hier nahm die Judenverfolgung ab Juli 1941 sogleich Dimensionen der Massenvernichtung an. Die Juden, die die erste Erschießungswelle überlebt hatten, wurden in Ghettos oder in Arbeitslagern interniert. Mit der Liquidierung der Mehrzahl der Ghettos und Lager Ende 1942 und im ersten Halbjahr 1943 wurden die meisten noch lebenden polnischen Juden dieser Gebiete ermordet. Nur wenige überlebten in der Illegalität oder bei den Partisanen oder waren rechtzeitig vor der Besetzung durch die Wehrmacht weiter nach Osten – ins Innere der Sowjetunion – geflohen oder evakuiert worden.

Wie vielfach bereits geschrieben, kristallisieren sich bestimmte Muster der Judenverfolgung heraus. Im Vergleich zum Deutschen Reich folgten die Schritte aber sehr schnell hintereinander bzw. parallel zueinander. Die Verfolgung in Polen begann mit der Identifizierung der als Juden zu verfolgenden Personen. Parallel dazu wurde ihre Erkennbarkeit durch Kennzeichnung sichergestellt. Darauf folgte ihre Isolierung, die mit der ökonomischen Ausplünderung einherging. Nachdem die polnischen Juden in den Jahren 1940 und 1941 gewissermaßen einen sozialen und einen wirtschaftlichen Tod gestorben waren, begannen im Jahr 1942 die Massentötungen und damit der faktische Massenmord an weit über einer Million Juden.

Zu bedenken gilt es ferner, dass die gesamten Verfolgungsmaßnahmen für Erwachsene, aber noch mehr für Kinder einen äußerst brutalen Eingriff in ihre Welt darstellten. Letztere wurden aus den Schulen geworfen, ihre Eltern wurden in Armut gezwungen, sie selbst dem Elend ausgesetzt, zwangsweise in Ghettos verschleppt und zu schweren Arbeiten herangezogen. Sie mussten zudem mit der täglichen Todesdrohung, also in permanenter Angst leben. Alexander Jakobson, der 1938 geboren wurde, hat das in einem Bericht nach der Befreiung so ausgedrückt: „Vor Tieren hatten wir keine Angst, nur vor Menschen.“¹²

¹² Feliks Tych et al. (Hg.), *Kinder über den Holocaust. Frühe Zeugnisse 1944-1948. Interviewprotokolle der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen*, Berlin 2008, 149.

Bisher wurde nur von Juden als Objekten deutscher Verfolgungsorgane berichtet. Dies wird dem Leben und Verhalten der polnischen Juden jedoch nicht gerecht. Daher werden im nächsten Abschnitt Handlungsspielräume beschrieben, die ihnen verblieben waren. So gering diese auch waren, so ermöglichten sie doch, dass einige Juden für sich selbst das Dasein als selbstbestimmte Menschen zu bewahren vermochten.

4. Handlungsspielräume von Juden

Die Verfolgung der Juden im besetzten Polen ließ wenige, je nach Periode der Verfolgung unterschiedliche Handlungsspielräume offen. Besonders hilfreich war etwa ein eher „nicht-jüdisches“ Aussehen. Sara Zyskind berichtet, dass sie trotz Verbot auf den Bürgersteigen blieb, auch wenn deutsche Soldaten vorbeigingen, da sie nicht wie eine Jüdin aussah:

„Es bescherte mir jedes Mal ein Gefühl der Befriedigung, wenn ich stolz, mit hoch erhobenem Haupt, an diesen harten, rotgesichtigen deutschen Soldaten vorbeiging.“¹³

Das Missachten oder Umgehen von Vorschriften, um das eigene Überleben zu sichern, war weit verbreitet. Besonders hilfreich waren dabei Kontakte zu nichtjüdischen Polen. Jurek Erner, geboren 1929, berichtete aus Warschau:

„Ich tat mich mit polnischen Jungs zusammen, und wir machten gemeinsam Geschäfte. [...] Wir kletterten über die Mauer bei Haberbusch in der Żelazna. Gewöhnlich kaufte ich in einem Laden ein, wo man mich als Juden kannte und mir half.“¹⁴

Vielfach wurden die Kinder von ihren Eltern tagsüber versteckt, während sie selbst Zwangsarbeit leisteten. Dies war notwendig, weil oft am Tage Razzien unter denjenigen Juden stattfanden, die nicht arbeiteten. Maria Mławska, geboren 1935, schildert dies folgendermaßen:

„Die Eltern gingen zu den Deutschen arbeiten, bevor sie fortgingen, versteckten sie mich in einem Korb mit schmutziger Wäsche, der in einer dunklen Kammer stand, und meinen jüngeren Bruder versteckten sie in der Speisekammer unter einem Regal. Danach schlossen sie die Tür ab. Es verging nicht viel Zeit, und es wurde an die Tür geschlagen, und man hörte deutsches Brüllen. Da durften wir uns nicht rühren, wie uns beigebracht worden war, sondern mussten

ganz ruhig liegen bleiben. Sie meinten, dass niemand da sei, und gingen dann fort.“¹⁵

Letztlich versuchten viele durch Flucht aus den Ghettos oder Lagern zu überleben. Doch das Leben im Wald, insbesondere im Winter, war äußerst schwer. Nicht nur, dass Krankheit hier vielfach Tod bedeutete und dass die Deutschen Jagd auf Juden in den Wäldern machten, auch andere Gruppen, etwa die polnische Armia Krajowa (AK) und die Organisation Ukrainischer Nationalisten, auch Bandengruppen genannt, ermordeten untergetauchte Juden. Karolina Kremer, geboren 1932, erzählte nach ihrer Befreiung: „Die Banditen von der AK verfolgten uns wie wilde Tiere. Einmal schossen sie sogar ins Bunkerinnere hinein auf mich, aber ich konnte durch den anderen Ausgang entkommen.“¹⁶

Diese Bedrohung bestand für Juden sogar noch nach der Befreiung durch die Sowjetarmee, weil die Armia Krajowa auch danach noch Juden ermordete. So berichtet Karolina Kremer, dass sie nach der Befreiung in Połaniec lebte. Dort wurde im Jahr 1945, also lange nach der im August 1944 erfolgten Befreiung, die jüdische Familie Brezjers durch die AK ermordet.

Daneben bildeten sich in zahlreichen Ghettos Widerstandsgruppen, die gegen die Deutschen kämpften, und zwar nicht nur in Warschau oder Białystok. In mindestens 50 Ghettos gab es bewaffneten Widerstand bzw. unter Einsatz von Waffengewalt erfolgte Ausbruchsaktionen. Vielfach starben die jüdischen Widerstandskämpfer – wie im Getto Nowogrodok, wo es nur 100 der rund 300 Ausbrecher gelang, die rettenden Naliboki-Wälder zu erreichen. Bei der Auflösung des Ghettos in Tuczyń im September 1942 wurde unter Leitung des Vorsitzenden des „Judenrats“, Gezel Schwarzman, und seinem Stellvertreter Meir Himmelfarb bewaffneter Widerstand geleistet. Dabei wurden die Ghettohäuser angezündet, während man gleichzeitig das Feuer auf die Deutschen eröffnete. Durch den starken Rauch und diesen Waffeneinsatz gelang es rund 2.000 Juden, aus dem Ghetto in die Wälder zu fliehen. Alle bewaffneten Kämpfer wurden jedoch von den Deutschen getötet.

Insgesamt lässt sich sagen, dass Juden im besetzten Polen stets versucht haben, die geringen Spielräume, die ihnen blieben, zu nutzen, sei es für sich selbst, sei es für die eigenen Kinder, die an nichtjüdische Bekannte oder Freunde gegeben wurden, sei es im Rahmen von Widerstandsaktionen für Ghetto- oder Lagerinsassen. Dennoch war die Ermordung die Regel und das Überleben die Ausnahme.

¹³ Plager-Zyskind, *Auf immer verlorene Jahre*, 25f.

¹⁴ Tych et al. (Hg.), *Kinder über den Holocaust*, 103.

¹⁵ Ebenda, 171.

¹⁶ Ebenda, 209.

5. Fazit

Der Osteuropahistoriker Frank Golczewski hat vor langer Zeit einmal geschrieben, die polnischen Gebiete unter deutscher Besatzung nähmen im Hinblick auf den Völkermord an den Juden eine Sonderstellung ein, die nur mit der besetzten Sowjetunion vergleichbar sei.¹⁷ Dies gilt im Hinblick auf die Dimension des Verbrechens, aber auch hinsichtlich der Brutalität bei der Verfolgung und Ermordung der Juden. Unterschiede bestehen allerdings darin, dass in der Sowjetunion die meisten Juden durch Erschießungsaktionen der Einsatzgruppen ermordet wurden, während in Polen die meisten in Vernichtungslagern umgebracht wurden. Was diese permanente Todesbedrohung für die Einzelnen bedeutete, formulierte der 1931 geborene Seweryn Dobroszkanka so: „Den Tod fürchtete niemand. Wir lebten wie Soldaten an der Front – heute lebt man, morgen ist man nicht mehr da.“¹⁸

Der Tod war in den Jahren 1939 bis 1945 allgegenwärtig. Und dennoch lässt sich festhalten, dass das Überleben Einzelner von vielen Faktoren abhing: von äußeren, etwa dem Kriegsverlauf (denn dieser bestimmte über den Zeitpunkt der Befreiung), genauso wie von inneren. An dieser Stelle sei Alfons Kenkmann zitiert, der über Kinder geschrieben hat. Doch das, was er sagt, gilt genauso für Erwachsene:

„Die Kinder benötigten bestimmte Fähigkeiten, um zu überleben. Sie mussten sich schnell auf neue Situationen, mit denen sie konfrontiert wurden, einstellen können; sie mussten Gefahren einschätzen lernen, ihnen ausweichen und sich anpassen. In hohem Maße entscheidend für das Überleben waren ein Aussehen, das nicht den Klischees vom Äußeren der Juden entsprach, und die Fähigkeit, die jeweilige Landessprache zu sprechen. Auch eine gute körperliche Verfassung der Kinder war wichtig, um Hunger und Krankheiten zu überleben oder schwere Arbeiten verrichten zu können. Die finanziellen Verhältnisse der Familie konnten das Überleben garantieren, da Verstecke, falsche Papiere und Lebensmittel erkaufte werden mussten. [...] Der Kontakt zur nichtjüdischen Umwelt war lebenswichtig, um das Untertauchen zu erleichtern. Bekannte, Freunde, ehemalige Geschäftspartner oder Angestellte konnten helfen.“¹⁹

Nicht zu vergessen ist jedoch auch, dass Glück und Zufall eine große Rolle spielten, denn trotz bester Voraussetzungen – etwa einem nicht erkennbar jüdischen Aussehen, finanziellen Mitteln, einer guten Konstitution und schneller

Auffassungsgabe – entschied vielfach ein einziger Moment über Leben oder Tod. So wird aus Wilna berichtet, dass einmal eine Gruppe jüdischer Männer im Winter abgeholt und nach Ponary gebracht wurde. Dort mussten sich alle nackt ausziehen und in den Schnee legen. Nach einer Weile stand ein Jude auf. Ein deutscher Bewacher fragte ihn, warum, und er erwiderte, ihm sei kalt. Daraufhin durfte er seine Sachen nehmen und ins Ghetto Wilna zurückkehren. Die übrigen Männer erfroren in dieser Nacht. Eine solche Situation kann man nicht planen oder mit dem Verstand entscheiden. Hier kamen der verzweifelte Mut, aufzustehen, und das Glück, dass die Deutschen ihn ziehen ließen, zusammen. Letztlich ist der Tod der Juden von den Deutschen geplant worden, während das Überleben im besetzten Polen zufällig oder willkürlich war.

Literatur

Alfons Kenkmann, Elisabeth Kohlhaas und Astrid Wolters, *„Vor Tieren hatten wir keine Angst, nur vor Menschen“. Kinder über den Holocaust in Polen. Didaktische Materialien*, Münster 2009.

Frank Golczewski, Polen, in *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, hrsg. v. Wolfgang Benz, München 1996, S. 411-497.

Sara Plager-Zyskind, *Auf immer verlorene Jahre. Ein junges Mädchen überlebt den Holocaust in Polen*, München 1993.

Philip Roth, *Portnoys Beschwerden*, Frankfurt a. M., Zürich und Wien 2009.

Feliks Tych, *Deutsche, Juden, Polen. Der Holocaust und seine Spätfolgen*, Bonn 2000.

Feliks Tych et al. (Hg.), *Kinder über den Holocaust. Frühe Zeugnisse 1944-1948. Interviewprotokolle der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen*, Berlin 2008.

¹⁷ Frank Golczewski, Polen, in *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, hrsg. v. Wolfgang Benz, München 1996, S. 411-497, hier 411.

¹⁸ Tych et al. (Hg.), *Kinder über den Holocaust*, 102.

¹⁹ Alfons Kenkmann, Elisabeth Kohlhaas und Astrid Wolters, *„Vor Tieren hatten wir keine Angst, nur vor Menschen“. Kinder über den Holocaust in Polen. Didaktische Materialien*, Münster 2009, 5.

Kinder der Shoah

Konzepte der Extremtraumatisierung im Kindes- und Jugendalter



Die Gruppe der child survivors, der überlebenden Kinder der Shoah, stellt eine sowohl von wissenschaftlicher Seite als auch im Hinblick auf den Entschädigungsanspruch vernachlässigte Gruppe dar. Grund dafür war zunächst die Annahme, die Betroffenen seien zu jung

gewesen, um sich an die Gräueltaten der Nazis erinnern bzw. um daran „leiden“ zu können. Dass dies keineswegs zutrif, ergaben nicht zuletzt Forschungen in den 1970er Jahren. So stellte sich heraus, dass gerade ein junges Alter während der Verfolgung besonders starke Auswirkungen auf die Schwere der Traumatisierung mit sich brachte.²⁰

In meinem Vortrag möchte ich einige Marksteine der Forschung über child survivors skizzieren. Ich beginne mit einigen Überlegungen zum Konzept der Traumatisierung und stelle dann kurz die klassischen Studien von Anna Freud, Hans Keilson, Reinhart Lempp, Judith Kestenberg und Robert Krell vor. Die gegenwärtig avancierteste Theorie zur Traumatisierung von child survivors hat die schwedische Psychoanalytikerin Suzanne Kaplan vorgelegt. Bevor ich diese vorstelle, werde ich noch auf einige neuere Konzepte eingehen, die in der allgemeinen Traumaforschung entwickelt wurden, sich jedoch gut eignen, um die Verarbeitung der Traumatisierung seitens der Betroffenen zu verstehen.

1. Traumakonzepte

Sigmund Freuds originäres Traumakonzept ist an seinem energetischen Modell des psychischen Apparats orientiert. Es lässt sich anschaulich mit der Metapher vom „lebenden Bläschen“ beschreiben. Das Bläschen wird vor Außenreizen durch eine Schutzhülle abgeschirmt, die nur erträgliche, verarbeitbare Energiequantitäten passieren lässt. „Hat diese Hülle einen ausgedehnten Einbruch erlitten, dann haben wir den Fall des Traumas.“²¹ Aber auch ein das erträgliche Maß übersteigender Mangel an Stimulierung, wie er z.B. bei Deprivation vorliegt, wirkt traumatisierend und hemmt die normale Entwicklung.²²

Gottfried Fischer und Peter Riedesser konzeptualisieren das Trauma als relationalen Begriff. Es besteht nicht lediglich in einem äußeren Ereignis (wie etwa Krieg, Unfall oder Erdbeben), sondern wird vor allem als „vitaler Diskrepanzerleben zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten“ beschrieben, „das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt“.²³ Folgen sind zunächst die Erfahrung von Wirkungslosigkeit und das Gefühl, der Lebensbedrohung wehrlos ausgeliefert zu sein. Mit dieser Konzeptualisierung werden die bedrohliche Situation und die eigenen Ressourcen zur Bewältigung der Bedrohung in ein Verhältnis gesetzt. Dieses relationale Konzept bietet den Vorteil, dass es das Trauma nicht statisch als Ereignis, sondern als Prozess beschreibt. Wir können uns diesen Prozess an einem Verlaufsmodell veranschaulichen (vgl. Abb.1).

²⁰ Haim Dasberg, Adult Child Survivor Syndrome: On Deprived Childhoods of Aging Holocaust Survivors, in *Israel Journal of Psychiatry & Related Sciences* 38 / 1 (2001), 13-26.

²¹ Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main 1967, 514.

²² Leonard Shengold, *Soul Murder: Seelenmord – die Auswirkungen von Missbrauch und Vernachlässigung in der Kindheit*, Frankfurt am Main 1995, 15f.

²³ Gottfried Fischer und Peter Riedesser, *Lehrbuch der Psychotraumatologie*, 3. Aktualisierte und erweiterte Auflage, München und Basel 2003, 82.

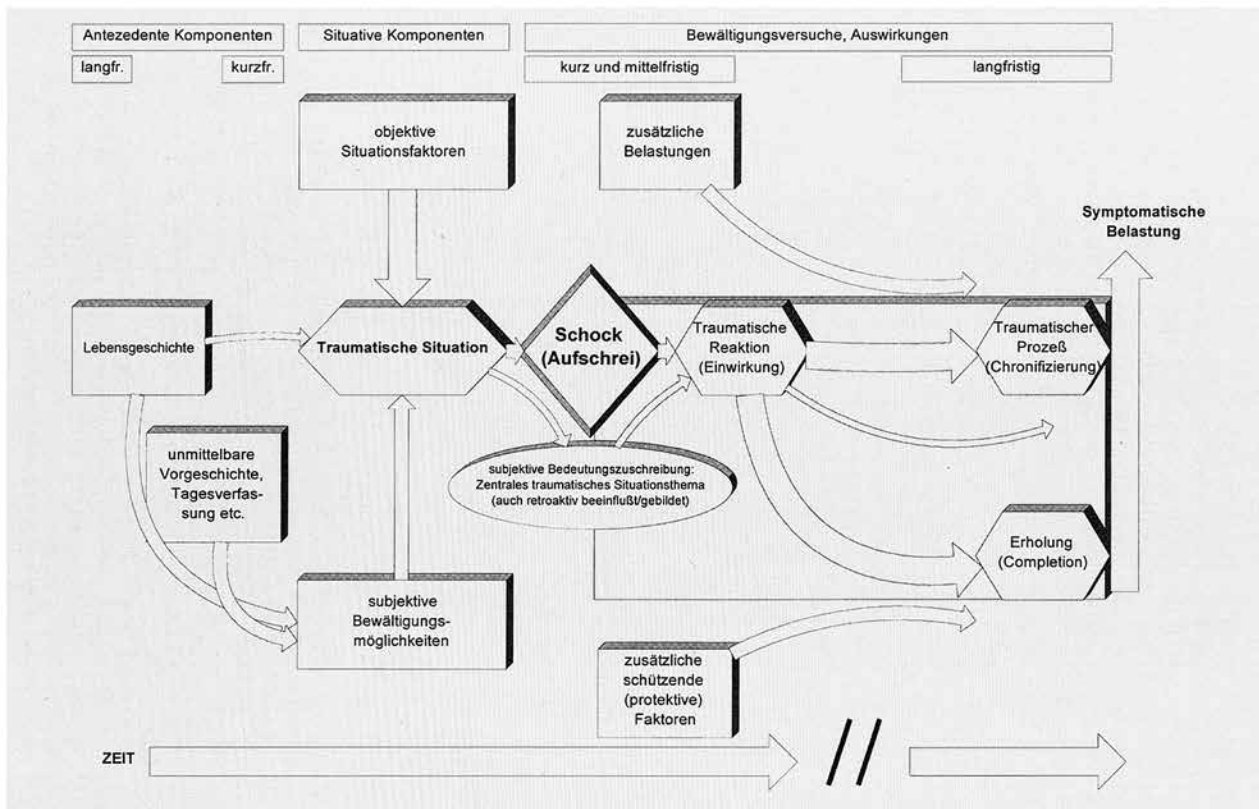


Abbildung 11: Überblick über das Verlaufmodell der psychischen Traumatisierung

2. Wichtige Forschungsbeiträge zum Themenkomplex *child survivor*

Ich stelle Ihnen nun kurz in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Studien zu den *child survivors* vor.

2.1 Anna Freud

Bereits während des Zweiten Weltkrieges untersuchten Anna Freud und Dorothy Burlingham (1949) Kinder, die ihre Eltern verloren hatten und in einem Kinderheim (Hampstead Nurseries) untergebracht waren. Sie stellten sich die Frage, welche Kriegserlebnisse – wie Fliegerangriffe, Nächte in Luftschutzkellern, Trennung von Eltern und Evakuierung – sich auf welche Weise körperlich und seelisch auswirkten.²⁴

Einige Jahre später veröffentlichte Anna Freud gemeinsam mit Sophie Dann ihre Forschungsergebnisse über die von ihr untersuchten *child survivors*. Es handelte sich bei dieser Untersuchung um die Analyse von sechs Kindern im Alter zwischen drei und vier Jahren, die das Konzentrationslager Theresienstadt überlebt hatten und deren Eltern umgebracht worden waren, als sie zwischen sechs und

zwölf Monaten alt waren. Verwaist in diesem frühen Alter, besaßen sie keinerlei Erinnerung an ihre Vergangenheit. Die Autorinnen beschrieben folgende Symptomatik: Die Kinder seien äußerst empfindlich, ruhelos, aggressiv und schwierig im Umgang gewesen. Sie zeigten einen erhöhten Autoerotismus, und bei einigen von ihnen seien beginnende neurotische Symptome zu erkennen gewesen. Sie seien jedoch weder defizient noch delinquent oder psychotisch gewesen.²⁵

Mehr als dreißig Jahre später wurden einige dieser ehemaligen Kinder nochmals untersucht. Die Ergebnisse wurden in der Moskowitz Follow-Up-Studie (1983) zusammengefasst.²⁶ Demnach waren die 24 *child survivors* zu liebevollen Erwachsenen herangewachsen und hatten selbst Familien gegründet und Kinder großgezogen. Allerdings ergab sich aus den Interviews auch, dass erwachsene Kinderüberlebende noch immer das Gefühl hatten, nicht zugehörig zu sein, und unter den massiven Verlusten von Angehörigen litten, die während der Shoah ermordet worden waren. Diese Erinnerungen an früheste Trennungserfahrungen schienen mehr ans Tageslicht zu gelangen, wenn das Umfeld (geografisch) gewechselt wurde.²⁷

²⁴ Anna Freud und Sophie Dann, An Experiment in Group Upbringing, in *Psychoanalytic Study of the Child* 6 (1951), 127-168.

²⁶ Sarah Moskowitz, *Love Despite Hate: Child Survivors of the Holocaust and Their Adult Lives*, New York 1983.

²⁷ Vicki Gordon, *The experience of being a hidden child survivor of the Holocaust*, Melbourne 2002.

²⁴ Dorothy Burlingham und Anna Freud, *Kriegskinder. Jahresbericht des Kriegskinderheims Hampstead Nurseries*, London 1949.

2.2 Hans Keilson

2.2.1 Zur Studie

Die einzige vergleichend-systematische Studie über *child survivors* stammt aus der Feder Hans Keilsons, der die altersspezifische Traumatisierung bei einer Gruppe jüdischer Waisenkinder in den Niederlanden erforschte (1979).²⁸ Er untersuchte eine Zufallsstichprobe von 204 Überlebenden aus einer Gruppe von 2040 Waisen. Die meisten von ihnen hatten den Krieg in Verstecken überlebt, eine kleinere Gruppe bestand aus Überlebenden der Konzentrationslager. Die erste Beobachtung dieser Kinder erfolgte unmittelbar nach der Befreiung. 25 Jahre später wurde diese Gruppe nochmals untersucht, wobei Keilson der Frage nach der Beziehung zwischen traumatischen Situationen und permanenten Persönlichkeitsveränderungen bei Kindern verschiedener Altersgruppen nachging. Zwei Hypothesen wurden geprüft: Zum einen ging es um die Frage der altersspezifischen Traumatisierung, zum zweiten wurde nach den Spätfolgen der Traumatisierung gefragt, genauer, danach, ob die Schwere der Traumatisierung während der Kindheit auch den Schweregrad einer Persönlichkeitsstörung beim späterem Erwachsenen bestimmte.²⁹

Der von *child survivors* häufig geäußerte Eindruck, wichtige Entwicklungsschritte verpasst zu haben, deutete schon im Vorfeld an, dass mit der Traumatisierung eine Fixierung auf frühe Phasen der kindlichen Entwicklung stattgefunden haben könnte. Keilson macht darauf aufmerksam, dass im Unterschied zu den Arbeiten über erwachsene Verfolgte, in denen das Verfolgungsgeschehen unter dem Gesichtspunkt des Einbruchs in die gereifte Persönlichkeit erfasst wurde, die extreme Belastungssituation der Verfolgung bei *child survivors* der integrale Bestandteil der kindlichen Entwicklung gewesen ist.

2.2.2 Traumatische Sequenzen

Keilson konstatiert in seinem Modell einen Wandel der „extremen Belastungssituation“ im historischen Verlauf und unterscheidet drei Phasen der Verfolgung:

a) Die erste Phase bezeichnet er als „Schockphase“ nach einer häufig idealisierten Kindheit. Es handelt sich dabei um die Vorkriegsjahre bzw. um die Zeit zu Beginn des Krieges, in der das Kind zwar noch bei den Eltern war, aber mit Einschränkungen der persönlichen Freiheit sowie mit

dem Antisemitismus (z.B. Tragen des gelben Sterns, etc.) zu kämpfen hatte. Diese Phase lässt sich mit dem Bild des „Abbröckeln(s) des Rechtsschutzes“ zusammenfassen.³⁰

b) Als zweite Phase ist die Zeit der Verfolgung („Einwirkungsphase“) während der Jahre 1939 bis 1945 (bzw. 1933 bis 1945 bei deutschen Juden) zu nennen, also jener Lebensabschnitt, der extreme traumatische Erfahrungen mit sich brachte. In Keilsons Untersuchungsgruppe der jüdischen Kriegswaisen aus den Niederlanden waren dies vor allem zwei Formen der Verfolgung – das Leben im Versteck oder die Internierung in einem Konzentrations- oder Vernichtungslager. Sie beginnt nach der Trennung des Kindes von der Familie. Das Überleben des Kindes war nun von anderen Personen abhängig, Gleichzeitig mussten die Kinder die gleichen grausamen Erfahrungen machen wie Erwachsene.

3) Die dritte Phase – die Zeitspanne nach dem Krieg als Existenz im Schatten der erlebten Verfolgung und mit allen Schwierigkeiten der Wiedereingliederung – nennt Keilson die „Erholungsphase“ und kennzeichnet sie als die wichtigste Phase bei der Verarbeitung des Traumas.³¹ Sowohl bei den biologischen als auch bei den Pflegeeltern spiegelte sich eine emotionslose Interaktion wider, oft auch seitens der Kinder. Kinder, deren leibliche Eltern überlebt hatten, erkannten jene bei der Wiederbegegnung oft nicht.³² Andere, deren Eltern nicht überlebt hatten, waren mit einer massiven Verlusterfahrung konfrontiert. Für alle galt es, sich möglichst schnell an die chaotischen Umstände der Nachkriegszeit anzupassen, oder gar – im Falle der Emigration – in einer neuen kulturellen Umgebung Fuß zu fassen.³³

2.2.3 Altersspezifische Traumatisierung

Die Frage der altersspezifischen Traumatisierung von Kindern und Jugendlichen geht auf den von John Bowlby geprägten Begriff der *basic needs* zurück. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Zeitpunkt der „Trennung von der Mutter“ und damit der Herauslösung aus der Sicherung der elementaren Bedürfnisse.

Kinder, die in einem sehr frühen Alter eine Trennung erleben, sind in ihrer Fähigkeit befähigt, Gefühle von Sicherheit und Geborgenheit zu entwickeln. Meist ist dabei ein dauerndes Gefühl von Unsicherheit induziert. Auch die Vorstellung von Zeit ist häufig diffus. Der Mangel an Kontinuität hemmt die Entwicklung einer inneren Ordnung, eines Wissens darum, was man wann zu erwarten hat. Eine Spätfol-

²⁸ Hans Keilson, *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*, Stuttgart 1979.

²⁹ Ders., *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern durch man-made-disaster*. In: Endres, Manfred u. Biermann, Gerd (Hg.): *Traumatisierung in Kindheit und Jugend*. München 1998, S. 49.

³⁰ Ders. *Sequentielle Traumatisierung*, 56.

³¹ Ebenda, 56.

³² Vyssoki, David; Tauber, Traude; Strusievici, Stefan u. Schürmann-Emanuel, Alexander, *Trauma bei den Opfern der NS-Verfolgung*. In: Friedmann, Alexander et al. (Hg.): *Psychotrauma. Die posttraumatische Belastungsstörung*. Wien, New York 2004, 197-212.

³³ Gordon, *The experience of being a hidden child survivor*, 2002.

ge im Erwachsenenalter besteht – nach Keilson – häufig in einer fortgesetzten kindlichen Abhängigkeit von anderen Erwachsenen (etwa Partnern oder Eltern). Darüber hinaus kann es zu charakterneurotischen Entwicklungen kommen, die mit Kontaktschwierigkeiten sowie persönlicher und sozialer Verunsicherung verbunden sind.

Die älteren *child survivors* befanden sich zur Zeit der Verfolgung in der Voradoleszenz und Adoleszenz, in der die Identitätsentwicklung ein wesentliches Thema darstellt. Alltäglich waren die Konfrontation mit dem Tod, die vielen Trennungen, der Verlust des Glaubens an moralische Werte, die ständige Wahrnehmung von Gefahr um sie herum und die schwere Last der Verantwortung für jüngere Geschwister (und manchmal auch für die Eltern). Im Gegensatz zu den jüngeren Kindern haben die älteren deutlichere Erinnerungen an ihre Eltern und ihre Kindheit, so dass ihre Sehnsucht nach den umgebrachten oder vermissten Familienangehörigen intensiver war. Sie nahmen die Grausamkeiten um sie herum bewusster wahr und verstanden deren Bedeutung besser. Symptomatisch war in der Gruppe der Adoleszenten Keilsons Erhebung zufolge die „chronisch-reaktive Depression“, während in der Gruppe der Voradoleszenten der Anteil der „angstneurotischen Entwicklung“ vorherrschend war.³⁴ Diese Beobachtungen streichen heraus, dass die Modalität der Belastung in den verschiedenen Altersstufen variierte.

2.2.4 Besondere Erkenntnisse

Die Forschungsergebnisse Keilsons sind nicht allein für die Holocaustforschung bedeutsam, sie markieren auch einen Wandel in der Traumaforschung. Denn sie machen darauf aufmerksam, dass das Trauma kein abgeschlossener zeitlicher Vorgang ist, sondern ein (subjektiver) Prozess, der fortauern kann. Die klassische Begriffsbildung der posttraumatischen Belastungsstörung in der Traumaforschung erweist sich in diesem Zusammenhang auch als irreführend, da die Wortwahl nahe legt, das Trauma sei ein bereits vergangenes (abgeschlossenes) Ereignis.³⁵ Gerade der günstige bzw. ungünstige Verlauf der dritten Phase (nach Keilson), d.h. der Nachkriegszeit und Wiedereingliederung, stellte sich in seinen Studien als äußerst wichtig für die Tragweite und das Ausmaß der folgenden traumatischen Entwicklungen heraus.

1.3 Reinhart Lempp

³⁴ Keilson, *Sequentielle Traumatisierung*, 94.

³⁵ Fischer und Riedesser, *Lehrbuch der Psychotraumatologie*, 63.

1.3.1 Zur Studie

Der Psychiater Reinhart Lempp veröffentlichte fast zeitgleich zu Keilson die Ergebnisse seiner Untersuchung von 45 Aktengutachten jüdischer Kinder und junger Erwachsener (bis zum Alter von 21 Jahren), die entweder im Versteck oder in den Konzentrations- und Vernichtungslagern überlebt hatten.³⁶ Anhand seiner Ergebnisse konnte nachgewiesen werden, dass mit dem Alter des Kindes während der Verfolgung die Wahrscheinlichkeit für die Ausbildung einer depressiven Symptomatik im späteren Verlauf stieg. Dieser Befund deckt sich mit der Untersuchung Keilsons. Lempps Ausführungen müssen daher hier nicht eingehender dargestellt werden.

Äußerst interessant im Hinblick auf *child survivors* im fortgeschrittenen Alter ist allerdings ein Befund aus Lempps Langzeitstudie.³⁷ Er konnte zeigen, dass *child survivor* in ihrem späten Leben psychische Beschwerden entwickelt hatten, die zur Zeit der Vorstudie von 1979 noch nicht aufgetreten waren. Der wichtigste Beitrag seiner Studien besteht demnach in der Einsicht in den reaktivierenden Einfluss des Alterungsprozesses im Zusammenhang mit dem Trauma der Shoah. Nach Lempp sind *child survivors* vom Erleben traumatischer Erinnerungen besonders während der kritischen mittleren Lebensphasen betroffen. In dieser Altersphase beginnt typischerweise der Versuch einer Aufarbeitung der lange verdrängten oder verschwiegenen Vergangenheit – im Sinne einer Integration in die eigene Biographie.

2.4. Judith S. Kestenberg

Die New Yorker Psychoanalytikerin Judith S. Kestenberg leistete einen wichtigen und äußerst umfangreichen Beitrag zum Verständnis der *child survivors*, indem sie unzählige Interviews sammelte und sich mit dem therapeutischen Effekt auf Kinder beschäftigte, die ihre Erinnerungen wiedererlangten. Auch in ihrer eigenen therapeutischen Arbeit als Analytikerin befasste sie sich intensiv mit den ehemaligen Kindern und Jugendlichen, die die Shoah überlebt hatten.

³⁶ Reinhart Lempp, *Extrembelastung im Kindes- und Jugendalter. Über psychosoziale Spätfolgen nach nationalsozialistischer Verfolgung im Kindes- und Jugendalter anhand von Aktengutachten*, Bern 1979.

³⁷ Ders., *Seelische Verfolgungsschäden bei Kindern in der Ersten und Zweiten Generation*. In: Hartmann, Gertrud (Hg.): *Spuren der Verfolgung, Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder*, Gerlingen 1992, 93-99.

2.4.1 Der Konflikt zwischen Erinnern und Vergessen

Kestenbergs konstatiert, für *child survivors* bestehe in vielerlei Hinsicht die Notwendigkeit zu vergessen, die Vergangenheit könne allerdings lebendig und erschreckend zurückkehren, so dass sie nur noch den Wunsch verspürten, in die Gegenwart zu flüchten. Zur Sicherung ihrer Lebenskontinuität brauchten sie jedoch die Erinnerung an die Geschehnisse während der Shoah. Aber die Erinnerung bringe auch die traumatische Vergangenheit zurück und damit Gefühle wie Wut und Zorn. Der Konflikt zwischen Erinnern und Vergessen sei eines der Hauptprobleme im Leben eines Menschen, der als Kind den Holocaust überlebt habe.³⁸ In ähnlicher Weise findet sich dieser Konflikt bei den späteren Ausführungen Suzanne Kaplans wieder. Dort wird dieser Konflikt als Versuch der Affektregulierung dargestellt, der bei traumatisierten *child survivors* zu beobachten ist. Kestenberg macht darüber hinaus auf die Rolle der physischen Schmerzen bei Traumatisierungen aufmerksam. Physischer Schmerz verbindet sich mit psychischem Schmerz in einer physischen, körperlichen Erinnerung. Schmerz kondensiert auf diese Weise die Erinnerung an Hunger, Kälte, Vergiftungen und Verlustgefühle. Dabei spielt wiederum das Alter eine Rolle: Je jünger das traumatisierte Kind, desto größer das Trauma und die Wahrscheinlichkeit, dass das Trauma im körperlichen Erleben wieder präsent wird.

2.4.2 Verlassenheit und Distanzierung

Kestenberg weist zudem darauf hin, dass *child survivors* mit Schwierigkeiten kämpfen, sich Menschen anzunähern, und Angst vor allzu großer mitmenschlicher Nähe haben. Da viele das Vertrauen zu ihren Eltern verloren haben, weil sie sie „verlassen“ hatten, lernten sie, sich durchzuschlagen und möglichst große Distanz zu anderen zu halten. Ihre Persönlichkeit ist von einem depressiven Kern bestimmt, der keinerlei intensive Freude zulassen könne. Heilsam könne es sein, sich das intensive Wohlgefühl ihrer frühen Kindheit zu vergegenwärtigen. In vielen Fällen könne das zu außergewöhnlichen Höchstleistungen antreiben. Oftmals könnten sich die Kinder aber an ihre frühe Kindheit und an glückliche Ereignisse aus der Zeit vor der Verfolgung nicht erinnern. Das Trauma, so scheint es, hat die Erinnerung an die früheren sensomotorischen lustvollen Erlebnisse ausgelöscht.³⁹

Child survivors, die niemals von ihren Eltern getrennt gewesen waren oder die nach dem Krieg ihre Eltern wieder gefunden hatten, haben ihre Wut häufig offen und unmittelbar auf ihre Eltern bezogen zum Ausdruck gebracht. Kestenberg weist darauf hin, dass Kinder die Abwertung ihrer Eltern während der Shoah miterleben mussten und dabei auch das Vertrauen in sie verloren. Sie vertritt die Auffassung, das Kind weise – im Falle einer Trennung von der Mutter – Störungen in der Entwicklung des Ichs und Überichs auf.⁴⁰ Manche seien dabei voller Zorn, weil ihre Eltern in der Verfolgungszeit die ihnen zugedachte Aufgabe als Versorger nicht erfüllt hatten. Sie hätten zugelassen, dass ihre Kinder hungerten und von den Verfolgern gequält worden seien. Sie hätten keinen Widerstand geleistet und ihre Kinder im Stich gelassen. Dabei übertrugen sie – im Sinne einer Identifikation mit dem Aggressor – ihren Glauben an die Onnipotenz ihrer Eltern auf die mächtigen Verfolger. Aufgrund dieser Identifikation neigten sie dazu, andere Menschen auszuschließen.⁴¹ So werde die Wut oft fehlgeleitet und richte sich auf die eigenen Eltern anstatt auf die Verfolger. Je jünger die Kinder gewesen seien, umso mehr lasteten sie ihren Eltern, besonders ihren Müttern, ihr ganzes Schicksal an. Viele wendeten die Wut infolge von Schuldgefühlen nach innen.

Kestenberg tritt auch entschieden der Annahme entgegen, die Kinder seien so jung gewesen, dass sie nicht sonderlich gelitten hätten, weil sie zu klein gewesen seien, um die Gefahren wirklich zu begreifen. Die Spiele etwa, die Kinder spielten, legten Zeugnis von der genauen Beobachtung der Kinder und von deren Wissen um das Wesen von Gefahren, Tod und Vernichtung ab. Kinder, so Kestenberg, seien während der traumatischen Zeit der Verfolgung nicht nur körperlich, sondern auch psychisch vorzeitig gereift. Menschen, die als Kinder die Verfolgung überlebt haben, leiden in sehr ausgeprägter Form unter dem Gefühl, nirgendwo hinzugehören.⁴² Ihr Heimatland habe sie verworfen und ihre Religion sei ihnen eher eine Plage als eine Quelle des Stolzes. Diejenigen, die von ihren Eltern orthodox jüdisch erzogen worden waren, und denen die Liebe zu ihrem Erbe nicht abhanden gekommen war, erscheinen in ihrem späteren Erwachsenenleben am wenigsten verunsichert. Die Klage „ich gehöre zu niemandem“ findet sich oft bei Menschen, die als Kinder überlebt haben. Aus dem Gefühl heraus, anders als andere zu sein, versuchen sie besonders intensiv, sich nicht von den Kindern des Landes, in das sie eingewandert sind, zu unterscheiden.

³⁸ Judith Kestenberg, *Kinder von Überlebenden und überlebende Kinder*. In: Stoffels, Hans (Hg.): *Schicksale der Verfolgten*, Berlin 1991, 115.

³⁹ Ebenda, 122.

⁴⁰ Dies. und Ira Brenner, *Children who survived the Holocaust. The Role and Routines in the Development of the Superego*, in *International Journal of Psycho-Analysis*, 67, 1986, 311f.

⁴¹ Dies., *Kinder von Überlebenden* 1991, 120.

⁴² Dies. und Milton Kestenberg, *The Sense of Belonging and Altruism in Children Who Survived the Holocaust*, in *Psychoanalytical Review*, 75, 1988, 533-560.

2.4.3 Überleben und Anpassen

Kestenberg zufolge wurde Kindern, die die Shoah überlebt hatten, darüber hinaus von ihren Eltern und ihrer Familie ein „Auftrag“ erteilt: am Leben zu bleiben und den Bestand ihrer Familie und Ethnie zu sichern, indem sie selbst Kinder auf die Welt bringen. Jedes einzelne Kind, so Kestenberg, sei ein „Symbol des Sieges über Hitlers Völkermord“. Das Sprechen über die Verfolgung beginne daher meist erst, nachdem die Kinder erwachsen seien.

Viele unterlassen es auch, Wiedergutmachungsanträge an den deutschen Staat zu stellen, weil sie die Schuld nicht dort sehen, wo sie eigentlich liegt. Viele Eltern von *child survivors* wollten nicht, dass ihre Kinder durch die Art und Weise des dafür erforderlichen Interviews grausam und inhuman behandelt würden, und verzichteten stattdessen lieber auf das Einfordern einer Wiedergutmachung.⁴³

2.5 Robert Krell

Waren die bisher genannten Forscherinnen und Forscher zumeist selbst erwachsene Überlebende der Shoah, so beginnt nun mit Robert Krell ein *child survivor* selbst über dieses Thema zu arbeiten. In den 1980er Jahren konstituierten sich die *child survivors* auch selbst als eigene Gruppe von Überlebenden und entdeckten, dass das bisherige Schweigen und ein (bis dahin) oftmals vereinzelt Alltagsleben eine Gemeinsamkeit mit anderen *child survivors* darstellten. Krell formuliert die Verschwiegenheit und Unauffälligkeit mit folgenden Worten:

„Da das Überleben von der schnellen Anpassung des Kindes an die Laune des betreuenden Erwachsenen abhängig war, wurden die meisten Qualen in Schweigen und Angst ausgehalten und die Kinder blieben nach dem Krieg meistens still und versteckt. Um ein erfolgreicher und normaler Israeli, Amerikaner, Kanadier oder Australier zu werden, war es ungünstig, als Überlebender bekannt zu sein, weil die Menschen annahmen, dass ein Überlebender irreparabel beschädigt sei.“⁴⁴

Die (Selbst-)Entdeckung als *child survivor* erläutert Krell anhand seiner persönlichen Geschichte. Er schildert, dass die Shoah zwar ein fester Bestandteil seiner Selbstwahrnehmung war, ihn der Begriff *child survivor* jedoch erstmals zu dem Zeitpunkt berührte, als er 1981 am ersten Weltkongress der Shoah-Überlebenden in Jerusalem teilnahm. Eine Rede von Rabbiner Israel Meir Lau, Oberrabbiner in

Natania, enthielt die Worte: „Ich denke, ich bin der jüngste Überlebende aus Buchenwald (acht Jahre alt bei der Befreiung). Mein Vater war der letzte Rabbiner von Piotrkow in Polen; er wurde in Treblinka umgebracht. Meine Mutter verhungerte im Konzentrationslager Ravensbrück.“⁴⁵ Und Krell fährt fort: „Genau in diesem Moment begriff ich, dass ich 1945 fünf [...] und Rabbiner Lau acht Jahre alt war. Wir waren Kinder! Die Kinder der Shoah! Es handelte sich nicht um die zweite Generation, welche im Buch *Die Kinder des Holocaust* von Helen Epstein beschrieben wird. Es gab uns bereits.“⁴⁶ Robert Krell schildert, wie er daraufhin 1983 begann, in Los Angeles eine *child-survivor*-Gruppe zu gründen. Es galt dabei auch eine Stigmatisierung zu überwinden, die – mit der pathologisierenden Zuschreibung von *child survivors* als per se „beschädigt“ – alle Kinderüberlebenden diffamierte: „Ein überlebender Freund“, so Krell, „erinnert sich, dort [bei der Befreiung als *child survivor* in Buchenwald] von einem Psychiater angesprochen worden zu sein. Es wurde ihnen gesagt, dass sie zu stark beschädigt seien, um sich jemals wieder zu erholen und als nützliches menschliches Wesen zu funktionieren.“⁴⁷

In den frühen 1980ern definierte Krell *child survivor* als Kinder, die bei der Befreiung 16 Jahre alt oder jünger waren. Bezüglich der Altersgrenze der Gruppe der *child survivors* gab es unterschiedliche Ansichten. Krell sieht sie bei 16 Jahren, Keilson bei 18 Jahren und Lempp sogar bei 21 Jahren. Krell begründet dies Altergrenze damit, dass der Lebensweg derjenigen unter 16 entscheidend anders verlief als der über 16-jährigen. Diese Definition der Altersgrenze hat sich im Folgenden auch durchgesetzt. Die älteren Jugendlichen waren eher in der Lage, unabhängig zu sein, heirateten häufig in den DP-Lagern, zogen meistens in große Städte, wo sie Arbeit suchten, und lebten in der Nähe von anderen Überlebenden der Shoah, was ihnen erlaubte, wieder einen Sinn für Gemeinschaft zu entwickeln. *Child survivors* hingegen wurden in einem besonders verletzbareren Alter von ihren Eltern getrennt, und ihr Anteil am eigenen Überleben war weniger aktiv, so dass sie später auch nicht so stolz darauf sein konnten wie die Erwachsenen. Auf diese Weise betont Krell auch nochmals die Phase nach der Befreiung: Die Umstände des Lebens nach der Shoah spielen eine gewichtige Rolle bei Langzeitschäden infolge einer Traumatisierung.

Die ganz individuellen Lebensumstände sollen und müssen dabei der Bewertung des traumatischen Erlebens Berücksichtigung finden: So ist das Herkunftsland eines *child survivors* unter Umständen entscheidend für Beginn und

⁴³ Dies. und Eva Fogelman, *Children during the Nazi reign*, Westport 1994.

⁴⁴ Robert Krell, *Die nicht anerkannten und verborgenen Überlebenden der Shoa*. In: Rossberg, Alexandra.u. Lansen, Johan (Hg.): *Das Schweigen brechen*. Frankfurt a.M. 2003, 133.

⁴⁵ Ebenda, 132.

⁴⁶ Ebenda.

⁴⁷ Ders., *Reflexionen eines Child Survivors/Psychiaters*, 143.

Dauer der Traumatisierung: „Ein Kind, das 1929 in Polen geboren wurde, hätte zehn Lebensjahre vor dem Holocaust gehabt und sechs Jahre, um während des Holocaust zu überleben, während ein Kind, das 1929 in Ungarn geboren wurde, 15 Jahre relative Ruhe hatte, bis zur Katastrophe 1944. Die älteren Kinder können sich an ihre Familien, Traditionen und Freunde erinnern“.⁴⁸ Das Wissen um die Umstände, unter denen er / sie zum ersten Mal die überwältigende Katastrophe der Shoah erlebte, trägt viel zum Verstehen bei.

Exkurs: Traumaschema (Fischer & Riedesser)

Das Trauma, so konzipieren es Fischer & Riedesser,⁴⁹ ist im Individuum als Schema repräsentiert: als unterbrochener Handlungsansatz mit Kampf- bzw. Flucht tendenz, oft in Verbindung mit fragmentierten Sinneseindrücken und Erinnerungsbildern, die als Traumaschema die traumatische Erfahrung im Gedächtnis speichern. Das Traumaschema und der zugeordnete Erlebniszustand zeichnen sich demnach durch überschießende Emotionen bei gleichzeitiger Schwäche der kognitiven Verarbeitungsmöglichkeit aus. Das Traumaschema drängt zur Wiederholung, wobei die Reproduktion des Traumaschemas allerdings eine Retraumatisierung bedeuten würde. Das Traumaschema muss also durch eine Gegenkraft dynamisch ausbalanciert werden, die als traumakompensatorisches Schema bezeichnet wird. Die betroffene Person entwickelt Hypothesen darüber, wie es zur Traumatisierung kam und was geschehen muss, um eine Wiederholung des Traumas oder anderweitige Traumatisierung zu vermeiden. Es werden also Konsequenzen aus der traumatischen Erfahrung gezogen und kompensatorische Gegenmaßnahmen entworfen, die der Kontrolle des Schreckens dienen und zukünftige Wiederholungen vermeiden sollen. Diese Reaktion beruht gleichsam auf einer Art naiver Traumatheorie, die durch die jeweilige kognitive Entwicklungsstufe bestimmt ist – bei Kindheitstraumata wird das traumakompensatorische Schema auf dem entsprechenden Niveau der kognitiven Entwicklung und der dadurch gegebenen Begrenzung ausgearbeitet. Daher sind das Schema und seine Komponenten oft durch eine magisch anmutende egozentrische Denkweise bestimmt, die dem frühen kognitiven Egozentrismus des Kindes entspricht. Das psychotraumatische Symptom erweist sich als – höchst fragiler – Kompromiss zwischen diesen beiden gegenläufigen Kraftfeldern – dem Traumaschema sowie

dem traumakompensatorischen Schema. Demzufolge ist weniger die objektive Intensität der traumatischen Faktoren entscheidend als vielmehr die qualitative Eigenheit einer Bedrohung, die sich entweder an ein schon bestehendes Traumaschema anschließt oder zentrale Momente eines Lebensentwurfes oder auch erworbene traumakompensatorische Strategien jäh in Frage stellt. Ein übergreifendes pathogenetisches Moment des Traumas aus Sicht dieser Traumadefinition ist die dauerhafte Erschütterung des eigenen Selbst- und Weltverständnisses. Als Reaktion auf das lebensbedrohende Ereignis folgen charakteristische – bipolare – Verhaltens- und Erlebensweisen, bei denen sich permanent die Zustände von Intrusion (d.h. wiederkehrenden Erinnerungsbildern, häufig in Form von Alpträumen oder flash-backs) und Verleugnung (im Englischen wird dafür sehr zutreffend der Begriff *psychic numbing* verwendet, der eine Art emotionaler „Dumpfheit“ oder Anästhesie bezeichnet) abwechseln. Die wiederkehrenden Erinnerungsbilder haben für die Betroffenen oft den Charakter einer unmittelbaren Wiederholung der traumatischen Situation. So kann nicht mehr zwischen Gegenwart und Vergangenheit unterschieden werden. Auch kann der panikartige Erregungszustand fortbestehen. Dann wird der Betroffene dauerhaft von unkontrollierbarer Erregung überflutet. Im Gegensatz zur Überflutung können auch sog. ‚frozen states‘ auftreten, das heißt eine Verfestigung der Verleugnungs- bzw. Vermeidungsphase, durch die eingefrorene Erlebniszustände mit psychovegetativen und psychosomatischen Reaktionen fixiert werden.⁵⁰

2.6 Suzanne Kaplan

2.6.1 Zur Studie

Suzanne Kaplan ist eine schwedische Psychoanalytikerin für Kinder und Erwachsene und befasste sich sowohl mit überlebenden Kindern der Shoah als auch des Völkermords in Ruanda. Aus einer Vielzahl von Interviews entwickelte sie interessante theoretische Konzepte, um den Umgang mit extremtraumatischen Erfahrungen zu beschreiben.⁵¹

2.6.2 Theoriebausteine

Fünf Begriffe fungieren in Kaplans Traumatheorie als tragende Pfeiler. Das Aufwachsen nach dem Völkermord ist von dem beeinflusst, was Kaplan als „Generationszerfall“ bezeichnet. Diesem Zerfall oder Bruch (*generational col-*

⁴⁸ Ders., *Children who Survived the Holocaust: Reflections of a child survivor*. In: *Echoes of the Holocaust*, Bd. 4, 1995. Zugriff am 20.01.11: <http://www.holocaustechoes.com/4kreil.html>

⁴⁹ Fischer & Riedesser, *Lehrbuch der Psychotraumatologie*, 101f.

⁵⁰ Ebenda, 128

⁵¹ Suzanne Kaplan, *Kindheit im Schatten von Völkermord: Massives seelisches Trauma in der Kindheit und seine Folgen*, Nierstein 2005.

lapse) steht die Generationenbindung (*generational linking*) gegenüber – beide bilden eine Grundlage für die Verarbeitung des Erlebten. Kinder, die die Shoah überlebt haben, haben nicht nur die Verbindung zu ihren Eltern und die Erfahrung der eigenen Kindheit verloren, sondern auch den Kontakt zu ihrer eigenen Familiengeschichte. Generationenzerfall bedeutet demnach eine Wegbewegung von der kulturellen Sphäre, zu der man gehört. Begleitet wird sie von Brüchen in Denkprozessen und dem Erleben des Selbst. Generationenzerfall und Generationenbindung bilden die Basis für die Entwicklung der von Kaplan vorgestellten Theorie. Innerhalb dieses Bezugssystems entwickelt sie zwei Kernideen, die sie mit dem Begriff der „Perforation“ (*perforation*) und der „Erschaffung von Raum“ (*space creation*) beschreibt. In Anlehnung an Freuds Traumatheorie spricht Kaplan von einem psychischen Schutzschild, der durch traumatische Sinneswahrnehmungen perforiert wird. Die psychische Membran wird im konkreten wie übertragenen Sinne „durchlöchert“, wenn die Sinne durchdrungen werden (etwas Zerstörerisches verschafft sich gewaltsam Eintritt, beispielsweise eine furchterregende Stimme), wenn etwas auseinander gerissen wird (etwas wird weggenommen und hinterlässt ein Vakuum: Familienmitglieder, bedeutsame Objekte oder Alltagsgewohnheiten) oder wenn Körper gebrand-

spontan aus existenziellen Bedürfnissen heraus entsteht. In der Auswertung der Interviews mit Betroffenen achtete Kaplan insbesondere auf den emotionalen Ausdruck. Wie etwas gesagt wurde, empfand sie als genauso wichtig wie das, was gesagt wurde. Auf der Grundlage dieser beobachteten Erinnerungsfragmente und Affekte entwickelte sie Hypothesen zur Affektregulierung, die innerhalb des Kernprozesses des Generationenzerfalls im Mittelpunkt stehen. Auf dieser Basis sucht sie die psychischen Folgen der Prozesse der Perforierung und des Raumschaffens zu beschreiben. In einem dialektischen Modell entwickelt sie zwei gegenläufige Kräfte: Die eine nennt sie „Traumabindung“ (vgl. den oberen Teil der Abb.2).

Affektregulierung					
Verbindung	Affektausstoßung	A Affekt-einströmung	B Affektisolierung	C Affektaktivierung	D Affekt-symbolisierung
Traumabindung	Transportierte Verbindung	A1 Affekt als Verbindung	B1 Einkapselte Verbindung	C1	D1
(Perforieren)	Perzeption des Traumas – kann zu Rache führen	Perzeption des Traumas – Re-traumatisierung, die sich in Körpersprache und Wiederholung zeigen kann	Perzeption des Traumas – Re-traumatisierung, die zu Somatisierung und Distanzierung führen kann	Repräsentation des Traumas/verbal ausgedrückt – Perforierung in geringem Ausmaß – kann zu (optimaler) Angst führen	Repräsentation des Traumas/verbal ausgedrückt – Perforierung in geringem Ausmaß – kann zu (aushaltbarem) Schmerz führen
Generationale Verbundenheit		A2	B2	C2	D2
(Raumschaffen)	Illusionären Raum schaffen – Fordern von persönlicher Rehabilitation – Pseudonormalisierung	Geringes Raumschaffen – Hilferuf	Teilweises Raumschaffen – Kontrolle über das Trauma erlangen	Das Raumschaffen erweitern – kann zum Zurückgewinnen eines »normalen« Lebens führen	Bewegliches Raumschaffen – kann zu Kreativität führen

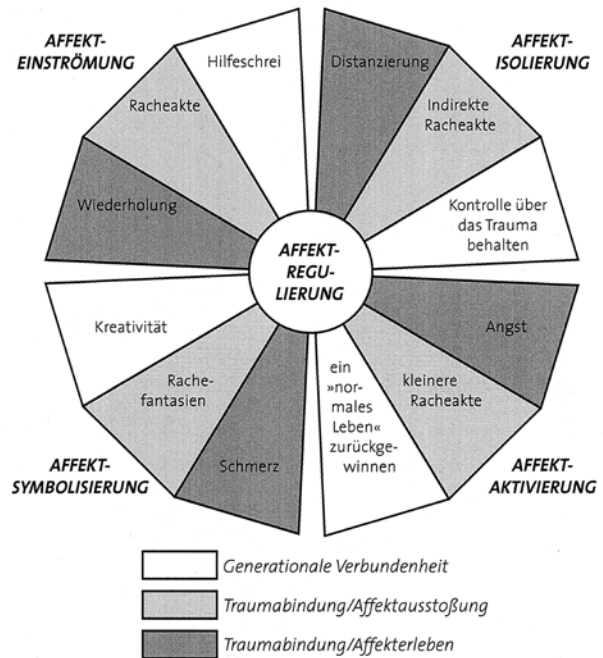
Tabelle 8.1: Affektdiagramm – Hypothesen über die Affektregulierung in Prozessen der Traumabindung und der Generationalen Verbundenheit in jedem Individuum (nach Kaplan 2005a, S. 176, © Iatros)

markt werden (im konkreten wie im symbolische Sinne, beispielsweise bei Vergewaltigungen, aber auch beim Zwang, einen Davidstern tragen zu müssen). Diese sensorischen Wahrnehmungen hinterlassen im buchstäblichen Sinne „Ein-Drücke“, Eingravierungen in der Persönlichkeit. Das Konzept des „Raumschaffens“ nimmt Bezug auf einen psychischen Raum, den sich ein Individuum – auch schon im Kindesalter – gemäß seinen Bedürfnissen herstellt. Das kann sich auch auf einen realen Raum beziehen, der etwa als Versteck dient. Es kann sich jedoch auch um symbolische Räume handeln: Unter den Bedingungen, die während eines Völkermords herrschen, sind dies etwa Tagtraum-Erlebnisse oder Fantasiereisen (vgl. Roberto Benignis Film *Das Leben ist schön*). Auf diese Weise konnten sich Kinder und Erwachsene aus der furchtbaren Situation „hinausbewegen“ und für einen Moment „lebendig“ fühlen. Das Raumschaffen stellt einen kreativen Prozess dar, der selbst in traumatischen Situationen

Dies bedeutet, dass traumatische Erfahrungen assoziativ (in den Interviews und im Alltag) leicht „wiedererweckt“ werden können. Die *child survivors* scheinen mit einer Art Verdopplung (einem vertikalen Riss) im Selbst zu leben. Vergangenheit und Gegenwart existieren nebeneinander ohne assoziative Verbindung. Das Trauma, so Kaplan, bleibt in einem Teil des Selbst präsent, während das normale Leben scheinbar unversehrt weitergeht. Im Schaubild findet sich dieser Modus bei Affekteinströmung (A) und bei der Affektisolierung wieder. (Im Falle A ist ein Affekt in der Interaktion spürbar, d.h. er ist mit dem Trauma verbunden, im Falle B nicht, da ist er isoliert, nicht spürbar; Fall A entspricht der Intrusion, Fall B der Verleugnung, dem *numbing*) Die Gegenkraft zur Traumabindung nennt Kaplan „generationale Verbundenheit“ (vgl. den untereren Teil des Schaubilds). Sie ist Ergebnis erfolgreichen Raumschaffens. Das bedeutet, dass die Betroffenen ihre Aufmerksamkeit auf Personen und Objekte in ihrer Vergangenheit

richten und dabei das Gefühl gestärkt wird, in Bezüge eingebunden zu sein, „dazu zu gehören“. Wie oben geschildert, ist dies Gefühl, nicht zugehörig zu sein, gerade ein oft genannter Mangel, unter dem *child survivors* leiden. Durch den Prozess des Raumschaffens können generationale Bezüge wieder hergestellt werden. Dominiert die Traumabindung, so ist zum Beispiel eine Affekteinströmung (A) zu beobachten (in unterschiedlicher Weise, es kann ein Angstgefühl, ein Schrecken ebenso sein wie Weinen). Die Möglichkeit des Raumschaffens ist in solchen Zuständen sehr begrenzt, die Affekte sind in der Regel zu stark (A2). Affektisolierung (B) artikuliert sich etwa im Interview in distanzierter Sprechweise. Eine solche Distanz kann aber auch im Sinne des Modus der Generationalen Verbundenheit als erworbene Kontrolle über das Trauma verstanden werden (Fall B2). Vollständig eingekapselte Affekte als Konsequenz bei chronischen Zuständen, so mutmaßt Kaplan, können sich als körperliche Symptome manifestieren (B1). In den hinteren beiden Spalten werden die Prozesse der Affektaktivierung (C) und der Affektsymbolisierung (D) genannt. Dabei handelt es sich um gelungenerere Verarbeitungsformen. Das Trauma fügt sich gewissermaßen in eine Zeitperspektive des eigenen Lebensprozesses und ist nicht mehr nur abgespalten und in einem abgeschlossenen Teil des Selbst aufbewahrt. Das führt dazu, dass sich die betroffene Person lebendig und kreativ fühlt. Aus Kaplans Sicht ist die Affektregulierung von A bis D, also von einem niedrigerem zu einem höheren Integrationslevel, zwar eine ideale Entwicklung, empirisch aber nur sehr schwer umsetzbar. Vermutlich liegt wohl eher ein Oszillieren zwischen Affekteinströmung und Affektsymbolisierung vor.

Um den Affektpropeller von Kaplan (vgl. Abb.3) zu verstehen ist es wichtig, die besondere Rolle nachzuvollziehen, die Kaplan der Rache als Affektentleerung zuschreibt. Diese fungiert als eine Form der Traumabindung (neben den vorher beschriebenen traumabezogenen Affekten). Mit Hilfe des Affektpropellers möchte Kaplan die verschiedenen Wege der Rache als Trauma-Affekt-Austoßung aufzeigen. Der Propeller soll – auch von der Form her – dazu dienen, den dynamischen Prozess zu verstehen, der in jedem Individuum bei der Affektregulierung stattfindet. Der Propeller besteht aus „Blättern“, die sich um den zentralen Punkt der „Affektregulierung“ drehen. Jedes Blatt besteht aus drei verschiedenen Formen von Verbindungsprozessen. Auf jedem Blatt gibt es zwei Formen der Traumabindung: Eine hat mit den Vorgängen des Abreagierens zu tun (wie beschrieben, mit der Rache als Affektentleerung), die zweite befasst sich mit den erlebten traumabezogenen Affekten, und die drit-



Grafik 8.1: Der »Affektpropeller« als Instrument zur Analyse der Affektregulierung bei einzelnen Personen (nach Kaplan 2005)

te ist eher die konstruktive Generationale Verbundenheit. Manchmal herrscht die eine Affektkategorie vor, manchmal die andere, und bisweilen kommt es zu Mischformen. Dieses Modell beschreibt sehr angemessen die unterschiedlichen Zustände extrem traumatisierter Personen, die sich in schneller Abfolge immer wieder verändern können. Es verhält sich also nicht so, dass ein bestimmtes Niveau der Verarbeitung erreicht und gehalten werden kann. Vielmehr kann auf eine hohe psychische Integrationsform eine aufs Neue überwältigende Affekteinströmung folgen. Das könne man in Interaktionen mit *child survivors* immer wieder erleben und müsse bei der professionellen Arbeit mit dieser Gruppe berücksichtigt werden.

3. Schluss

Betrachtet man die Forschungen zu den überlebenden Kindern im Überblick, so lässt sich feststellen, dass sich der Fokus von der Pathologisierung hin zur Frage nach der Verarbeitung der Traumatisierung verschoben hat. Während die ersten Studien – von Anna Freud einmal abgesehen – im Zusammenhang mit den Entschädigungsverfahren entstanden, in denen ein Gesundheitsschaden nachgewiesen werden musste, befassen sich die neueren Untersuchungen zunehmend mit der Frage, wie die *child survivors* mit ihren extremtraumatischen Erfahrungen leben konnten. Dabei stellte sich heraus, dass sie keineswegs eine einheitliche Gruppe bilden. William Niederland hat

Ende der 1960er Jahre das sogenannte „Überlebenden-Syndrom“ diagnostiziert, um die Spätfolgen der Shoah zu beschreiben. Zu Recht ist dieser Ansatz einer fundierten Kritik unterzogen worden. So wenig wie es ein „Überlebenden-Syndrom“ gibt, so wenig ist es sinnvoll, von einem „*child survivor*-Syndrom“ zu sprechen. All dies sind unzulässige Verallgemeinerungen und Vereinheitlichungen. Studien über Kinderüberlebende im Alter zeigen vielmehr, wie unterschiedlich sich der Umgang mit der extremen Traumatisierung über die Lebensspanne hinweg entwickelt hat. Die Traumatisierung stellt dabei einen Prozess dar, der lebenslang andauert und sich dabei fortlaufend verändert. Jede/r Überlebende entwickelt im Laufe ihres Lebens eine Vielzahl von Traumaschemata und traumakompensatorischen Schemata, die jeweils von den unterschiedlichen individuellen Lebenswegen abhängen, etwa davon, ob jemand eine eigene Familie gegründet hat, sich eine berufliche Laufbahn aufbauen konnte oder Unterstützung durch Freunde und Angehörige fand. Wenngleich die traumatischen Erfahrungen psychisch nicht integriert oder vollständig verarbeitet werden können, sondern immer wieder virulent werden, zeigt sich in den Studien die psychische Widerstandsfähigkeit von Kinderüberlebenden auf beeindruckende Weise. An ihnen wird sichtbar, dass es gelingen konnte, der unvorstellbaren Zerstörung und Vernichtung etwas entgegen zu setzen.

Literatur

- Burlingham, Dorothy und Freud, Anna: Kriegskinder. Jahresbericht des Kriegskinderheims Hampstead Nurseries, London 1949.
- Dasberg, Haim: Adult Child Survivor Syndrome: On Deprived Childhoods of Aging Holocaust Survivors, in: Israel Journal of Psychiatry & Related Sciences 38 / 1 (2001), 13-26.
- Freud, Anna und Dann, Sophie: An Experiment in Group Upbringing, In: Psychoanalytic Study of the Child 6 (1951), 127-168.
- Gordon, Vicki: The Experience of being a Hidden Child Survivor of the Holocaust, Melbourne 2002.
- Kaplan, Suzanne: Kindheit im Schatten von Völkermord: Massives seelisches Trauma in der Kindheit und seine Folgen, Nierstein 2005.
- Keilson, Hans: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen, Stuttgart 1979.
- Keilson, Hans: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern durch man-made-disaster. In: Endres, Manfred u. Biermann, Gerd (Hg.): Traumatisierung in Kindheit und Jugend. München 1998, 44-58.
- Kestenberg, Judith und Brenner, Ira: Children who survived the Holocaust. The Role and Routines in the Development of the Superego, in: International Journal of Psycho-Analysis, 67, 1986, 309-316.
- Kestenberg, Judith und Fogelman, Eva: Children during the Nazi Reign, Westport 1994.
- Kestenberg, Judith und Kestenberg, Milton: The Sense of Belonging and Altruism in Children Who Survived the Holocaust, in: Psychoanalytical Review, 75, 1988, 533-560.
- Kestenberg, Judith: Kinder von Überlebenden und überlebende Kinder. In: Stoffels, Hans (Hg.): Schicksale der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Berlin 1991, 110-126.
- Krell, Robert: Children who Survived the Holocaust: Reflections of a child survivor. In: Echoes of the Holocaust, Bd. 4, 1995. Zugriff am 20.01.11: <http://www.holocaustechoes.com/4krell.html>
- Krell, Robert: Die nicht anerkannten und verborgenen Überlebenden der Shoa. In: Rossberg, Alexandra.u. Lanser, Johan (Hg.): Das Schweigen brechen. Frankfurt am Main 2003, 129-136.
- Krell, Robert: Reflexionen eines Child Survivors/Psychiaters. Über Kinder, die den Holocaust überlebten, und die Psychiatrie nach 1945. In: Rossberg, Alexandra.u. Lanser, Johan (Hg.): Das Schweigen brechen. Frankfurt am Main 2003, 137-144.
- Fischer, Gottfried u. Riedesser, Peter (2003): Lehrbuch der Psychotraumatologie, 3. aktualisierte und erweiterte Auflage, München und Basel 2003.
- Lempp, Reinhart: Seelische Verfolgungsschäden bei Kindern in der Ersten und Zweiten Generation. In: Hartmann, Gertrud (Hg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder, Gerlingen 1992, 93-99.
- Lempp, Reinhart: Extrembelastung im Kindes- und Jugendalter. Über psychosoziale Spätfolgen nach nationalsozialistischer Verfolgung im Kindes- und Jugendalter anhand von Aktengutachten, Bern 1979.
- Laplanche, Jean und Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt am Main 1967, 514.
- Moskovitz, Sarah: Love Despite Hate: Child Survivors of the Holocaust and Their Adult Lives, New York 1983.
- Shengold, Leonard: Soul Murder: Seelenmord – die Auswirkungen von Missbrauch und Vernachlässigung in der Kindheit, Frankfurt am Main 1995.
- Vyssoki, David; Tauber, Traude; Strusievici, Stefan u. Schürmann-Emanuel, Alexander: Trauma bei den Opfern der NS-Verfolgung. In: Friedmann, Alexander et al. (Hg.): Psychotrauma. Die posttraumatische Belastungsstörung. Wien, New York 2004, 197-212.

Mehrfache Traumatisierung



Ich muss sagen, dass ich persönlich nach den vielen Stunden jetzt schon ein bisschen müde bin. Ich nehme an, es geht Ihnen ähnlich. Und zwar nicht müde, weil es so ermüdend ist, sondern weil einem nun so viele Dinge im Kopf herumgehen. Ich möchte daher versuchen, in meinem Vortrag Verbindungen zu dem zuvor Gesagten zu knüpfen. Vielleicht hilft uns das ein bisschen.

Ich soll über „Mehrfache Traumatisierung“ sprechen. Wir wissen in der Traumatologie, das heißt in der Forschung zu den Traumafolgen, dass es Traumen gibt, die auf einzelne Ereignisse zurückgehen: ein Autounfall, ein Erdbeben oder irgendein anderes Ereignis, das stattgefunden hat. Das sind *singuläre Traumen*, zu deren Auswirkungen es viele Theorien gibt. Fachleuten zufolge ist es nicht dasselbe, wenn man ein Trauma hinter sich hat oder aber wenn man *mehrfach traumatisiert* ist. „Mehrfach“ bedeutet nicht, dass sich dasselbe Trauma immer wiederholt, was etwa vorkommt, wenn man als Kind in Familien aufwächst, in denen der Vater Alkoholiker ist, ständige Wutausbrüche hat und gewalttätig wird. Das wäre eine mehrfache Traumatisierung, die darauf zurückgeht, dass dasselbe Trauma immer wieder eintritt. Aber es gibt auch Traumen, die länger andauern, die chronisch sind. Betrachtet man es auf diese Weise, so sind eigentlich alle Kinder-Überlebende, alle *child survivors*, Menschen, die als Kinder mehrfacher Traumatisierung ausgesetzt waren – und zwar in verschiedener Hinsicht: Sie hatten mehrfache traumatische Erlebnisse zu verkraften, und die Lebensgefahr oder Verfolgung bestand über viele Jahre hinweg.

Das hat natürlich Auswirkungen, die über die Folgen eines singulären Traumas weit hinausgehen. Die Amerikanerin Judith Herman nennt das „Chronic Complex PDST“, eine chronisch-komplexe posttraumatische Belastungsstörung.

Das ist weitaus gravierender, als wenn ich nur ein einzelnes Trauma zu verarbeiten habe, und zieht zudem Persönlichkeitsveränderungen nach sich, die mich mein ganzes Leben lang begleiten können. Eine andere Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation (ICD-10) spricht von einer chronischen Persönlichkeitsveränderung in Folge einer Extrembelastung. Das ist genau das, was hier beschrieben wird. Wenn ich lange Zeit oder wiederholt einem traumatischen Ereignis ausgesetzt bin, dann hat das tiefgreifende Auswirkungen auf mein psychisches Innenleben.

Die Frage lautet: Wie reagieren, wie verhalten sich, wie fühlen sich Überlebende der Shoah, und wie kommen sie damit zurecht, wenn sie noch einmal traumatisiert werden? Ich spreche jetzt von den Traumen nach dem Zweiten Weltkrieg, nach der Verfolgung während der Shoah. Wie wir wissen, bringt das Leben wiederholte Traumatisierungen mit sich. Wir können nicht leben, ohne wiederholt schwierige Situationen durchzumachen. Wir sind Stresssituationen ausgesetzt, aber wir haben auch wiederholte Traumen, vor allem im Alter. Mittlerweile sind nicht nur die Überlebenden der Shoah überhaupt, sondern auch die *child survivors* alte Menschen, und das Alter bringt vielfach erneute Verluste mit sich. Ich habe mich ein wenig mit der wissenschaftlichen Literatur zu diesem Thema befasst und werde deren Ergebnisse ganz kurz zusammenfassen.

Man hat versucht, zu verstehen, ob eine wiederholte Traumatisierung und eine erneute Traumatisierung von Überlebenden der Shoah zu einer stärkeren Verwundbarkeit führen als bei anderen Menschen, die dieses Trauma erleben. Das heißt: Sind Überlebende der Shoah, insbesondere *child survivors*, verletzlicher oder nicht? Sind sie es, dann nennt man das *resilient* – sie haben also eine Resilienz, eine Widerstandskraft entwickelt.

In einem Vortrag hieß es, viele *child survivors* empfänden Wut. Das stimmt natürlich. Überlebende haben äußerst komplexe Verhaltensformen, Verhaltensverläufe und Adaptationsmöglichkeiten. Wir wissen, dass das Bild sehr

komplex ist, und wir kennen viele Überlebende, die sensibler auf neuen Stress reagieren. Sie empfinden den neuen Stress als eine Retraumatisierung. Das heißt, aus ihrer Sicht widerfährt ihnen erneut, was ihnen schon einmal geschehen ist. Andere sind dagegen sehr widerstandsfähig und besitzen eine äußerst hohe Widerstandsfähigkeit.

Ich gebe Ihnen nun ein paar Beispiele aus den Berichten über die Bedeutung von Krankheit und erzähle vor allem aus Israel. E. L. Edelstein, ein Psychiater am Hadassah-Krankenhaus in Jerusalem, hat dort schon vor 30 Jahren als Konsiliararzt und Psychiater in einer neurochirurgischen Abteilung gearbeitet und ist wiederholt Überlebenden der Shoah begegnet, die vor einer neurochirurgischen Operation standen und denen man die Nacht zuvor die Kopfhare rasierte, weil man für Operationen eine kahle Kopfhaut braucht. Sie wurden in Pyjamas gesteckt, die vor 30 Jahren nicht so aussahen wie heute, sondern sehr oft an die Kleidung erinnerten, die man als KZ-Insasse trug. Damals ging es in der Medizin sehr unpersönlich zu – man war ein Fall und besaß keinen Namen, keine Persönlichkeit. Viele Überlebende der Shoah reagierten darauf auf extreme Weise, mit Angstzuständen und bisweilen mit psychoseähnlichen Zuständen. Edelstein hat so ein typisches Beispiel beschrieben, wie eine erneute Stresssituation eine Retraumatisierung für einen Überlebenden bedeuten kann.

Nicht für alle, aber für manche!

Psycho-Onkologen sind Fachleute, die als Psychologen oder Psychiater auf onkologischen Stationen – also auf Stationen für Krebspatienten – arbeiten. Die Onkologinnen Lea Baider und Tamy Beritz haben in Jerusalem beschrieben, wie weibliche Überlebende der Shoah auf Brustkrebs reagieren, und dies mit ähnlich alten oder gleichaltrigen Frauen einer Kontrollgruppe verglichen, die ebenfalls Brustkrebs hatten, aber keine Überlebenden waren. Das Ergebnis war vergleichbar: Überlebende der Shoah waren empfindlicher in ihrer Reaktion und haben stärker reagiert als andere weibliche Betroffene. Allerdings muss man hier sagen, dass sich eines immer wieder wiederholt hat: Beide Gruppen haben nachher in gleicher Weise mit ihrem Schicksal, mit ihrer Krankheit, mit der Operation und der Wiederherstellung umgehen können. Sie haben beide gleich gut „funktioniert“. Der einzige Unterschied kam zutage, wenn man nach Alpträumen, Angstzuständen oder posttraumatischen Symptomen gefragt hat. Diese waren bei den Überlebenden stärker ausgeprägt. Das ist etwas, was wir auch sonst sehen.

Bezüglich des Terrors und Krieges in Israel wurde Ähnliches berichtet. Einschlägig sind vor allem die Arbeiten Zahava Salomons, einer israelischen Psychologin, die in Damir gearbeitet hat und jetzt an der Universität von Tel Aviv lehrt. Während des Golfkrieges und danach gab es Berichte über den Terror in Israel. Hier ergibt sich ein ähnliches Bild: Überlebende der Shoah sind sensibler. Aber auch hier gilt eine ähnliche Einschränkung: Beide Gruppen haben gleich gut mit dem Stress umgehen können. Das heißt, nach außen hin hätte man nicht sagen können, dass es sich um eine Gruppe von Überlebenden oder um eine Gruppe von anderen Betroffenen handelte. Beide Gruppen haben alle praktischen Belange gleich gut bewältigt.

An der letzten Arbeit, von der ich Ihnen erzählen will, waren Haim Dasberg, der Präsident von AMCHA (des nationalen israelischen Zentrums für psycho-soziale Unterstützung von Überlebenden der Shoah und Kindern der zweiten Generation), Danny Brom, der Leiter des Psychotraumazentrums in Jerusalem, und Motti Cohen beteiligt, der jetzt in Holland und in Israel lebt. Sie haben eine Gruppe von *child survivors* untersucht. Und zwar haben sie diese nicht über Holocaustorganisationen identifiziert, sondern aus dem Personenregister, das heißt, sie haben keine klinische Gruppe etabliert. Vielmehr nahmen sie das staatliche Personenregister zur Hand und schauten nach, wer zu welchem Zeitpunkt in diesen Jahren in Europa geboren worden und nach 1945 nach Israel eingewandert war. Daraufhin stellten sie eine Gruppe von 50 *child survivors* und eine Vergleichsgruppe – oder Kontrollgruppe – mit 50 anderen Menschen zusammen.

Die Ergebnisse, die ich Ihnen nun ein wenig detaillierter erläutere, fielen ähnlich aus: Was Depressionen und andere psychische Symptome betrifft, war gar kein großer Unterschied sichtbar. Der eigentliche Unterschied wurde, wie fast zu erwarten, nur bei den posttraumatischen Symptomen deutlich. Beide Gruppen waren genau gleich adaptiert – persönlich, beruflich und sozial. Da gab es keine Unterschiede. Bedeutendere Unterschiede kamen erst ans Tageslicht, wenn man die Gruppen fragte, wie sie mit den Kriegen in Israel zurechtkamen. Die Studie wurde 1995 durchgeführt – da hatte es seit 1945 schon einige Kriege gegeben. Von den 50 *child survivors* sagten 37, das habe sie stark oder sehr stark belastet. In der Kontrollgruppe waren es nur 18. Hier liegt ein ganz starker Unterschied vor. Auf erneuten Stress, der eine persönliche Gefährdung mit sich bringt, reagieren Überlebende der Shoah demnach im Durchschnitt empfindlicher. „Im Durchschnitt“ sage ich deshalb, weil es viele Überlebende gibt, die ganz anders reagieren, die aussagen, es sei für sie kein großes Problem

und sie kämen damit gut zurecht. Die Forscher haben aber noch etwas gefragt, nämlich wie es mit der Einstellung zum Leben bestellt sei, welches Lebensbild die Betroffenen hätten. Auf Englisch nennt man das *world assumption* – das heißt, es geht um die kognitiven Grundeinstellungen dem Leben gegenüber. Und da gab es überraschende Berichte. Die Überlebenden der Shoah behaupteten zu einem viel höheren Prozentsatz als die andere Gruppe, es gebe Gerechtigkeit in der Welt, die Welt sei ein relativ guter Ort, Glück habe in ihrem Leben eine positive Rolle gespielt und sie hätten als Menschen relativ viel Kontrolle über ihr Leben. Intuitiv würde man sagen, das Gegenteil wäre zu erwarten gewesen. Wir würden erwarten, dass eine Gruppe von Menschen, die als Kinder eine extreme Traumatisierung erlebt haben, sagen würde, für sie sei die Welt viel gefährlicher, viel unberechenbarer, sie glaubten nicht mehr an die Menschheit, an das Gute im Menschen oder an das Glück im Leben.

Die vielzitierte amerikanische Psychologin Ronnie Janoff-Bulman hat ein Buch geschrieben mit dem Titel *Shattered Assumptions: Towards a New Psychology of Trauma* (1992). Es geht also um „erschütterte Grundannahmen“. Sie hat in diesem Zusammenhang nicht mit Überlebenden der Shoah gearbeitet, sondern mit Universitätsstudierenden, die beraubt worden waren oder etwa sexuelle Belästigung oder eine Vergewaltigung erlitten hatten. Und sie postuliert Folgendes: Bei der Gruppe der Menschen, die Traumen erlebt haben, sind die Grundannahmen in ihrem Leben erschüttert, sie haben sich verändert und etwas verändert sich. Dabei betont sie etwas, was für mich überraschend ist. Eigentlich sind die meisten Menschen von folgenden drei Grundannahmen überzeugt, obwohl sie das gar nicht zugeben würden, wenn man sie danach fragte. Erstens: Ich glaube, dass ich unverletzbar bin. Oder zumindest, dass mir nichts passieren wird. Nun werden Sie sagen: „Das stimmt doch nicht, wir wissen doch alle, dass uns etwas passieren kann.“ Aber denken Sie daran, wie wir heute früh mit dem Auto oder zu Fuß hierher gekommen sind. Ihre Grundannahme war, dass sie keinen Autounfall haben würden oder dass sie kein Auto überfahren werde. Die zweite Grundannahme lautet: Die Welt ist bedeutungsvoll, verständlich und kontrollierbar. Wir haben alle in unserem Kopf Schemata oder einen Plan, der uns sagt, was in der nächsten halben Stunde oder in der nächsten Stunde passieren wird. Sie wissen, in der nächsten halben Stunde oder Stunde sitzen Sie hier und beantworten kein Telefon, und Sie wissen ungefähr, was hier vor sich geht. Wir leben mit der Grundannahme, dass wir eine relativ kontrollierbare Welt haben, obwohl wir wissen, dass das nicht der Fall ist.

Und wir wissen auch, dass wir nicht unverletzbar sind. Aber wir brauchen diese Grundannahmen, um emotionell leben zu können.

Und die dritte Sache ist: Wir selbst empfinden uns als positiv und wertvoll, wenn jedoch jemand stark traumatisiert ist, dann wird ein Teil seiner Grundannahmen erschüttert. Die traumatisierte Person erfährt sich selbst als verletzbar. Jemand, der einen Autounfall hatte, ist danach oft sehr ängstlich, wenn er wieder zum Auto geht. Er hat irgendwie das Gefühl, das könne noch einmal passieren, obwohl sich, wie ich einem meiner Patienten einmal gesagt habe, die Statistik seit dem Unfall nicht wesentlich geändert hat. Der Traumatisierte hat aber jetzt das Gefühl, die Gefahr, dass dies noch einmal geschehen könne, sei wesentlich realer. Die Welt wird als feindlich und gefährlich empfunden, und die Person selber empfindet sich oft als beschädigt oder wertlos. Die Arbeit von Motti Cohen, Dani Brom und Haim Dasberg zeigt jedoch im Grunde etwas ganz Anderes, Gegensätzliches.

Wie können wir so etwas verstehen?

Was uns helfen kann, ist ein Begriff, der in den letzten 15 Jahren in der Literatur über das Trauma häufig vorkommt, und zwar der Begriff des „posttraumatischen Wachstums“ (*posttraumatic growth*), oder besser, der „posttraumatischen Reifung“. Folgende Überlegung dazu möchte ich anstellen. Vielleicht zunächst ein Wort über Viktor E. Frankl, einen Überlebenden der Shoah. Er war kein *child survivor*, denn er war schon erwachsen, als Österreich besetzt wurde oder als er ins Lager kam. Aber er sagt selbst in seinen Büchern, er habe sich aktiv damit beschäftigt, was ihm im Krieg und im KZ widerfahren sei, und habe einen Sinn darin gesucht. Es geht darum, in dieser schwierigen Situation Vorbild für Andere zu sein, etwas zu tun, was einen aus dieser Krise herausbringen kann, auch wenn man die Situation selbst nicht zu ändern vermag. Viele Theoretiker, wie Gerald Caplan, der über die Krisenintervention gearbeitet hat, schreiben auch darüber, dass nicht nur irgendwann die Krise vorbei sein kann, sondern dass man auch aus einer Krise herauswachsen oder herausreifen kann. Wir kennen das von Menschen, denen ein schwerer Schicksalsschlag widerfahren ist und die meistens später sagen, sie empfänden das Leben nach überstandener Krise jetzt als wertvoller. Sie haben das Gefühl, wenn sie sich die Natur anschauen, wenn sie menschliche Kontakte pflegen, dass ihnen das Leben nun reicher vorkommt. Auch wenn es ein großer Verlust ist, wenn jemand an Krebs erkrankt ist, wenn jemand einen anderen großen Verlust erlitten hat oder trauert, kann man aus dieser Krise herauswachsen.

Daher der Begriff des „posttraumatischen Wachstums“ oder der „posttraumatischen Reifung“.

Wie ist das definiert? Die Menschen oder die Kliniker, die das beschrieben haben, waren zwei Theoretiker, Richard G. Tedeschi und Lawrence G. Calhoun, die 1995 ihr Buch *Trauma & Transformation: Growing in the Aftermath of Suffering* veröffentlichten. Es geht darum, dass die subjektive, persönliche Erfahrung eine positive Veränderung nach dem Trauma mit sich bringt. Das ist etwas schwierig zu verstehen. Es kann das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit dem Verlust oder dem Trauma sein, aber auch ein Prozess des Lernens, während man sich mit dem Trauma auseinandersetzt. Es gibt da mehrere Dimensionen.

Eine Dimension kann darin bestehen, dass man das Leben mehr schätzt, dass man eine stärkere Verbindung zu anderen Menschen entwickelt, mehr Selbstvertrauen hat, persönliche Stärke. Nachdem ich mit dieser Situation zurechtgekommen bin, habe ich mehr Vertrauen in mich selbst, schätze ich mich mehr, und auch andere schätzen mich mehr. Manche machen spirituelle oder religiöse Veränderungen durch, andere verändern ihr Interesse im Leben und sagen, dass sie 50 Jahre mit sich selbst beschäftigt waren und jetzt eine große Veränderung erleben. Sie machen eine Änderung in ihrem Berufsleben durch, suchen einen neuen Sinn in ihrem Leben. Und viele sagen, sie spürten diese Veränderungen, nachdem sie ein Trauma erlebt hätten. Das ist auch so ein Reifungsprozess.

Dabei stellt sich folgende Frage: Bedeutet das, dass Verwundbarkeit, Resilienz, posttraumatisches Wachstum und Reife auf einer Skala liegen? Verwundbarkeit heißt: Ich habe viele negative Folgeerscheinungen eines Traumas. Das sind die negativen Traumafolgen, oft posttraumatische Symptome. Resilienz bedeutet, ich komme nach der Bewältigung des Traumas aus der traumatischen Situation heraus, wie zuvor in der Hinsicht, dass ich weiter unverändert derselbe Mensch bin und keine negativen Folgen zu befürchten habe.

Posttraumatische Reifung heißt, dass ich sogar darüber hinausgewachsen bin. Das ist die eine Möglichkeit des Zusammenhanges. Das würde bedeuten, dass im Falle von posttraumatischem Wachstum auch die posttraumatischen Symptome stark nachlassen. Das wäre die logische Folge. Sehr oft ist das jedoch nicht der Fall. Die posttraumatische Reifung hängt relativ wenig mit der Anzahl der Symptome zusammen. Manchmal ist es gerade – paradoxerweise – umgekehrt so, dass die Menschen, die am meisten Veränderungen in ihrem Leben und ihrer Lebenseinstellung erfahren, ein wesentlich höheres Maß an posttraumatischer

Reifung zeigen oder zumindest davon berichten. Weil man das nicht mit Geräten, sondern nur mit Fragebögen erheben kann, muss man die Menschen fragen, wie sie ihr Leben heute empfinden. Wertvoller oder weniger wertvoll? Hat sich da etwas geändert? Es gibt standardisierte Fragebogen, und da stellt sich oft heraus, dass es bisweilen eine erhöhte Symptomatologie gibt. Das heißt, dass stärkere Traumafolgen oft mit stärkerer Reifung in Zusammenhang stehen. Das ist an sich schon ein wenig verwirrend, und ich möchte Ihnen das mit Hilfe einiger Beispiele zeigen oder erklären.

Der in der Schweiz lebende deutsche Wissenschaftler Andreas Maercker hat im deutschen Sprachraum am meisten darüber geschrieben und kommt zu dem Ergebnis, es könne auch sein, dass es zwei Seiten der Reifung gebe. Einerseits kann das etwas sein, was wirklich stattfindet. Andererseits kann es aber auch eine Illusion sein. Ein Mensch kann sagen: „Nachdem ich vom Schicksal so geprüft wurde, muss das für etwas gut sein. Irgendeinen Sinn muss ich doch darin finden. Das kann doch auch eine illusorische Komponente sein, das kann doch etwas sein, was nur kurzfristig anhält und mir nicht auf Dauer weiterhilft.“ Das ist eine Frage, über die es nachzudenken gilt.

Hier will ich noch zwei oder drei Berichte aus Israel anführen, bevor ich zu den Fallbeispielen komme. Das ist immer interessanter. 2009 gab es zwei Gruppen in Israel – eine Gruppe um Zahava Salomon und einen um jemanden mit dem Namen Levine berichten von Jugendlichen während des Terrors in Israel in den letzten 10 Jahren und von Zivilisten und Soldaten nach dem zweiten Libanonkrieg vor vier oder fünf Jahren. Sie stellten fest, dass die Widerstandsfähigkeit, die Resilienz und die posttraumatische Reifung miteinander negativ korrelieren. Was bedeutet das? Je höher die Resilienz war und je mehr Widerstandskraft die Soldaten oder die Zivilbevölkerung zeigten, desto weniger ist von posttraumatischer Reifung zu berichten. Um das zu verstehen, kann man sich das Trauma als eine Art Erdbeben vorstellen. Je stärker das Trauma, je stärker die Auswirkung des Traumas auf unsere Seele, desto stärker ist das Erdbeben. Und je stärker das Erdbeben, desto stärker werden unsere Grundfesten erschüttert. Je stärker aber die Grundfesten erschüttert werden, desto mehr haben wir einen Antrieb, Sinn darin zu finden, und, wenn es uns gelingt, daraus etwas Positives im Wachstum zu machen. Daher können wir es vielleicht so verstehen, dass die Menschen, die am stärksten von dem Trauma und der posttraumatischen Reifung betroffen waren, davon berichtet haben.

Es gibt nur zwei Berichte über Überlebende der Shoah, vor allem *child survivors*, die sich mit „posttraumatic roles“ befassen. Das ist deshalb interessant, weil in den vergangenen 15 Jahren mit Blick auf andere Gruppen zahlreiche Artikel über „posttraumatic roles“ veröffentlicht wurden. Der eine Bericht stammt aus dem Jahre 2003, ebenfalls aus Israel, und zwar von Rachel Lev-Wiesel und Marianne Amir. Je mehr Hypererregbarkeit vorliegt, berichten sie, je mehr „arousal“, das heißt, je stärker eine posttraumatische Komponente war, desto mehr posttraumatische Reifung gab es bei den *child survivors*. Ein weiterer Bericht aus dem Jahr 2008 beschreibt ebenfalls einen positiven Zusammenhang zwischen posttraumatischen Symptomen und der posttraumatischen Reifung. Es gab 2004 und 2007 zwei große Artikel in zwei Zeitschriften, in denen alle Experten aufgefordert wurden, diese Fragen zu diskutieren. Es ist sehr spannend, den Hauptartikel zu lesen und dann zu sehen, wie alle diese Diskussionsartikel die Argumente des ersten Artikels zerpfücken. Dort geht es um eine Gruppe von Forschern, die untersucht haben, wie die befragten Personen mit Terror zurechtkommen. Wie sind sie damit umgegangen? Im Gazastreifen wurde die jüdische Bevölkerung 2005 von Ariel Scharon evakuiert, das war ein stark traumatisierendes Ereignis. Und was war daran interessant? Herausgekommen ist, dass nur diejenigen, die aktiven Widerstand geleistet haben, von posttraumatischer Reifung berichteten, während das bei den Anderen nicht der Fall war. Dann zitiert der Artikel Viktor E. Frankl. Wir werden jedoch gleich sehen, dass Andere damit nicht einverstanden sind. Ich zitiere Frankl auf Englisch und werde seine Worte sogleich ins Deutsche übersetzen:

„It did not really matter what we expected from life but rather what life expected from us (,Es kam nicht wirklich darauf an, was wir uns von unserem Leben erwarteten, sondern eher darauf, was unser Leben von uns erwartete‘). We needed to stop asking about the meaning of life (‘Wir mussten aufhören, über den Sinn des Lebens nachzudenken‘). And instead to think of ourselves as those who were questioned by life, daily and hourly (,und uns stattdessen selbst als solche verstehen, die das Leben jeden Tag und jede Stunde fragt, welchen Sinn wir ihm geben wollen‘).“ Es geht demnach nicht um Meditation, darum, über die Dinge nachzudenken oder zu reden, sondern um Aktion, um Handeln. Und Frankl führt dann den Artikel an, in dem Bruno Bettelheim, ein Überlebender der Shoah, beschreibt, wie er bei einer Dinner Party war und vor dem Buffet stand und der Gastgeber sich dachte, dies sei eine heikle Situation, und zu ihm sagte: „Wollen sie nicht zuerst essen, vielleicht sind sie hungrig.“ Darauf erwiderte Bettelheim: „Machen

Sie sich keine Umstände, in Treblinka hatte ich immer ein bisschen Brot auf die Seite gelegt. Wenn jemand anders hungrig war, konnte ich ihm ein wenig davon abgeben. Es war nicht viel, aber ich hatte immer ein bisschen auf der Seite. Ganz egal, wie wenig wir bekommen haben, wie klein unsere Rationen waren, ich habe sie immer mit jemandem geteilt, und seit damals bin ich sehr selten richtig hungrig. Mein Hunger ist nicht so stark. Jemand anderem etwas zu geben, das hat mich am Leben gehalten.“

Hans Hopf urteilt, dabei handele es sich um posttraumatische Reifung. Man kann nur dann wirklich wachsen, wenn man nicht nur darüber nachdenkt und seine Einstellung ändert, sondern diese Einstellungsänderung zugleich in ein Aktionspotenzial übersetzt. Richard G. Tedeschi widerspricht dem. Frankl betont, dass Überlebende im Grunde nicht sehr oft handeln konnten, weil sie in der Verfolgung, im Lager, im KZ, im Ghetto sehr oft daran gehindert waren, Widerstand zu leisten, und sie sich vielfach damit zufrieden geben mussten, im Kopf zu vollziehen, was Ilka Quindeau als „Freiraum schaffen“ bezeichnet hat. Ich glaube, dass wäre genau das – nämlich dass wir, wenn wir nicht aktiv handeln können, nur in unserem Kopf, in unsere Seele, in unserer Psyche einen Freiraum schaffen müssen. Am besten ich gebe Ihnen ein paar Beispiele.

Ich erzähle Ihnen kurz von einer Überlebenden der Shoah, bei der mir ganz klar wurde, dass posttraumatische Reifung oder posttraumatisches Wachstum nicht mit psychischer Leidensfreiheit zusammenhängen, sondern manchmal gerade mit dem Gegenteil. Das war eine Dame um die 75, deren 40jähriger Sohn an Herzversagen gestorben war. Sie befand sich in ganz tiefer Trauer, einer äußerst schweren Trauer, die immer komplexer wurde und nicht vergehen wollte. Über Monate halfen weder die Gesprächstherapie noch antidepressive Medikamente, bis sie einmal erzählte, sie fühle sich sehr schuldig. Monatelang hatte sie verschwiegen, dass sie in der Nacht – ab 20 Uhr oder wenn es dunkel wird – wieder in Auschwitz ist. Sie war zwei Jahre lang in Auschwitz, und viele ihrer Verwandten wurden dort umgebracht. Sie sagt: „Ich habe 10, 20, 30 Jahre lang kaum an Auschwitz gedacht. Ich habe das verdrängt, verschoben. Dieser vertikale Riss – ich konnte und wollte damit nicht zurechtkommen und ich wollte mich nicht daran erinnern. Und ich habe es geschafft, aber jetzt, da mein Sohn gestorben ist, fühle ich mich schuldig, weil ich seinen Tod nicht richtig betrauerere. Am Abend, wenn es dunkel wird, kommen die Bilder von Auschwitz, und ich trauere oder bin mit den Verlusten meiner Brüder, Schwestern und Verwandten beschäftigt.“ Was sich hier bietet, ist – nachdem dies in der Therapie geklärt wurde – eine neue Gelegen-

heit, eine sehr traurige, sehr tragische Gelegenheit, aber doch eine Gelegenheit. Die aktuelle Trauer um den Sohn ermöglicht eine Trauer um die verstorbenen Verwandten damals, eine Trauer, die ihr in den vergangenen 40 Jahren nicht zugänglich war. Das war erst jetzt möglich, weil sie einen so starken Verlust erlitten hat. Dann aber schreitet der Trauerprozess fort, und sie betrauert nicht nur ihren Sohn, sondern auch zum ersten Mal intensiv die im Krieg erlittenen Verluste. Posttraumatisches Wachstum ist also nicht Leidensfreiheit. Das ist nicht dieselbe Skala.

Und nun ein anderer Fall – jemand, der Wut hat, ein *child survivor*. Auch das gibt es natürlich. Er wurde in Polen geboren, kam im Alter von 13 Jahren ins Ghetto. Da er sich für 15 ausgab, wurde er nicht deportiert und schaffte es, zu überleben, indem er angab, den Beruf des Schusters erlernt zu haben. Er hat es dann ganz schnell von anderen abgeschaut und sehr rasch eine große Handfertigkeit entwickelt. Er war in mehreren Konzentrationslagern, wurde 1945 befreit und hat dann 35 bis 40 Jahre lang nicht darüber erzählen wollen, nicht seinen Kindern, auch nicht anderen Menschen. Nach einem Schlüsselerlebnis – ich glaube, er traf Eli Wiesel und sprach mit ihm – begann er von seiner Geschichte zu erzählen, wurde Zeitzeuge und fuhr mit Gruppen nach Polen. Im Alter von 80 Jahren beginnt er nun eine Therapie, weil er sich in den letzten 10 Jahren wesentlich schlechter zu fühlen begonnen hat. Er ist jähzornig, wütend und nervös geworden, und seine Frau sagt, es sei zuhause schwer auszuhalten. Er weist sehr viele Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung auf – Alpträume und so weiter. Wir beginnen also eine Psychotherapie, und dort geschieht Folgendes: Auch in der Therapiestunde hat er überhaupt keine Geduld. Das heißt ich habe kaum eine Möglichkeit, etwas zu sagen. Er erzählt Dinge, und wenn ich etwas erzählen will, unterbricht er mich relativ schnell und wir arbeiten am Hier und Jetzt, also mit diesen Ereignissen in der Therapie. Er sagt, dass es genauso ist, wie bei ihm zuhause. Er führt andere Beispiele an: In der Warteschlange und im Flugzeug ist es ähnlich. Mein erster Eindruck ist, dass hier aus verschiedenen Gründen eine Reaktivierung eines posttraumatischen Belastungsbildes im Alter vorliegt. Vielleicht auch deshalb, weil er sich jetzt intensiver damit auseinandersetzen kann. Aber es sind noch mehr Symptome da, und man sollte hier irgendwie zu helfen versuchen. Er sagt aber: „Sie verstehen etwas nicht.“ Wenn wir so genau analysieren, was in der Warteschlange passiert, warum wird er so wütend? Oder er will zuhause eine Dose aufmachen und es geht nicht. Beim zweiten Mal reißt er sie mit Gewalt auf und ist nachher stundenlang aufgewühlt. Er sagt:

„In der Warteschlange und im Flugzeug, wenn ich mich mit der Stewardess auseinandergesetzt habe, da rege ich mich nicht richtig auf. Ich kämpfe um mein Recht.“ Ich frage ihn: „Was bedeutet das?“ Und dann sagt er zu mir: „Meine Grundeinstellung dem Leben gegenüber hat sich nach dem Krieg natürlich geändert. Was sich geändert hat, ist Folgendes: Die Welt ist ungerecht, die Welt ist gefährlich, man fügt mir Unrecht zu, immer wieder.“ Das scheint eher Janoff-Bulman zu bestätigen als die Forschungsergebnisse, von denen ich zuvor berichtet habe. Andererseits sagt er aber: „Ich schweige nicht mehr. Es gibt Recht, aber man muss darum kämpfen. Ich wachse eigentlich aus meiner Verfolgung hinaus. Was ich nicht machen konnte, als ich im Lager war, das kann ich jetzt machen.“ Er tut dies jedoch auf aggressive, kompromisslose Weise und lautstark und bezahlt dafür einen sehr hohen Preis: die Symptomatik des Jähzorns und der Nervosität. Besonders deutlich wird dies, als er eine überhöhte Stromrechnung bekommt. Als er sich beschwert, gibt ihm die Firma Recht und sagt: „Wir haben den Stromzähler falsch abgelesen, und Sie haben Recht. Sie bekommen das Geld zurück. In den nächsten Monaten, wenn Sie die Stromrechnung bekommen, wird das wieder ausgeglichen.“ Das ist ihm aber zu wenig: „Das bedeutet nicht, dass ich Recht bekomme. Wenn ich Recht bekomme, dann müssen Sie mir jetzt alles bis auf den letzten Groschen zurückzahlen.“ Die Stromfirma sagt: „Das geht nicht, das ist zu kompliziert.“ Darauf erwidert er: „Das gibt es bei mir nicht.“ Und dann beginnt etwas, was man am besten als Kreuzzug beschreiben kann. Er geht zum höchsten Beamten in dieser Behörde und sagt: „Ich gehe hier nicht raus, bis sie mir nicht das Geld hier an Ort und Stelle zurückzahlen, und wenn Sie die Sicherheitsleute holen.“ Und er schafft es. Aber er zahlt dafür einen hohen Preis. Er ist, was die israelische Traumatin Yael Danieli als Typ des „Kämpfers“ bezeichnet. Sie hat die Überlebenden und ihre Familien in vier Typen eingeteilt. Es gibt die Opfertypen, die sich immer noch als Opfer fühlen. Es gibt die „fighter“, die Kämpfer sind. Dann gibt es eine Familie, die „numb“ ist, das heißt, eine Familie, die gefühlсанästhesiert ist und in der man über Gefühle nicht spricht oder nicht miteinander gefühlsmäßig kommunizieren kann. Der vierte Typus sind „those who made it“ – also die Familie, die sagt, dass sie mit dem Holocaust fertig geworden ist. Sie haben es geschafft, sie wollen sich damit nicht allzu stark auseinandersetzen. Das sind die, die am besten mit ihrer Umwelt zurechtkommen. Der Überlebende, von dem ich berichte, gehört eindeutig zum Typus des „fighter“ – er ist im Leben ein Kämpfer. Man muss im Leben immer wieder kämpfen – diese Einstellung ist die Folge dessen, was sich in seinem Weltbild geändert hat.

Ich erzähle dem Überlebenden von einem Artikel des kanadischen Psychiaters Robert Krell, in dem dieser schreibt: „Die Befreiung hat mich nicht richtig befreit. Ich führe ein Doppelleben, oder wir *child survivors*, wir überlebenden Kinder, führen ein Doppelleben.“ Darauf sagt der Mann, das stimme, er spüre das auch. Ich sage dann zu ihm: „Wenn Du so streitest oder Dich in einer Auseinandersetzung mit der Stewardess oder mit dem Leiter der Stromfirma befindest, dann weißt Du kognitiv, dass Du nicht in der Situation der Shoah bist. Aber Dein Körper weiß das nicht. Dein Körper benimmt sich so, als sei er in einer lebensgefährlichen oder bedrohlichen Situation, obwohl Du weißt, dass es nicht so ist.“ Diese zwei Systeme sind häufig nicht in Kontakt miteinander. Wir können aber weiter differenzieren, weil er mir erzählt, dass er immer sehr hastig isst. Das ist ebenfalls etwas, was wir oft als typisch beschreiben. Ich belasse es aber nicht dabei, sondern frage ihn, ob es sich immer so verhält. Es ist aber nicht immer so. Am Freitagabend, bei Familientreffen oder wenn man sich am Shabbat trifft, isst er nicht so hastig. Dann isst er langsam oder so wie alle anderen. Das überrascht ihn: „Ich bin eigentlich nicht dauernd ein Kämpfer. Ich habe verschiedene Möglichkeiten, ich habe eine Flexibilität, manchmal so und manchmal anders zu sein.“ In einer Forschungsarbeit aus der Feder von Hans Hopf wird erörtert, dass es gar nicht darum gehe, welche Einstellung man habe, sondern wie flexibel sie sei. Hier geht es wiederum um den Freiraum. Ich versuche ihm in der Therapie zu sagen, dass ich seine Lebenseinstellung nicht verändern kann. Wir haben uns dann oft gestritten, und er sagte: „Du denkst ganz anders, Du warst nicht im Krieg. Was würdest Du machen?“ Darauf sagte ich: „Ich würde die Stromrechnung so lassen, und nach 6 Monaten ist das Geld wieder zurück.“ Darauf fragt er: „Aber warum kämpfst du nicht?“ Unser Weltbild ist sehr verschieden. Hat er Recht? Sind das erschütterte Weltbildkonstruktionen? Ich bin mir nicht sicher. Vielleicht hat er Recht. Vielleicht sollte man, wenn es Faschismus gibt, nicht nur sagen, man sei dagegen, sondern aktiv dagegen eintreten. Vielleicht hat er eher Recht als ich. Vielleicht kann man das aber auch gar nicht richtig entscheiden. Das Entscheidende ist wohl nicht, wer Recht hat, ob hier eine posttraumatische Reifung stattgefunden hat oder ob posttraumatische Symptome auftreten. Die entscheidende Frage lautet, wie flexibel man damit umgehen kann, wie viel Freiraum man hat, um sich zwischen den einzelnen Einstellungen zu bewegen.

Ich möchte den Fall einer weiteren Überlebenden beschreiben, weil sie mir sehr nahe steht, da die Therapie lange gedauert hat. Vor einigen Jahren kam eine Überlebende zu

mir in die Therapie. Sie war damals 50 Jahre alt und hatte zwei jugendliche Kinder. Sie begann die Therapie, weil es sehr viele Schwierigkeiten mit ihrem Mann und mit ihren Kindern gab. Sie kam, um sich beraten zu lassen, wie sie damit umgehen könne. Eine Therapeutin hatte ihr gesagt, das Beste sei eine Familientherapie. Doch niemand in ihrer Familie wollte sich darauf einlassen, so dass sie alleine kam. Der Ehemann war sehr zurückgezogen, selbst ein *child survivor*, sehr scheu im sozialen Umgang. Der Sohn zog sich auch immer mehr zurück. Er war damals ungefähr 14 oder 15 Jahre alt. Die Tochter hatte Essstörungen. In den folgenden Jahren spitzte sich die ganze Situation weiter zu. Der Ehemann blieb weiter genauso schwach und hatte seine Probleme. Die Tochter entwickelte eine Essstörung, eine anorexische Bulimie, die dann auch therapiert wurde, der Sohn dagegen eine paranoide Schizophrenie, also eine Geisteskrankheit. Das alles passierte innerhalb mehrerer Jahre.

Ich erzähle etwas über die Frau, weil sie enorme Resilienz an den Tag legt, eine enorme posttraumatische Reifung, und uns zeigt, wie man mit solchen Lebensumständen zurechtkommen kann. Sie wurde in Polen geboren, etwa 1938 oder 1939. Während der Besatzung durch die Nazis wurde ihr Vater gezwungen, in seinem Spezialgebiet für die Deutschen zu arbeiten. Er musste längere Zeit von zuhause weg. Die Familie blieb im Ghetto, und alle anderen Familienmitglieder wurden erschossen oder sind umgekommen. Sie blieb allein mit ihrer Mutter zurück. Sie war drei, vier oder fünf Jahre alt. Die Mutter war im Widerstand tätig und half anderen zu fliehen. Die Tochter, also die Frau in Behandlung, war stunden- und tagelang allein im Keller und wartete auf die Rückkehr der Mutter. Die Mutter gab ihr eine kleine Puppe, mit der sie spielen sollte, und versprach ihr, sie werde zurückkommen. Damit begann ein Fantasieleben, in dem sie mit der Puppe Spiele spielte. Es gab ein ganz kleines Fenster, so wie die Ritze, die vorher beschrieben wurde, und sie sah ausschließlich Schuhe vorbeigehen. Was sie von der Welt sah, waren nur die Schuhe, die oben vorbeigingen. Sie hat ganze Lebensgeschichten erdacht – dies sind solche Schuhe und jenes sind andere Schuhe, und nur einmal, so erzählt sie, hat es nicht funktioniert. Da war sie sehr bedrückt, denn ein paar Schuhe hatten sich nicht bewegt. Erst später ist sie darauf gekommen, dass das wahrscheinlich jemand war, der oben lag und gestorben war. Das war für sie zum Beispiel ein traumatisches Erlebnis. Monate gingen so vorbei, und immer kam die Mutter zurück. Sie hatte tiefes Vertrauen zur Mutter, aber eines Tages kam die Mutter dann nicht zurück – einen Tag lang, dann zwei Tage lang. Sie war schon sehr

hungrig und es klopfte an der Kellertür und es war nicht die Mutter, sondern ein Jugendlicher, dem sie nicht aufmachen wollte. Er sagte, ihre Mutter sei schwer verletzt und sei im „arischen Teil“ mit falschen Papieren festgenommen worden, er sei gekommen, um sie abzuholen. Es dauerte eine längere Zeit, aber sie akzeptierte es, und so wurde sie in einen Kohlsack gesteckt und aus dem Ghetto hinausgetragen. Nachdem sie schon den Großteil des Weges hinter sich hatten, begann sie zu schreien, was äußerst gefährlich war. Sie kam aus dem Sack heraus, und der Jugendliche fragte, warum sie schreie. Darauf antwortete sie, sie habe ihre Puppe im Keller vergessen – eine Mutter lässt ihr Kind nicht alleine. Der Jugendliche brachte sie – mit unbegreiflichem Mut – zurück ins Ghetto, sie fanden die Puppe, und er schaffte sie wieder hinaus. Die Puppe befindet sich heute in Yad Vashem und war dort einmal ausgestellt.

Sie musste mit dieser Erfahrung zurechtkommen, dass ihre Mutter ihr Versprechen, sie nicht alleine zu lassen, nicht zu halten vermocht hatte. Aber sie selbst hat die Mutter nicht alleine gelassen. Kommt uns das irgendwie bekannt vor? Sie war damals schon in einer Retterfunktion. Sie musste retten, und das ist etwas, was sie ihre ganze Therapie und ihr ganzes Leben lang beschäftigte. Sie musste ihren Ehemann retten, sie musste ihre Kinder retten. Diese Retterfunktion zeigte sie auch in der Therapie. In der Therapiestunde sprach sie immer wieder von ihren Familienmitgliedern, nie von sich selbst. Ich sagte, es wäre viel besser, wenn sie auch manchmal – nicht immer, aber doch bisweilen – auch von ihren eigenen Wünschen sprechen könnte. Dafür gab es keinen Freiraum, vielmehr entwickelte sie eine negative therapeutische Reaktion. Das heißt, sie legte mir gegenüber eine zunehmend negative Einstellung an den Tag und wollte die Therapie abbrechen. Wir versuchten lange Zeit, dies zu besprechen und zu verstehen, was dort geschah. Das gelang erst, nachdem ich verstehen und akzeptieren konnte, dass sich ihre Retterrolle aus ihrem Weltbild erklären ließ, in dem nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart Gefahren lauern. Für sie war die Gefahr nicht vorbei. Man muss immer auf der Hut sein, dass nicht etwas passiert. Sie hatte als Mutter in ihrer Familie die Rolle übernommen, dafür zu sorgen, dass es den anderen besser geht. Daher hatte sie keinen Freiraum für ihre eigenen Bedürfnisse mehr. Sie empfand mein Drängen, sie solle sich ein wenig Freiraum nehmen, als eine Gefährdung, als eine Retraumatisierung: Ich habe sie sozusagen in Sicherheit gewogen, und wenn sie das akzeptiert und mehr über sich selbst gesprochen hätte, wäre vielleicht etwas mit ihren Familienmitgliedern passiert – und das galt es zu verhindern. Nachdem wir das über

mehrere Jahre immer wieder besprochen hatten, stellte ich fest, dass sie öfters auch von sich selbst sprechen konnte. Interessant ist, dass ihre Mutter nach dem Krieg einige Jahre später an den Folgen ihrer Verletzungen starb, für sie aber weiterhin präsent blieb. Sie führte Gespräche mit ihrer Mutter, und obwohl sie praktisch wusste, dass die Mutter nicht mehr da war, halluzinierte sie, dass die Mutter ihr zuhören konnte und ihr antwortete. Das Interessante ist, dass sie eine Retter- oder Mutterrolle übernommen hatte, aber in sich selbst die Mutter weiterhin als Retterin trug. Hier liegt eine illusorische Komponente vor. Illusionen können manchmal adaptiv sein und weiterhelfen. Andreas Maercker schreibt in einem Artikel, Illusionen seien ein integraler Bestandteil in der Anfangsphase nach der Traumatisierung, da wir sie da am meisten bräuchten. Erst später wird dies immer weniger. Im beschriebenen Fall haben wir aber eine Illusion, die über Jahrzehnte hinweg anhält: Die Mutter ist für sie immer wieder präsent.

Es ist so schwierig zu sagen, dass *child survivors* so oder so sind. Es gibt so viele verschiedenartige Formen der Verarbeitung. Das heißt nicht, dass es keine typischen Verlaufsformen gibt. Typisch ist etwa, wenn Essen gehortet wird. Es ist aber auch typisch, wenn man sagt: „Ich will mich mit diesem Essen jetzt nicht beschäftigen.“ Genauso wie es typisch ist, dass nach dem Krieg alle gesagt haben, die Deutschen oder Österreicher seien Nazis. Ich brauche meinen Pass in der Schublade, weil jederzeit etwas passieren kann. Das ist typisch, aber es ist genauso typisch, wenn jemand hier leben kann und sagt, dass man hier nicht leben könne, als wäre man noch im Versteck. Ich darf mich nicht verstecken, weil das meine psychische Gesundheit stören kann. Es gibt verschiedene Verlaufsformen. Sehr viele Überlebende der Shoah, sehr viele *child survivors* kommen mit ihrem Leben gut zurecht und haben sich gut entwickelt. Viktor E. Frankl und andere betonen, dies bedeute nicht, einen leidensfreien Weg zu gehen. Viele haben sehr viel Leid, bis heute. Viele aber auch nicht. Daher müssen wir in der Therapie oder im Umgang mit unseren Klienten, mit den Kinderüberlebenden, davon ausgehen, dass es eine mehrfache Traumatisierung war. Es gibt die Möglichkeit einer Sensibilisierung, einer Verletzbarkeit gegenüber neuen Traumata. Wir sollten nicht überrascht sein, wenn Klienten viel Resilienz zeigen. Wir sollten auch nicht überrascht sein, wenn sie eine Mischung aus Verletzbarkeit und Resilienz an den Tag legen. Und wir sollten nicht überrascht sein, wenn ihr Weltbild ganz anders ausschaut, als wir uns das vorstellen. Wichtig ist, dass wir als Therapeuten mit ihnen diese Themen ansprechen. Denn wenn wir sie nicht ansprechen, dann erzählen sie sie uns oft nicht. Und wenn

sie sie uns nicht erzählen, dann vermissen wir manchmal den Schlüssel, ohne den wir in therapeutischen Engpässen nicht wieder herauskommen. Manchmal überreichen uns die Überlebenden den Schlüssel und wir erkennen es, und manchmal übersehen wir ihn. Bei der ersten Patientin war es so, dass sie mir den Schlüssel überreicht hatte und ich nicht wusste, wie sie aus der Sackgasse wieder herauskommen sollte aus dieser unmöglichen Situation der Trauer über den Verlust ihres Sohnes. Sie schaffte es nicht mehr, es ging nicht weiter, aber sie überreichte mir den Schlüssel, indem sie sagte, dass sie noch etwas beschäftige – die Trauer über ihre Verwandten, an die sie vorher nicht denken konnte. Da ich ihr zuhören und mit ihr darüber reden konnte, ist es besser geworden.

Der Patient, der so wütend wird, stellt eine Herausforderung dar, denn es lässt sich nicht einfach feststellen, ob dieser aktive oder hyperaktive Gerechtigkeitsinn oder dieser Kreuzzug, auf dem er darum streitet, sofort Gerechtigkeit zu erfahren, adaptiv ist oder ob es gut für ihn oder für andere ist. Liegt eine Reifung vor oder eine Fixierung auf eine Opferrolle bzw. eine Kämpferrolle? Manchmal ist es all dies zusammen, und bisweilen muss man differenzieren. Es war so erleichternd für ihn, als er merkte, dass er auch anders essen konnte als mit Hast. Er wusste es ja, aber er musste mit mir darüber reden. Für ihn war Essen immer etwas, was er schnell erledigen musste, weil das ja weg sein kann. Und dann war er überrascht, denn er sagte: „Das stimmt aber nicht, denn wenn ich auf eine Hochzeit gehe und es dort ein Buffet gibt, da drängle ich mich nicht vor. Da habe ich Zeit. Kann ich beides? Kann ich flexibel sein?“ Wenn wir dann mit den Überlebenden arbeiten, dann arbeiten wir an dieser Flexibilität, dann versuchen wir, Freiräume zu vergrößern, Freiräume zu schaffen. Dann merken wir sehr oft, wie stark das auch uns selbst als Therapeuten betrifft. Wir werden herausgefordert, weil wir uns fragen, wie unser Weltbild aussehen würde, wenn wir das miterlebt hätten, was der Patient miterlebt hat, was seine Mutter miterlebt hat. Was würden wir in Extremsituationen entscheiden? Welche Wege wären wir gegangen? Diese Auseinandersetzung ist keine leichte, aber sie ist eine sehr erleichternde. Weil es eben diese Vielfalt an Reaktionen gibt, haben wir auch als Therapeuten viel Freiheit. Wir können viel freier therapieren, als wir geglaubt haben.

Das ist nicht so wie bei jemandem, der einen Autounfall hatte und jetzt eine Vermeidungsreaktion hat, so dass er nicht mehr ins Auto steigen oder nicht von seinem Autounfall berichten will. Hier besteht ein therapeutisches Konzept darin, dass man die Person langsam daran gewöhnen soll,

wieder ins Auto zu steigen. Am Anfang nur für kurze Zeit, dann für einen längeren Zeitraum, oder so, dass man sich dies am Anfang erst einmal vorstellt und erst danach wirklich hingeht. Langsam kommt so eine Habituation zustande und das Vertrauen in das Autofahren kann wieder wachsen. Der Betroffene kann auch die Geschichte häufiger erzählen – auf diese Weise wird sie weniger virulent oder bedrängend. Bei komplexen Traumata funktioniert das jedoch nicht, weder bei Überlebenden der Shoah noch bei *child survivors*, denn die Auswirkungen, die Erschütterungen des Weltbildes, sind hier wesentlich weitflächiger, so dass auch das Bild viel weitflächiger ist. Das bringt uns als Therapeuten aber in die positive Lage, offen demgegenüber zu sein, was uns die Patienten berichten. Wir lernen von ihnen, nicht weniger als sie von uns lernen. Vielleicht entsteht dann ein Prozess, in dem beide Teilnehmer gemeinsam zu reifen beginnen, und das ist eigentlich erfreulich.

Ich hoffe, ich habe in meinem Beitrag auch die positive Seite deutlich gemacht und zeigen können, dass mit der Shoah verbundene Traumata die Überlebenden nicht nur zerstört haben. Sie haben ihnen schwere Narben zugefügt, ihnen aber oft auch ein sehr sinnvolles und reicheres Leben ermöglicht.

Mitverantwortliche Lebensführung als eine mögliche Antwort auf Traumatisierung



Ich freue mich sehr, heute vor Ihnen zu zwei Themen vortragen zu dürfen. Zum Einen möchte ich Ihnen gerne kurz über eine Studie berichten, die ich gemeinsam mit meinem Kollegen Eric Schmidt durchgeführt habe. Es geht darin um das Thema der Erinnerungen an Zeiten der Lagerhaft beziehungsweise um Erin-

nerungen an die Erfahrung von Immigration bei betagten oder hochbetagten jüdischen Bürgerinnen und Bürgern – nicht nur solchen, die ihren Lebensabend in Deutschland verbringen, sondern auch solchen, die in anderen Ländern der Welt leben. In einem zweiten, etwas kürzeren Teil stelle ich eine Untersuchung vor, in der ich mit Eric Schmidt und anderen aus dem Institut für Gerontologie die Frage untersuche, wie eigentlich ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der ehemaligen Sowjetunion, die in Deutschland Zwangsarbeit leisten mussten, auf ihre Vergangenheit beziehungsweise auf ihre gegenwärtige und zukünftige Situation blicken. Dabei handelt es sich um eine Studie, die für Sie als Auditorium unmittelbar relevant ist, da sich unter Ihnen viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Russland, aus Weißrussland und aus der Ukraine befinden – und das sind eben jene drei Länder, die wir augenblicklich intensiver untersuchen.

Zunächst möchte ich jedoch auf die erste Studie eingehen, die wir im Jahre 2000 als Monografie zum Thema *Wir haben uns als Deutsche gefühlt* veröffentlicht haben.¹

Auf der einen Seite widmete sich diese Studie dem Lebensrückblick der ehemaligen Internierten bzw. Immigranten, auf der anderen Seite aber auch der Frage, wie sich diese Menschen heute fühlen, welche Identität sie im Alter zeigen, wie eigentlich ihre Zukunftsperspektive aussieht. Diese Studie ist aus einer Überlegung heraus entstanden, die ich Ende der 1980er Jahre gemeinsam mit Eric Schmidt und Vertretern der Allgemeinen Hypothekenbank hier in Frankfurt angestellt hatte. Wir beschäftigten uns mit der Frage, ob es nicht notwendig sei, über die primär psychopathologische Analyse der Überlebenden und Immigranten hinaus auch einen Ansatz zu entwickeln, der untersucht, welches die zentralen Identitätsmerkmale der ehemaligen Vernichtungslagerhäftlinge und von Immigranten sind, das heißt wie diese Menschen heute ihr Alter und ihre Möglichkeiten erleben, Erfahrungen an nachkommende Generationen weiterzugeben. Dazu trat die drittens die Frage, wie man ihre Situation als Zeitzeugen und ihr Potenzial zur Zeitzeugenschaft und zur politischen Sensibilisierung der Jüngeren verstehen kann. Gewiss ist uns – als Vertretern des sehr stark interdisziplinär ausgerichteten Instituts für Gerontologie – die psychopathologische Perspektive durchaus bewusst. Wir wollten jedoch über die Psychopathologie hinausgehen und uns der Frage der Identität zuwenden bzw. herausfinden, welche Bedeutung die Überlebenden der Shoah sich als Menschen zusprechen, die einmalige historische Erfahrungen an nachfolgende Generationen weiterzugeben imstande sind.

¹ Andreas Kruse und Eric Schmidt, *Wir haben uns als Deutsche gefühlt. Lebensrückblick und Lebenssituation jüdischer Emigranten und Lagerhäftlinge*, Darmstadt 2000.

Folgendes möchte ich vorausschicken, bevor ich auf einzelne Aspekte der Studie eingehe: Wir haben im Grunde im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Schicksal der Überlebenden und mit ihrer Art und Weise, das Leben zu gestalten, die Basis für eine Theorie des Alters geschaffen, die heute in der Bundesrepublik Deutschland und auch darüber hinaus Beachtung findet. Wir haben nämlich darzulegen versucht, dass sich die Überlebenden nicht einfach als Menschen verstehen, die bis ins Alter hinein nur Opfer dieser traumatisierenden Erfahrungen gewesen oder geblieben sind, und herausgearbeitet, dass sie sich immer auch als Menschen sehen, die in den öffentlichen Raum streben und diesen mitgestalten, also ein mitverantwortliches Leben führen wollen. Mitverantwortung möchten sie insofern übernehmen, als sie den nachfolgenden Generationen kommunizieren wollen, was sie in der Zeit des Nationalsozialismus und zum Teil auch schon davor erlebt haben, wie sie mit diesen Erlebnissen fertig geworden sind, soweit man das überhaupt kann, und wie wichtig es ist, dass sich auch die jüngeren Generationen für die Gefahren eines neuen Faschismus oder Antisemitismus sensibilisieren lassen. Dieses Streben nach mitverantwortlichem Leben, das mit dem Wissen der Betroffenen zusammenhängt, dass für sie in der Weitergabe des Erlebten ein wichtiges Moment von gelingendem gesellschaftlichen Leben beschlossen liegt, war für uns im Zuge unserer Studie eine zentrale Erkenntnis, die wir dann zu einer Theorie des Alters ausgeweitet haben, in der der Aspekt des mitverantwortlichen Lebens eine große Rolle spielt.

Wir hatten die Möglichkeit, 248 Überlebende des Holocaust ausführlich zu interviewen. Darunter befanden sich 68 Überlebende der Vernichtungslager und 180 Immigrantinnen und Immigranten, die in drei Zielländer ausgewandert waren: Palästina, die Vereinigten Staaten und Argentinien. Wir haben uns aus folgendem Grund auf diese drei Länder konzentriert: Während die Vereinigten Staaten ein primäres Zielland der Immigration waren, wurde Palästina bzw. später Israel zu einem Ort, mit dem sich – nicht zuletzt auch durch die Verfolgung im Nationalsozialismus – immer mehr jüdische Bürgerinnen und Bürger in hohem Maße identifiziert haben, insofern sie den Aufbau des Landes als Antwort auf die katastrophalen Erlebnisse und Erfahrungen betrachteten. In Argentinien dagegen bestand – kulturell wie sozial – eine gewisse Affinität zu Deutschland, die darin zum Ausdruck kam, dass es schon zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg eine bemerkenswerte Migration nach Argentinien gegeben hatte, dass zur Zeit des Nationalsozialismus viele Menschen dort Zuflucht gesucht hatten und dass nicht wenige, die in dieser Zeit Verbrechen

begangen hatten, ebenfalls dorthin ausgewandert waren. Diese 248 Personen konnten wir ausführlich interviewen, das heißt nicht nur 30 Minuten, 60 Minuten oder 2 Stunden lang, sondern zum Teil über mehrere Tage hinweg. Diese Interviews wurden intensiv vorbereitet durch ausführliche Schreiben an jüdische Gemeinden und Altenheime, in denen wir die Intention unserer Studie darlegten und erklärten, auf welche Themenkreise sich diese Interviews konzentrieren sollten. Dadurch, dass wir immer auf die Vermittlung durch jüdische Gemeinden bzw. jüdische Altenheime zurückgreifen konnten, hat nur eine minimale Anzahl von Personen – insgesamt nicht mehr als 17 – unsere Bitte um ein Interview abgelehnt, meist aus gesundheitlichen Gründen. Wir fanden es bemerkenswert, dass der Großteil der Menschen, die wir um ein Interview gebeten hatten, bereit waren, mit der Nachfolgegeneration derer, die ihnen dieses ganze Leid zugefügt hatten, zu sprechen. Dabei müssen Sie sich vorstellen – und werden das aus ihrer praktischen Arbeit auch kennen –, dass wir mit vielen Menschen kommuniziert haben, die nicht bereit waren, Deutsch zu reden, oder bei denen es relativ lange dauerte, bis sie Deutsch zu sprechen begannen. Was uns deutlich wurde, war, dass die Menschen ein zentrales Motiv ansprachen: Sie wollten uns nicht nur als Wissenschaftlern, sondern auch als Angehörigen der nachfolgenden Generationen des Landes, das sie geliebt und mit dem sie sich identifiziert hatten, zeigen, dass ihnen Deutschland auch heute alles andere als gleichgültig war. Sie wollten mit uns als Vertretern dieser Generation aus Deutschland sprechen, um uns zu sagen, wie es ihnen jetzt erging, auch um ihnen mitzuteilen, welche problematischen oder welche positiven Entwicklungen sie in der Gegenwart in diesem Land beobachteten.

Dazu müssen Sie wissen, dass wir jene 180 Personen aus unserer 248 Personen umfassenden Stichprobe, die Immigranten gewesen waren, in zwei Gruppen von je 90 Personen eingeteilt hatten. Da waren einmal diejenigen, die sich im Alter dafür entschieden hatten, wieder nach Deutschland zurückzukehren und die wir dann auch in Deutschland interviewt haben. Dies waren also Personen, die aus Argentinien, aus den Vereinigten Staaten oder aus Israel wieder nach Deutschland zurückgekommen waren, sei es auf Dauer oder zumindest für relativ lange Aufenthalte. Die anderen 90 Personen, die wir befragt haben, waren jene, die in den Ländern geblieben waren und auch nicht beabsichtigten, nach Deutschland zurückzukehren. Lassen Sie uns einige Überlegungen über die zentralen Beobachtungen und Eindrücke anstellen, die wir gewonnen haben.

Der erste Eindruck ist ein eher bildlicher. Ich hatte gesagt, dass diese Interviews – außer bei der größeren Anzahl jener, die nach Deutschland zurückgekehrt waren – vielfach nicht in deutscher, sondern in englischer Sprache geführt wurden. Das galt vor allem für die, die in den Vereinigten Staaten lebten. Anfänglich fragten wir uns, was das eigentlich für eine Sprache sei, die da gesprochen wurde, denn sie erschien uns als eine Mischung aus Englisch und Elementen der deutschen Sprache. Warum sprachen die Menschen mit uns, die wir aus Deutschland kamen, nicht in der Sprache, die sie früher immer gesprochen hatten und die sie im Grunde immer noch perfekt sprechen konnten? Das Beindruckende war, dass diese Interviews über Stunden hinweg in Englisch geführt wurden und dann, wenn Beispiele für die Darstellung der aktuellen oder früheren emotionalen und affektiven Situationen gegeben wurden, deutsche Literatur, vor allem deutsche Lyrik rezipiert wurde – und zwar auswendig und auf sehr bemerkenswerte, geradezu musikalisch wunderbare Art und Weise.

Ein Beispiel ist mir noch gut in Erinnerung. Ich weiß noch, wie mir eine Bewohnerin eines jüdischen Altenheims in Chicago, die in Auschwitz interniert gewesen war, ein wunderbares Gedicht von Rilke rezitierte: „Ich liebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehen. Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen will ich ihn. Ich kreise um Gott, den uralten Turm, und kreise Jahrtausende lang und ich weiß nicht, was ich bin, ein Falke, ein Sturm oder ein großer Gesang.“ Das ging mit einer wunderbaren Melodik einher, sehr eindrucksvoll in der Sprache, auch in der Rezitation. Danach folgte ein Erschrecken darüber, Deutsch gesprochen zu haben, und dann wurde wieder Englisch gesprochen. Oder ein anderes Beispiel: Eine Dame erzählte mir, in Chicago gebe es im Sommer immer mehrere Freiluftkonzerte, betonte, wie gespannt sie sei, die akademische Festouvertüre von Johannes Brahms zu hören, und rezitierte dann den entsprechenden Text in deutscher Sprache. Ich erzähle Ihnen das, weil es zu verstehen gilt, dass auch dann, wenn wir die gegenwärtige Situation dieser Menschen ausführlich analysieren, die Identität ein sehr wichtiges Element darstellt und im Kontext dieser Identität das Herkunftsland Deutschland durchaus eine zentrale Rolle spielt – eine Rolle, die bis ins Alter hinein sehr bedeutsam, zugleich aber ambivalent und ungeklärt ist. Auf der einen Seite sind da die Bindungen an die Kultur, Literatur, Musik, darstellende Kunst oder die Natur, aber auf der anderen Seite ist stets auch das erlebte Wissen darum gegenwärtig, in diesem Land schlimmsten Verfolgungen oder Qualen ausgesetzt gewesen zu sein. Diese Identitätsproblematik, das wurde uns auf Befragen

hin immer wieder bestätigt, spielt bis in die heutige Zeit hinein eine große Rolle.

Ich habe bereits gesagt, dass diese gesamte Untersuchung nicht unter dem Aspekt der Psychopathologie stand, doch wir wissen natürlich schon, dass es gerade im Alter die posttraumatischen Belastungsstörungen gibt, die auch von Kolleginnen und Kollegen aus dem Bereich der psychosomatischen Medizin und der Psychiatrie, mit denen wir sehr eng zusammenarbeiten, theoretisch und empirisch erforscht und sehr gut beschrieben worden sind. Im Alter scheint die Neigung zum Lebensrückblick immer stärker zu werden. Das hat zum einen damit zu tun, dass sich mehr und mehr das herauskristallisiert, was wir als Langzeitgedächtnis oder Langzeitspeicher bezeichnen, während das Kurzzeitgedächtnis und die Kurzzeitspeicherleistungen schwächer werden. Infolgedessen wird die Bedeutung des Langzeitgedächtnisses und damit natürlich auch jener Erlebnisse und Erfahrungen, die frühere Lebensphasen bestimmt haben, immer wichtiger. Das ist aber nur ein Motiv. Ein zweiter Grund liegt darin, dass angesichts der eigenen Endlichkeit und des antizipierten Sterbens und Todes die Frage „Was ist eigentlich Dein Leben in seiner kompletten Gestalt?“ immer mehr Raum einnimmt. Dabei handelt es sich um ein Motiv, das, folgt man den bedeutenden Entwicklungspsychologen, im Alter eine immer größere Rolle spielt. Dazu kommt schließlich drittens, dass man sich vor allem dann, wenn man viele wichtige Menschen verloren hat, oft gerade an den Geburtstagen dieser Menschen, immer wieder mit der Frage konfrontiert sieht: „Was wäre eigentlich, wenn diese Menschen noch lebten?“ Dieser Lebensrückblick gewinnt demnach im Alter an Bedeutung, und infolgedessen können auch die posttraumatischen Belastungsstörungen zunehmen, die natürlich in allen Phasen des Lebens klinisch, psychologisch, psychopathologisch oder psychiatrisch wichtig sind. Sie sind zum Teil stark maskiert, zum Teil körperlich, zum Teil auch durch Wahnbilder oder Halluzinationen. Das wissen wir aus der Psychopathologie. Aus unserer Sicht werden diese posttraumatischen Belastungsstörungen im Alter deshalb noch einmal besonders bedeutsam, weil sie sich mit dem zentralen Motiv des Lebensrückblicks verbinden, dessen drei Ursachen ich gerade genannt habe. So haben uns Überlebende – ebenso wie Immigranten – erzählt, die Intensität der Bilder und Erinnerungen, vor allen aber deren Grad der Intrusion nehme im Alter noch einmal erheblich zu. Wir hatten einige Überlebende, überwiegend Überlebende der Vernichtungslager, die berichteten, sie hätten bisweilen den Eindruck, die Intensität der Bilder sei genauso stark wie zu dem Zeitpunkt, an dem sie den Qualen und dem Terror ausgesetzt gewe-

sen seien. Andere erzählten, es könne durchaus vorkommen, dass sie abends in einem Sessel im Wohnzimmer säßen und zunächst an nichts Bestimmtes dächten, aber auf einmal draußen einen Gleichschritt hörten, etwa von vielen Menschen, die von irgendeiner Party oder aus dem Kino kämen, und dann glaubten, es handle sich um die SS. Die Gefahr einer solchen Intrusion von Erlebnissen und Bildern kann im Alter zunehmen, wenn auch nicht zwangsläufig. Man muss also für eine bestimmte Komponente eines solchen psychopathologischen Syndroms, wie man es eben nennt, wenn man über posttraumatische Belastungssyndrome spricht, sensibel sein. Eine zweite Komponente ist die Hyperreagibilität, die etwa auftreten kann, wenn man in den Nachrichten hört, dass irgendwo ein Krieg ausbricht. Manche Menschen reagieren dann teilweise mit einer Hyperreagibilität, ein Symptom dafür, dass eine starke Verletzlichkeit vorliegt oder dass vorübergehend depressive Episoden auftreten, deren auslösendes Moment man nicht unmittelbar benennen kann. Im Zuge dieser depressiven Symptomatik wird dann jedoch bisweilen deutlich, dass die Betroffenen durch die Erlebnisse während der Shoah außerordentlich verletztlich geworden sind.

Aber, meine Damen und Herren, das sind natürlich Aspekte von Verletzlichkeit, die man sehr ernst nehmen muss, die möglicherweise auch eine Intervention erfordern oder auslösen. Das rechtfertigt jedoch nicht die Aussage, alle Überlebenden, Häftlinge der Vernichtungslager oder Immigranten hätten so etwas erlebt oder zeigten so etwas wie ein posttraumatisches Belastungssyndrom. Für einen Teil von ihnen gilt das gewiss, aber wir würden nicht sagen, dass damit die Gruppe der Überlebenden oder die Gruppe der Immigranten insgesamt präzise charakterisiert wäre. Natürlich sind wir im Rahmen unserer Studie auf Menschen gestoßen, bei denen uns sofort eine tiefe posttraumatische Belastungsstörung auffiel, auf Menschen, die zum Teil überhaupt nicht in der Lage waren, über ihre Erlebnisse und Erfahrungen zu sprechen, oder nur unter Tränen, Menschen, die sich mehr und mehr aus dem Interview zurückzogen. Aber das war, wie gesagt, nur ein Teil. Es ist daher in der Tat notwendig, sich einerseits für die spezifischen Bedingungen zu sensibilisieren, die das Alter auch mit Blick auf solche posttraumatischen Belastungsstörungen mit sich bringt, aber andererseits auch vorsichtig zu sein, hier nicht vorschnell zu verallgemeinern. Was wir aber keinesfalls vernachlässigen dürfen, ist die Tatsache, dass das hohe Lebensalter eine bedeutsame Komponente für den Lebensrückblick darstellt. Und der Lebensrückblick ist vielfach kein bewusst geführter, sondern einer, der sich der jeweiligen Person mehr und mehr – mit ganz be-

stimmten Themen, Erfahrungen, Erlebnissen – aufdrängt. Es ist nicht so, dass der Betreffende sich zurücklehnt und sagt: „Jetzt fange ich einmal an, in einer sehr rationalen Art und Weise, Rückblick auf mein Leben zu halten.“ Es ist vielmehr so, dass einen dieser Lebensrückblick teilweise geradezu überfällt und damit zu einer bedeutsamen psychologischen Aufgabe wird, was mit den eben genannten drei Gründen zu tun hat. Dabei sind Eric Schmidt und ich durchaus der Ansicht, dass die Begleitung eines Menschen in einem solchen Lebensrückblick (und dazu gibt es sehr viele gute Erfahrungen und Literatur) eine bedeutsame psychologische und soziale Hilfe sein kann. Schließlich ist der Lebensrückblick, um es noch einmal zu betonen, vielfach kein geführter, sondern einer, der in hohem Maße durch Erlebnisse oder Erfahrungen angestoßen wird, die man in ihrer Fortwirkung in Psychen nicht so ohne weiteres kontrollieren kann.

Nun zu einem zweiten Punkt. Was uns – neben der Verarbeitung des Leids – am meisten beeindruckt hat, war das Element der Mitverantwortlichkeit. Ich hatte zu Beginn bereits skizziert, wie wir das verstehen. Wir sind in der Charakterisierung der Mitverantwortung als einer zentralen Haltung des Menschen stark von Hannah Arendt beeinflusst, die in ihrer eindrucksvollen, für die Politikwissenschaft konstitutiven Schrift *Vita activa oder Vom tätigen Leben* (in der amerikanischen Ausgabe: *The Human Condition*) sehr schön dargelegt hat, dass wir den Menschen als ein ‚zoon politicon‘ beziehungsweise die Menschen als ‚zoa politica‘ begreifen müssen – als politische Wesen, die in den öffentlichen Raum streben und diesen mitgestalten wollen. Menschen wollen nicht nur im Privaten bleiben – im *oikos*, sondern sie wollen in die *polis* eintreten, in den öffentlichen Raum, wo man miteinander spricht, sich austauscht, sich gegenseitig befruchtet, und möchten diesen mitgestalten. Wir fanden bei vielen Überlebenden der Shoah ebenso wie bei Immigranten ein zentrales Motiv: Wir wollen nicht – oder jedenfalls nicht ausschließlich oder primär – als Menschen angesprochen werden, bei denen ein psychopathologisches Syndrom vorliegt. Wer uns psychopathologisiert, so ihre Sichtweise, lädt uns gegenüber möglicherweise ein zweites Mal schwere Schuld auf sich. Denn das, was wir zeigen, ist ja nicht einfach nur Psychopathologie, sondern das Resultat einer historisch-politisch katastrophalen Entwicklung, die uns in schlimmste Zustände gebracht hat, so dass wir uns bisweilen wundern, dass wir sie überlebt haben. So die Stimme der Überlebenden der Vernichtungslager.

Aber das gilt auch für die Immigranten, die uns immer wieder sagten: „Glauben Sie nicht, dass eine Immigration etwas Leichtes gewesen wäre. In ein Land zu kommen, dessen Sprache man nicht beherrscht. In ein Land zu kommen, dass allein von den klimatischen Verhältnissen her Bedingungen stellt, die wir gar nicht gewohnt waren. In ein Land zu kommen, in dem wir komplett neue Berufe erlernen mussten, die in vollkommenem Gegensatz zu dem Berufen standen, die wir früher ausgeführt haben. In summa, wir haben im Gefolge der Shoah etwas geleistet, und es ist ungerechtfertigt, dass man uns in der Öffentlichkeit als Leidende, Traumatisierte behandelt. Wir wollen, dass diese Lebensleistung ausdrücklich anerkannt wird.“

Diese Lebensleistung aber assoziiert sich häufig mit dem Begriff des mitverantwortlichen Lebens. „Wir haben etwas für die jeweilige Gesellschaft getan und wir wollen das im Alter auch tun.“ Nun kommt etwas Wichtiges: Das Alter ist für uns bereits laut gerontologischer Theorie eine sehr bedeutsame Lebensphase. Nach dem Ausscheiden aus dem Beruf muss der Mensch lernen, mit einem möglicherweise nicht strukturierten, durch externe Verpflichtungen definierten Alltag umzugehen, und den Versuch unternehmen, diesen Alltag nun neu selbstverantwortlich zu gestalten. Wir haben in unserer Studie erfahren, dass dies nicht wenigen Menschen schwer fällt. Das gilt vor allem auch für Menschen, die beispielsweise in der Immigration oder auch nach der Rückkehr nach Deutschland Verantwortung übernommen haben. Sie sagen: „Wir waren sehr gut in Beruf und Familie eingepasst, hatten den Eindruck, hier wirklich mitverantwortlich handeln zu können. Aber als dann das Ausscheiden aus dem Beruf vollzogen werden musste, als dann die Kinder aus dem Haus waren und auch die Kontakte zu den Kindern und den Enkelkindern weniger wurden, merkten wir, wie schwer es ist, den Alltag in einer selbstverantwortlichen Art und Weise zu gestalten, und auch, wie schwer es sein kann, dies zu tun, wenn man in besonderer Weise psychisch verletzlich ist.“

Das zeigt, wie wichtig dieses mitverantwortliche Leben in der Hinsicht ist, dass Menschen in soziale Kontexte eingebunden sind. Doch es geht nicht nur um Integration, sondern vor allem auch darum, dass Menschen die Möglichkeit haben, diese sozialen Kontexte aktiv mitzugestalten. Das hörten wir immer wieder, und zwar nicht nur in Israel, sondern etwa auch in den Vereinigten Staaten. Es ist vielen ein großes Bedürfnis, beispielsweise in die Schulen zu gehen und mit nachfolgenden Generationen darüber zu sprechen, was der Einzelne dazu beitragen kann, dass das hohe Gut der Demokratie, der Freiheit, der Menschenwürde und des unbedingten Respekts vor der Würde des Einzelnen gewahrt bleibt.

In einer solchen Lebensweise, die wir als „mitverantwortliche Lebensführung“ bezeichnen würden, steckt ein großes Entwicklungspotenzial. Das hat Hannah Arendt in so bemerkenswerter Weise in ihrem herrlichen Buch *Vita activa oder Vom tätigen Leben* zum Ausdruck gebracht. Gerade im öffentlichen Raum, wenn Menschen immer wieder aus dem Privaten herauskommen und die Möglichkeit haben, mit anderen Menschen zusammenzutreffen, sich mit ihnen auszutauschen, etwas weiterzugeben oder etwas aufzunehmen, gerade in diesem öffentlichen Raum liegt ein ganz großes Entwicklungspotenzial beschlossen: das Potenzial, Neues zu beginnen. Deshalb verwendet Arendt ausdrücklich den Begriff der „Natalität“, der Gebürtlichkeit, um deutlich zu machen, wie sehr wir in der Kommunikation mit anderen Menschen auch neu werden können. Das bedeutet nicht, dass wir unsere Erfahrungen abstreifen – was ja gar nicht geht –, sondern dass wir diese Erfahrungen möglicherweise in einen ganz anderen intergenerationellen Kontext hineinstellen. Jene jüdischen Bürgerinnen und Bürger, die wir befragt haben, sagten: „Wir haben die Erfahrung gemacht, dass man an unserem Wissen, an unseren Erlebnissen, an unseren Lebenserfahrungen interessiert ist, und wir haben erlebt, dass daraus sozusagen eine gewisse Verantwortungsübernahme von uns im Sinne der Weitergabe von Erlebnissen und Erfahrungen liegt.“ Sie konnten mit der Situation im Alter – auch mit den traumatischen Erlebnissen – ungleich besser umgehen, diese auch ganz anders kommunizieren als andere, die sagten: „Wir haben den Eindruck, die Menschen sind überhaupt nicht an unseren Erlebnissen und Erfahrungen interessiert, wir haben bisweilen das Empfinden, dass man uns noch immer mit Reserviertheit, Skepsis, wenn nicht sogar mit Ablehnung begegnet, wenn deutlich wird, dass wir jüdische Bürgerinnen und Bürger sind.“

Damit wird deutlich, dass unsere Gesellschaft eine Verantwortung hat, die über die individuelle, fachlich und ethisch fundierte Begleitung weit hinausgeht. Es ist die Verantwortung, das Streben nach einem mitverantwortlichen Leben bei den Überlebenden der Shoah zu erkennen und Kontexte zu schaffen, in denen dieses Streben verwirklicht werden kann. Es geht ja noch einmal weit über das Individuelle hinaus, auch wenn dieses individuelle Begleitungselement für uns auch ganz wichtig ist – sei es ein therapeutisches oder eines, das auf eine Wahrhaftigkeit und Offenheit in der Kommunikation zielt, die dem Anderen gestattet, mir zu schildern, was er erlebt oder erfahren hat, aber nicht nur aus der Perspektive der Pathologie, sondern so, dass sein Gesprächspartner bereichert oder sensibilisiert wird und ihm ein hohes Maß an Mitgefühl schenkt.

Ich würde gerne noch einen Perspektivenwechsel vornehmen. Mich hat sehr beeindruckt, dass der Vorstandsvorsitzende der EVZ – Herr Salm, der gestern hier mit die Eröffnungsworte gesprochen hat – Freude daran hatte, als ich einmal gebeten worden war, in Berlin einen Vortrag über mitverantwortliche Lebensführung zu halten, und mich in diesem Zusammenhang ausdrücklich auch auf unsere Studie zur Shoah bezogen habe. Er kam danach zu mir und sagte: „Herr Kruse, wir sind zurzeit mit der Frage befasst, was eigentlich psychologisch mit den Menschen geschieht, die in Russland, in Weißrussland und in der Ukraine leben und die früher Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen waren. Wir beschäftigen uns aber auch mit der Frage, wie es eigentlich Menschen ergeht, die unter Stalin in Gulags interniert gewesen sind, unter anderem deshalb, weil man ihnen in irgendeiner Form Kollaboration mit den Deutschen vorgeworfen hat.“ Und er fügte hinzu: „Vielleicht könnten wir diese Perspektive stark machen, dass man auf der einen Seite in keinem Falle über die psychischen Traumatisierungen und deren Folgen hinweggeht, sich andererseits aber auch mit der Frage beschäftigt: Müssen diese Menschen nicht auch in einer ganz anderen Art und Weise angesprochen werden, und zwar im öffentlichen Raum, in der *polis*? Müssen sie nicht anders angesprochen werden auch im Sinne der ‚*zoa politica*‘, also jener Menschen, die den öffentlichen Raum mitgestalten wollen?“ Das hat uns begeistert. Ich habe meinen Kollegen Eric Schmidt gefragt, ob er sich das vorstellen könne, und er meinte: „Unbedingt. Das wäre eigentlich ein sehr schöner Versuch, Aspekte und Überlegungen unserer Untersuchung auf das Verständnis einer Situation in ganz anderen historischen Kontexten zu übertragen, auch wenn man Lebensschicksale nicht einfach miteinander vergleichen kann.“ Und dann hat die EVZ angeboten, eine Untersuchung in Russland, Weißrussland und der Ukraine zu fördern, in der es darum geht, die Frage zu beantworten, wie es um die psychische Situation jener Menschen bestellt ist, die als Zwangsarbeiter in Deutschland waren, oder derer, die nachher in der Sowjetunion interniert wurden, weil man ihnen Kollaboration mit Deutschland vorwarf. Das aber ermöglicht es außerdem, einen Beitrag dazu zu leisten, dass sich die Identität dieser Menschen in der Weise ausdifferenziert, dass sie etwas für nachfolgende Generationen tun, ihnen bedeutsames historisches Wissen weitergeben können. Wir haben nicht einfach nur die Frage gestellt, was helfen kann, damit es ihnen besser geht – das wäre uns viel zu naiv. Vielmehr ging es uns um eine Differenzierung der Identität. Wie ist es möglich, dass jemand zu dem Schluss kommen kann: „Ich bin nicht nur jemand, der sehr viel Leid in seiner Biographie erfahren hat, sondern zugleich jemand, der den Generatio-

nen und damit auch der Gesellschaft Bedeutsames weitergeben kann“?

Mit dieser Studie haben wir vor zweieinhalb Jahren begonnen. Wir haben sehr viele Analysen durchgeführt und verfügen mittlerweile über eine Stichprobe von weit über 500 Personen aus unterschiedlichen Altersgruppen, die wir nicht nur intensiv untersuchen, sondern die wir auch miteinander ins Gespräch bringen, um beispielsweise den Generationenaustausch zu fördern. Dabei geht es um handlungsbezogenen Austausch, also darum, irgendetwas gemeinsam zu machen, etwa ein Theaterstück einzustudieren oder etwas zu lesen, aber auch um Austausch in der Hinsicht, dass man beispielsweise in der Schule sehr ausführlich darüber spricht, welche Erlebnisse und Erfahrungen Menschen gemacht haben und welche Bedeutung der Begriff der Freiheit, der Würde, des Respekts dafür hat, dass nachfolgende Generationen das Wiederaufleben von Diktaturen zu verhindern versuchen. Wir haben Gesprächskreise und Handlungskreise etabliert sowie eine Methode angewandt, die wir als „Mikrolängsschnittstudie“ bezeichnen. Dabei geht es darum, wirklich psychische oder soziale Veränderungsprozesse in ihrer Mikroperspektive zu erfassen. Wir haben die Ergebnisse sehr ausführlich ausgewertet und kommen eigentlich heute schon, obwohl das Projekt ja noch lange nicht abgeschlossen ist, zu einem bemerkenswerten Befund: Die Möglichkeit, nachfolgenden Generationen etwas weiterzugeben, mit jüngeren Menschen in einen offenen, wahrhaftigen Diskurs einzutreten, wird nicht nur von älteren Menschen, die selbst diese Schicksale während des Zweiten Weltkriegs, der Zeit des Nationalsozialismus und später dann im Kommunismus erlebt haben, als eine große Bereicherung empfunden, nämlich im folgenden Sinne: „Wir sind mitverantwortlich Handelnde, wir können nachfolgenden Generationen etwas geben.“ Auch jüngere Menschen empfinden es als bemerkenswert, welches historische, persönliches und existenzielles Wissen die älteren Menschen besitzen, und erleben es als Bereicherung, wenn auf lokaler und kommunaler Ebene Kontexte und Möglichkeiten geschaffen werden, in denen dieser Austausch stattfindet.

Das bringt mich abschließend zu einer Theorie, die für Eric Schmidt und mich im Kontext der Gerontologie insgesamt sehr wichtig ist, aber gerade auch im Kontext unserer Fragestellung von Bedeutung zu sein scheint. Es geht um die Theorie der Generativität. Der Begriff der Generativität stammt aus dem Lateinischen (‚*genus*‘ = das Geschlecht) und will zum Ausdruck bringen, dass jemand einen Beitrag für das Menschengeschlecht leisten möchte.

Das entspricht ganz dem, was in dem herrlichen Briefwechsel zwischen Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn geschrieben steht. Was wir dort in der Auseinandersetzung dieser beiden Geistesgrößen finden, ist ein wunderbarer Beitrag zur Freundschaft, zu dem Anliegen, etwas für das Menschengeschlecht zu tun. Es ist kein Zufall, dass eine der bedeutendsten philosophischen und bildungsbezogenen Schriften Lessings den Titel „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ trägt. „Generativität“ meint den Willen, der nachfolgenden Generation etwas zu geben an Wissen oder reflektierten Erfahrungen, sie zu motivieren, zu stimulieren und zu sensibilisieren. Nun wurde dieser Begriff zunächst von dem bedeutenden Psychoanalytiker oder Ich-Psychologen Erik H. Erikson in seine Entwicklungslehre integriert. Erikson vertrat die Auffassung, diese Generativität sei vor allen Dingen für den zweiten Teil unseres gesamten Lebenslaufes ein sehr wichtiges Motiv. Es gibt jedoch auch Kollegen, beispielsweise aus Großbritannien, die behaupten, man dürfe die Generativität nicht nur als ein persönliches Motiv konzeptualisieren, so als sei der Mensch von dem Motiv beseelt, von anderen gebraucht zu werden, symbolisch unsterblich zu werden, indem er in den folgenden Generationen fortlebt. Vielmehr verhalte es sich so, dass auch die Gesellschaft entsprechende kulturelle Skripta brauche. Das heißt: Wir brauchen kulturelle Erwartungshaltungen in dem Sinne, dass wir hoffen, wünschen oder auch erwarten, dass diese älteren Generationen ihr historisches, persönliches und existenzielles Wissen weitergeben. Wenn also gleichsam der kulturelle Rahmen geschaffen ist und mit dem inneren Wunsch oder Motiv korrespondiert, dann kann Generativität gelingen. Daher sind wir der Stiftung EVZ außerordentlich dankbar, dass sie uns nicht bloß die Möglichkeit bietet, die psychologischen Prozesse genauer zu untersuchen, die zur Generativität beitragen, und herauszufinden, was eine wahrhaftige, offene Kommunikation zwischen den Generationen in Gang zu setzen vermag, sondern uns auch dabei unterstützt, in den betreffenden Ländern für ein besseres Verständnis für die ehemaligen Zwangsarbeiter und von den Kommunisten Internierten zu werben. Es gilt sie nicht nur als Menschen zu betrachten, die Leid erfahren haben und mit schweren Belastungen konfrontiert waren, als Menschen, die dennoch heute ein selbstständiges und selbstverantwortliches Leben führen, sondern auch und zuallererst als Menschen, die politisch sind. Politisch im Sinne der alten Philosophie des Aristoteles, die von Hannah Arendt so schön in die Gegenwart übersetzt wurde. Politisch nämlich in der Hinsicht, dass sie den öffentlichen Raum mitgestalten, dass sie generativ sein wollen.

Ich komme zum Schluss: Wenn wir so argumentieren, dürfen wir nicht das hohe Maß an Vulnerabilität oder Verletzlichkeit bei Menschen übersehen, die Opfer schlimmster Formen der Diktaturen gewesen sind. Gewiss, Eric Schmidt und ich gehören einer Generation an, die den Nationalsozialismus nicht mit zu verantworten hat. Aber wir stehen in der Tradition eines Landes, das einen Völkermord begangen hat und dessen nachfolgende Generationen die große Aufgabe haben, die Erinnerung an das Geschehene wachzuhalten. Wir übersehen nicht, wie tief die depressiven Zustände sein können, wie ausgeprägt die Hyperreagibilität oder die Intrusion sein können, die Menschen in der Gegenwart immer wieder erfahren. Wir sind zudem der Ansicht, dass dies auch offen ausgesprochen werden muss, um deutlich zu machen, welche schlimmen Folgen die Diktatur, der Faschismus und der Antisemitismus für Menschen gehabt haben, deren gesamter Lebenslauf davon überschattet ist. Aber wir denken auch, dass wir uns mit unserem Bestreben, deutlich zu machen, welches Potenzial an mitverantwortlichem Leben und Generativität diese Menschen haben und in welchem Maße viele dieses Potenzial zu verwirklichen suchen, eine Bringschuld einlösen, die mit unseren Interviews und unseren Untersuchungen verbunden ist. Wir müssen der Öffentlichkeit deutlich machen, dass diese Menschen ein hohes Maß an Verantwortung für das Gelingen von Gesellschaft und Gemeinschaft spüren und auf diese Verantwortung angesprochen werden wollen. „Die Rede ist uns gegeben, dass wir nicht allein für uns nur sollen leben und fern von Menschen sein. Wir sollen uns befragen und sehen auf guten Rat, das Leid einander klagen so uns befallen hat.“ So schrieb im 17. Jahrhundert der große Königsberger Literaturwissenschaftler und Literaturprofessor Simon Dach und betitelte diesen Vers mit dem Begriff „Freundschaft“. Und das ist der Begriff, der unbedingt auch in unsere Diskussion hinein gehört – ganz im Sinne des mitverantwortlichen Lebens in Generativität.

Trauma und seine Auswirkungen

Jüdische und psychologische Aspekte



Ich danke Ihnen sehr! Ich fühle mich sehr geehrt, hier sein zu dürfen, und freue mich, dass ich von Ihnen allen seit gestern so viel gelernt habe. Ich wurde gebeten, darüber zu sprechen, wie man jüdische und psychologische Perspektiven beim Verstehen von Traumata miteinander verbinden kann, insbesondere

wenn es um das psychologische Verständnis der Arbeit mit jenen betrifft, die die Shoah als Kinder überlebt haben. Bei jeder der folgenden Betrachtungen werde ich zum einen etwas vom Standpunkt der psychologischen Forschung aus sagen, zum anderen aber auch darüber nachdenken, was sich aus der Perspektive traditioneller jüdischer Quellen dazu anmerken lässt. Ich hoffe, dass wir daraus vielleicht eine Botschaft für unsere praktische Arbeit mit nach Hause nehmen können.

Lassen Sie mich mit einem faszinierenden Widerspruch beginnen, der im Talmud begegnet. Es ist fast zwei Jahrtausende her, und es geht um folgende Aussage, die in Sprüchen ausgedrückt wird: Im *Midrasch Mischle* (12,25) heißt es: „Sorge im Herzen eines Menschen drückt ihn nieder, doch ein gutes Wort macht ihn froh.“ Einen weiteren Spruch – „Trägst Du eine Sorge im Herzen, so unterdrücke sie“ – erklärt der Babylonische Talmud wie folgt: „R. Ammi und R. Assi deuten diesen Vers unterschiedlich: Der eine gibt ihn wieder mit: ‚Lass ihn die Sorge aus seinem Geist verdrängen‘, der andere mit: ‚Lass ihn die Sorge mit anderen besprechen‘“ (Joma 75a). Ein Gelehrter sagt also, man solle, wenn man Sorgen im Herzen trage, einfach nicht dar-

an denken, sondern sie wegschieben und versuchen, sich abzulenken. Der andere hingegen sagt, wenn man Sorgen im Herzen trage, solle man jemanden finden – einen guten Freund, einen Kollegen, jemanden, dem man vertraut – und mit ihm darüber sprechen. Interessant ist, dass in allen Fällen, in denen der Talmud über diese Unstimmigkeit spricht, nie entschieden wird, welcher der beiden vorgeschlagenen Wege der richtige bzw. der falsche ist. Beide Ansichten erlauben eine gleichberechtigte Annäherung an den Umgang mit Stress, Unsicherheit und Lebensangst. Mit Blick auf die Forschung der letzten Jahrzehnte ist zudem interessant, zu erwähnen, dass die Traumaforschung einen umfassenden Beweis dafür liefert, dass es in der Tat riskant ist, zu glauben, es gebe bei der Bewältigung von Traumata eine Universallösung, die für alle gültig sei. Und so verhält es sich tatsächlich: Einige Menschen bewältigen etwas, indem sie es aussprechen, andere wollen einfach nicht darüber nachdenken. Wie wir alle wissen, vollzieht sich Bewältigung auf sehr unterschiedliche Weise. Es gibt viele verschiedene Wege, wie Menschen mit etwas fertig werden. Die medizinische Psychologie forscht dazu, etwa zu der Frage, wie Menschen sich verhalten, wenn sie eine schmerzhaft Spritze bekommen sollen – die einen, indem sie sich ablenken, die anderen, indem sie mit anderen Menschen reden.

Ich war viele Jahre lang beratender Psychologe in einem Krebs-Zentrum für Kinder. Dort gab es Kinder, von denen wir wussten, dass es nicht gut war, mit ihnen zu sprechen, wenn sie sich einer schmerzvollen medizinischen Behandlung unterziehen mussten, da sie nicht wissen wollten, was sie hatten und warum sie sich dieser Behandlung unterzie-

hen wollten. Sie wollten einfach nicht darüber nachdenken. Schieb es weg! Wir pflegten ihnen die neueste Spielkonsole zu zeigen, und solange sie das aktuellste elektronische Spiel spielen konnten, schienen sie gar nicht zu bemerken, dass sie eine schmerzvolle Spritze bekommen würden. Andere Kinder waren – so würde es die Literatur nennen – „Teilnehmende“. Die einen waren also abwesend und lenkten sich ab, die anderen nahmen teil und wollten wissen, warum sie diese Spritze bekamen, ob es wirklich nötig sei, ob nicht ein anderer Arzt kommen könnte und ob sie sich die Spritze nicht selbst geben könnten. Würde man die Spielkonsole den „Teilnehmenden“ in die Hand drücken, also denen, die darüber sprechen möchten, würden sich diese bei der Behandlung viel schwerer tun. Umgekehrt, würde man den „Sich-Ablenkenden“ einen Internet-Artikel über die unterschiedlichen Behandlungsmöglichkeiten zu lesen geben, ginge es ihnen viel schlimmer. Es war erforderlich, sich dem jeweils persönlichen Bedürfnis anzupassen.

Nun möchte ich all dies anhand einiger Geschichten illustrieren. Hier ist eine davon: Mein Hauptforschungsgebiet der letzten Jahre war die Untersuchung der unterschiedlichen Aspekte von Traumata im Zusammenhang der Zweiten Intifada in Israel. Auf dem Höhepunkt der Anschläge in Israel wurde ich von Danny Brom, dem Direktor des Latner Institute, eines Jerusalemer Trauma-Zentrums, eingeladen und gebeten, zu etwa 40 Trauma-Therapeuten zu sprechen. Ich hielt also einen Vortrag und zeigte gerade eine Power-Point-Präsentation, als wir die Nachricht erhielten, dass es auf dem Campus der Hebrew University und in der Frank-Sinatra-Cafeteria zu einem Bombenanschlag gekommen war, bei dem 7 bis 9 Menschen getötet wurden – es war furchtbar. Sofort begannen die Handys im Trauma-Zentrum zu klingeln. Israel ist eine stark vernetzte Gesellschaft – jeder kennt jeden, und auf einmal waren alle 40 Therapeuten verschwunden. Ich habe es nicht persönlich genommen – ich denke nicht, dass es am Vortrag gelegen hat. Sie waren allesamt in die verschiedenen Teile des Landes gefahren, um dort zur Stelle zu sein. Dr. Brom kam mit einem israelischen Kollegen zu mir und sagte: „Wir haben gerade erfahren, dass der überaus beliebte beratende Leiter eines Sommercamps in der Mitte des Landes bei dem Anschlag umgekommen ist.“ Er fragte mich, ob ich dorthin fahren könne, um dort mit den Kindern – israelischen Teenagern – zu reden, da sie zu wenig Personal hätten. Selbstverständlich fuhr ich mit, und zwar in Begleitung einer Kollegin, Dr. Ruth Pat Horencyk, einer bekannten Trauma-Expertin. Ich ging davon aus, die Geschehnisse würden als furchtbare Tragödie aufgefasst werden, wie dies etwa in New York in einer solchen Situation der Fall wäre.

Aber nicht in Israel. Der Direktor des Camps begrüßte uns, und wir versammelten uns in einer Ecke des Raums. Dann sprach er zu den Kindern: „Hört mal, ich habe schreckliche Nachrichten. Unser geliebter Machane-Leiter ist gerade bei einem Bombenanschlag getötet worden. Und ich habe nun fünf Räume zu Eurer Verfügung, damit Ihr das Geschehene verarbeiten könnt. In dem einen Raum werdet Ihr Briefe an die Eltern des Leiters schreiben. In dem anderen Raum könnt Ihr, wenn Ihr wollt, Eure Gefühle mit künstlerischen Mitteln ausdrücken. Es gibt dort verschiedene Materialien. In einem anderen Raum gibt es Musikinstrumente und in einem weiteren könnt Ihr beten. Der fünfte Raum ist ein Gesprächsraum, dort könnt Ihr mit mir oder meiner Kollegin sprechen.“

Faszinierend daran war, dass die Kinder oder Teenager im Prinzip von Raum zu Raum gehen durften, den ganzen Tag lang. Doch keines der Kinder wechselte den Raum. Die Kinder, die sich künstlerisch ausdrücken wollten, verbrachten den ganzen Tag nur damit. Das war ihr Verarbeitungsmechanismus. Die „Briefeschreiber“ schrieben, die „Musik-Kinder“ machten Musik und die „Gesprächs-Kinder“ sprachen mit uns. Wir hatten einen unglaublichen Tag. Wir führten Gespräche mit ihnen, und sie erzählten uns von ihren bereits zuvor erlebten Verlusten. Niemand wählte den Gebetsraum, also den Raum für das innere Gespräch, was bei Teenagern nicht überrascht. Aber ich lernte eine unglaubliche Lektion: Bewältigung tritt in verschiedenen Varianten auf und lässt sich nicht ritualisieren. Wir müssen die Lektion des Talmuds über die unterschiedlichen Formen der Bewältigung schwieriger Gefühle lernen.

In der darauf folgenden Woche kehrte ich nach New York zurück – es war, so glaube ich, der erste Jahrestag des 11. Septembers 2001. Ich hatte viel mit Menschen gearbeitet, die Angehörige oder Freunde bei dem Anschlag auf das World Trade Center verloren hatten. Deshalb wurde ich gebeten, am Jahrestag zu sprechen. Ich erzählte die Geschichte, die ich gerade in Israel erlebt hatte, die Geschichte von den fünf Verarbeitungsräumen. Diese Erfahrung hatte mich wirklich verändert, vor allem meine Ansicht darüber, wie man Menschen durch harte Zeiten hindurch hilft, und wie wir unser Verständnis erweitern und die Tatsache erkennen müssen, dass es unterschiedliche Wege der Bewältigung gibt. In der anschließenden Diskussion erzählte mir eine Frau aus dem Publikum als Antwort auf den Bericht über die fünf Bewältigungsräume die folgende unglaubliche Geschichte:

Ihr Vater, so die Frau, sei ein chassidischer Jude, ein Verfolgter der Shoah, der im KZ in der Koje neben Elie Wiesel gelegen habe. Sie seien zusammen auf dem berühmten Bild von Elie Wiesel zu sehen, er sei einer von denen, die aus den Baracken strömten. Sie sei eine Woche zuvor bei einem Vortrag von Prof. Wiesel gewesen, und ihr Vater, der noch am Leben sei, habe ihr aufgetragen: „Richte bitte Elie meine Grüße aus!“ Also wartete sie nach dem Vortrag, bis sie an die Reihe kam, und sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie sich an meinen Vater erinnern, aber er schickt Ihnen Grüße.“ Elie Wiesel schoss die Tränen in die Augen, und er sagte: „Ihr Vater hat Ihnen wohl nicht erzählt, dass er mir das Leben gerettet hat, dass er der einzige Grund dafür ist, dass ich heute hier stehe!“ Und sie erwiderte: „Nein, er hat kein Wort darüber gesagt.“ Elie Wiesel erzählte ihr daraufhin die folgende Geschichte:

„Es war ein furchtbarer Tag, auch wenn jeder Tag im KZ furchtbar war, dieser war es noch mehr. Die emotionale Verfassung aller war an einem Tiefpunkt. Eine Gruppe russischer Kriegsgefangener hatte es offenbar geschafft, sich Rattengift zu besorgen, und sie wollten ihr Leben beenden. Sie standen in einer Reihe an, um sich ihre Portion abzuholen, sie zu nehmen und zu sterben. Alle anderen, Erwachsene und Jugendliche aus dieser Baracke, schauten sich an und sagten: 'Wisst ihr was, es ist eine gute Idee. Lasst es uns beenden. Lasst uns auch Rattengift nehmen.' Und Elie Wiesel und alle seine Freunde warteten in der Reihe, um sich das Gift geben zu lassen. Alle standen in der Reihe, nur einer nicht, Ihr Vater, der Chassid! Er bewahrte seinen Glauben sogar dort. Er stellte sich an die Seite der Reihe und begann 'Ani Ma'amin' zu singen, ein chassidisches Lied, in dem es heißt: 'Ich glaube mit all meinem Vertrauen an die endgültige Erlösung.' Das brach unseren selbstmörderischen Bann. Einer nach dem anderen kapitulierte vor Ihrem Vater und stimmte in den Gesang ein.“

Das ist Bewältigung. Manchmal ist es Musik, manchmal ist es Kunst, manchmal sind es Gespräche, manchmal hilft es einfach, sich in etwas anderes hineinzustürzen. Es gibt kein Richtig oder Falsch. Der Schlüssel liegt darin, dass wir einander die jeweils eigene Form der Bewältigung zugestehen müssen, so wie es der Talmud tut, das heißt die eigene Art, sich im Laufe der Zeit zu verändern. Nur wenige Menschen nutzen bloß einen Bewältigungsmechanismus. Ich werde in dem Workshop, den ich mit einem Teil von Ihnen durchführen werde, über einige Formen der Behandlung von posttraumatischen Stressstörungen sprechen, die wir mit Hilfe der großzügigen Unterstützung der amerikanischen Regierung in den vergangenen zehn Jahren entwickelt haben.

Sie haben darüber gesprochen, was ich als sehr hilfreich bei der Arbeit mit Überlebenden der Shoah empfinde.

Eines der Dinge, die wir bei der Behandlung stark traumatisierter Erwachsener tun, ist Folgendes: Wir bereiten einen Tisch mit 13 Bewältigungsmöglichkeiten vor. Da gibt es etwa Flüssigkeiten, die beruhigen, wenn man daran riecht, Comicbücher, Sportbücher und vieles mehr. Es gibt viele verschiedene Dinge auf dem Tisch, die bei der Bewältigung helfen. Wir zeigen ihnen einen zehnmütigen erschütternden Film und schicken sie dann als Gruppe los, vier oder fünf der Bewältigungsmechanismen auszuprobieren. Und sie gehen los, erzählen uns danach, was sie probiert haben, und tauschen sich darüber aus, was bei ihnen wirkt und was nicht. Unser Ziel im Zuge dieses Teils der Behandlung besteht darin, dass sich die Teilnehmenden einen „Werkzeugkoffer“ mit Bewältigungsmechanismen zusammensetzen, die ihnen helfen.

Es ist nie das gleiche und es lässt sich auch nicht voraussagen. Ich habe Sportler gesehen, große und breite, durch American Football gestählte Kerle, die sich durch das Riechen an Parfüm beruhigten. Und es ist niemals der gleiche „Werkzeugkoffer“. Jeder hat seinen eigenen! „Trägst Du eine Sorge im Herzen, so unterdrücke sie, oder sprich darüber mit jemandem.“ Denke an die alte jüdische Weisheit, die, wie unsere Forschung zeigt, bis heute ihre Gültigkeit hat. Nun, das ist das Ende des ersten Teils. Ich beende ihn mit der wunderbaren Aussage einer Autorin, die über wachsende Resilienz oder Stabilität schreibt: „Bewältigen wir etwas mit Hilfe von Kunst, so machen wir Etwas aus Nichts. Mit Humor dagegen machen wir Nichts aus Etwas.“ Schön, nicht war? Vergessen Sie nicht, dass Humor sehr häufig ein unglaublich wichtiger Bewältigungsmechanismus ist. Ich habe nur über sechs davon gesprochen, aber es gibt weitaus mehr davon.

Lassen Sie uns zum zweiten Teil übergehen. Dieser Teil ist zu Ehren Frankfurts, er soll ehren, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben in Frankfurt bin. Viele von ihnen wissen sicher, dass hier der wohl bekannteste Rabbiner der neueren jüdischen Geschichte gewirkt hat, Samson Raphael Hirsch, der von 1851 bis 1888 Rabbiner der orthodoxen Gemeinde Frankfurts war. Ein brillanter Mann, der vielfach unglaubliche psychologische Erkenntnisse hatte. Ich werde mit der ersten dieser Einsichten beginnen, seiner Aussage über den Psalmvers *Eli, Eli lama asaftani* („Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“, Ps. 22,2). Hirsch betonte, das Hebräische werde falsch gelesen. „Wir sollten es nicht so lesen, sondern anders aussprechen, nämlich nach der Vokalisierung *Eli, Eli lema asaftani?* („Mein Gott, mein Gott, wozu hast Du uns verlassen?“). Fragt man nach dem Wa-

rum, so zieht es einen hinunter. Fragt man dagegen nach dem Wofür oder Wozu, dann hat es eine stärkende Wirkung. Ich werde das gleich näher ausführen.

Rabbiner Hirsch hat diese Bemerkungen in seiner Frankfurter Zeit geschrieben. Als ich also hier durch die Straßen ging und an den verschiedenen Orten Spuren seines Geistes sah, hatte ich das Gefühl, ich müsse einige meiner Folien zugunsten seiner Gedanken ändern, denn sie sind von großer Brillanz. Eine seiner bekanntesten Aussagen betrifft das hebräische Wort für Trost – *nechama*. Betrachtet man sorgfältig die biblischen Quellen, so bedeutet es gar nicht Trost, sondern Perspektivwechsel. Hirsch gibt sehr klare Beispiele für solche Perspektivwechsel und zeigt uns auf diese Weise, dass Trost mit der Zeit dank einer Verschiebung der Perspektive zustande kommt. Sie alle helfen mit dem, was Sie beruflich tun, die Überlebenden sanft zu diesem Perspektivwechsel anzuleiten. Darüber möchte ich in den nächsten Minuten sprechen. Wie erleichtern Sie den Prozess des Trostes? Ich habe diese Passage eingefügt, nachdem gestern ich den schönen Vortrag von Dr. Auerbach gehört habe, in dem er über posttraumatisches Wachstum in der jüdischen Literatur sprach. Das findet sich auch im sprachlichen Ausdruck wieder: Das hebräische Wort *nissajon*, das „Versuch“, „Test“, „Prüfung“ oder „Kummer“ bedeutet, aber auch „Flagge“ oder „Banner“, birgt zwei Dinge in sich. Zum einen die Tatsache, dass es ein *nes* ist, ein Wunder, wenn man durch eine „Prüfung“ wächst (*nes* ist ein Teil des Wortes *nissajon*), zum anderen aber das Bild eines *nes*, einer Fahne, die man voller Stolz hochhält. Der Midrasch sagt über die Prüfung, der sich Abraham unterziehen muss: „Du gabst jenen, die Dich fürchten, ein Banner (*nes*), das Du in die Höhe heben sollst zu Deinem Schmuck (Psalm 60), *nissajon* (Prüfung) um *nissajon*, um geschmückt zu werden, d.h. Wachstum um Wachstum, um sie in der Welt aufzurichten“ (*Midrasch Rabbah* 55,1). Eine Prüfung nach der anderen, ein Wachstum nach dem anderen, um sich aufzurichten. Erstaunlich! Posttraumatisches Wachstum, das ist die Erkenntnis einer wundervollen Forschungsarbeit, die auch außerhalb von Israel geleistet wird, ist in vielen Situationen die Norm, nicht immer, aber doch häufig.

Vor langer Zeit sagte Ramban (Mose ben Nachman) in seinem Bibelkommentar zum Buch Genesis (22,1) mit Blick auf diese Idee der „Prüfung“: „Gott prüft einen Menschen, um dessen Potential aufzurufen, so dass der Einzelne, der geprüft wird, sich die Belohnung durch eine gute Tat verdienen kann, nicht nur durch ein gutes Herz. [...] Alle Prüfungen, denen wir in der Tora begegnen, sind zum Wohle des Geprüften.“

Ich möchte damit nicht sagen, dass Sie diese Aussage in Therapiesitzungen verwenden und einem Menschen, der durch die Schrecken der Shoah gegangen ist, sagen sollen: „Dies war eine Prüfung und dadurch sind Sie gewachsen!“ Das würden Sie selbstverständlich niemals tun. Aber diese Idee bietet eine Annäherung, und ich werde darüber sprechen, auf welche Weise Sie vielleicht einen Menschen zu diesem Punkt, zu dieser Erkenntnis bringen können. Bevor ich ein Beispiel anführe, möchte ich Ihnen eine der schönsten Aussagen aus der hebräischen Literatur nahebringen, aus dem spätmittelalterlichen ethischen Traktat *Orchot Zaddikim* („Pfade der Gerechten“). Hier ist, was diese Schrift über posttraumatisches Wachstum zu sagen hat: „Kümmernisse dienen dem langfristigen Wohl des Menschen. Wie es heißt: ‚Frohlocke nicht über mich, mein Feind; denn wenn ich falle, werde ich aufstehen; wenn ich im Dunkeln sitze, wird Ha-Schem mir ein Licht sein‘ (Micha 7,8). Unsere Rabbinen gesegneten Andenkens haben uns gelehrt: ‚Wäre ich nicht gefallen, hätte ich mich nicht wieder aufgerichtet; hätte ich nicht im Dunkeln gesessen, so hätte ich das Licht nicht gesehen‘“ (*Orchot Zaddikim, Scha'ar ha-Teschuva, Pforte* 26). „*llu nafalti ...*“ – Wenn ich nicht gefallen wäre, hätte ich die Erfahrung des Aufstehens nicht gemacht. „*llu Jaschawti ...*“ – Hätte ich nicht in der Dunkelheit gesessen, hätte ich nicht das Licht schätzen gelernt. Der Text ist aus meiner Sicht einfach großartig, er birgt eine wunderbare Aussage über posttraumatisches Wachstum, und sie ist so wahr.

Ich habe die vergangenen 35 Jahre mit traumatisierten Überlebenden der Shoah, mit Trauma-Patienten in Israel nach dem Tsunami in Sri Lanka und kürzlich auch mit Amerikanern gearbeitet, die unmittelbar von den Terroranschlägen vom 11. September 2001 betroffen waren. Und immer wieder kommt mir dieser Spruch aus dem Mittelalter in den Sinn, unglaublich!

Hier noch zwei Geschichten darüber: Die erste Geschichte hat mit einer Studie zu tun, die ich vor vielen Jahren durchgeführt habe. Ich glaube, sie war Teil der Feldversuche zum Bereich der posttraumatischen Stressstörungen (DSM-IV). Ich erinnere mich zwar nicht mehr so ganz genau, weil die Dinge etwas verschwimmen, wenn man älter wird, aber es war etwa folgendermaßen: In dieser Studie wollten wir uns mit Familien befassen, die ein krebskrankes Kind hatten. Gemeinsam mit jungen Familien erarbeitete ich eine Reihe psychologischer Maßnahmen, die mir sehr gut erschienen. Wir untersuchten alle möglichen Aspekte der Problematik des Umgangs mit der schrecklichen Erfahrung, dass das eigene Kind lebensbedrohlich erkrankt. Diese Maßnahmen wurden in fünf verschiedenen Regio-

nen der USA ausgeführt, doch es dauerte nicht lange, bis mich meine Forschungsassistenten von überall anriefen und mich beschimpften. Sie sagten: „Pelcovitz, Sie haben es vergeigt!“ Was war falsch gelaufen? Ihre Antwort lautete: „Schauen Sie, die Leute sagen, Sie hätten in Ihren Fragebögen keine einzige Frage darüber vorgesehen, was das Gute daran sei, ein krebskrankes Kind zu haben.“ Ich erwiderte: „Was ist denn das für eine Chuzpe? Wie könnte ich so etwas tun, eine Mutter oder einen Vater eines krebskranken Kindes zu fragen, welche gute Seite diese furchtbare Erfahrung habe?“ Sie sagten: „Schauen Sie, wir sind nur die Boten, nicht diejenigen, die es sagen. Doch die Leute sind verärgert.“ Also fügte ich diesen Abschnitt zu meinem Fragenkatalog hinzu, und natürlich wurde dies der wertvollste Teil der Studie. Hier präsentiere ich Ihnen eine einzige Antwort, die Antwort einer Frau, bei deren Sohn ein Jahr zuvor eine akute lymphoblastische Leukämie diagnostiziert worden war. Sie sagte: „Vor einem Jahr war das Wichtigste in meinem Leben, meinen Tennisaufschlag zu verbessern.“ Sie stammt aus einem Teil der USA, wo ein ausgezeichnetes Tennisspiel Sinn stiftet. „Das bedeutete mir am meisten.“ Sie sagte weiter: „Als dann die Krankheit bei meinem Sohn diagnostiziert wurde, änderte sich alles. Meine Welt brach zusammen. Vor einigen Wochen gab es bei uns ein furchtbares Gewitter, und der Sturm wehte einen Baum um, der zwischen meinem Haus und dem der Nachbarin stand. Der Baum fiel auf das Auto der Nachbarin und verursachte einen Totalschaden. Es war sieben Uhr morgens, und ich wollte gerade ins Krankenhaus fahren, um meinen Mann abzulösen, der die ganze Nacht am Bett unseres 15jährigen Sohnes gewacht hatte. Da klingelte es an der Tür. Es war die Nachbarin, die hysterisch berichtete, ihr Auto sei komplett zerstört worden, und fast einen Nervenzusammenbruch erlitt. Also setzte ich mich mit ihr hin, wir riefen zusammen die Versicherung an, und ich brachte sie zu ihrer Arbeitsstelle. Während sie in ihr Bürogebäude hineinging und ich ins Krankenhaus fuhr, begann ich zu lachen, denn ich musste daran denken, was passiert wäre, wenn der Baum in die andere Richtung gefallen wäre. Angenommen, letzte Nacht hätte der Sturm aus einer anderen Richtung geweht und der Baum wäre auf mein Auto gefallen. Wissen Sie, was ich dann gemacht hätte?“ Sie beantwortete die Frage selbst: „Ich werde Ihnen sagen, was ich gemacht hätte. Ich hätte gesagt: Na, dann sollte ich wohl besser ein Taxi rufen. Das hätte ich getan. Und vielleicht hätte ich mich ein paar Wochen später entschlossen, ein neues Auto zu kaufen oder das alte reparieren zu lassen. Ich weiß jetzt, was wichtig ist. Es ist wichtig, dass ich zu meinem Sohn ins Krankenhaus komme. Wichtiger als alles andere auf der Welt ist, bei der Familie zu sein.“

Das allein zählt.“ Und sie fügte hinzu: „Das ist das Gute, was aus der Krankheit meines Sohnes erwachsen ist.“ Ich könnte Ihnen noch hunderte dieser Geschichten erzählen, genauso wie jeder andere in diesem Raum Geschichten über posttraumatisches Wachstum erzählen kann. Das ist der Perspektivwechsel. Wie es dazu gekommen ist? Es kam nicht durch den Therapeuten, der Dich zur *nechama* gebracht hat, zu diesem Trost. Es kam durch das innere Empfinden eines Wachstums. Was also macht ein Berater, ein Sozialarbeiter oder eine Person, die mit Überlebenden arbeitet, deren Verantwortung es ist, Trost zu spenden? Die Antwort lautet: Nichts. Man hört zu, hört immer wieder zu und ist einfach da. Du hilfst ihnen, wenn sie es herausfinden wollen.

Hier ist noch ein jüdischer Gedanke, eine sehr ungewöhnliche Erkenntnis aus der antiken jüdischen Literatur. Zwei Rabbinen werden von den Römern zur Hinrichtung geführt. Die Römer waren damals nicht gerade Freunde der Juden. Sie waren die Vorläufer dessen, worüber wir heute gesprochen haben. Also diese beiden bedeutenden Rabbinen werden zur Hinrichtung geführt. Einer wendet sich zum anderen und sagt: „Ich kann nicht glauben, dass ich wie ein gewöhnlicher Krimineller hingerichtet werde. Ich kann nicht glauben, dass es so enden soll.“ Der andere, der auch kurz vor der Hinrichtung stand, sagte: „Nun, vielleicht hast du ja mal etwas falsch gemacht? Vielleicht hast Du einer Witwe nicht genügend Achtung entgegengebracht. Sehr seltsam.“ Ein Freund von mir, der viel mit Trauma-Arbeit beschäftigt ist und auch Rabbiner ist, sagte mir dazu folgendes: „Geh ins Internet und schau nach, wo überall im Talmud das Wort *nichamtani* („Ich werde getröstet“) vorkommt.“ „Ich werde getröstet.“ Es geht stets um Trost durch eine andere Person, die zwar keine Antwort gibt, aber die Dinge so formuliert, dass es jemanden, der bestürzt und verwirrt ist, zum Denken anregt. Dadurch wird ein „Vielleicht-Ort“ geschaffen. Und Du bist nur für Andere da, damit sie auf Ideen kommen. Und dann fühlen sie sich zutiefst verstanden, und das bringt Dich mit der Zeit zu einem tief tröstenden Ort. Das kann möglicherweise nicht für viele Jahre sein, nicht für lange Zeit. Und die Zeitberechnung, über die wir die letzten zwei Tage gehört haben, dauert bisweilen länger als ein Leben. Letztlich besteht unsere Rolle darin, respektvoll zuzuhören, uns auf die Zunge zu zu beißen und einfach da zu sein, wie ein guter Resonanzboden.

Das hebräische Wort *ozen* („Ohr“) und das hebräische Wort *moznajim* („Waage“) sind angeblich etymologisch verwandt – das Wort *ozen* ist in *maznajim* eingebettet. Denn es liegt etwas sehr Ausgleichendes darin, wenn man jemandem

zuhört. Jemandem zuzuhören hat etwas sehr Tröstendes. Das Innenohr ist tatsächlich der Ursprung des Gleichgewichts. Also haben wir das nun! Und nun werde ich noch eine weitere Geschichte über einen Perspektivwechsel erzählen, die illustriert, dass ein Perspektivwechsel in zweierlei Richtung erfolgen kann. Hier ist sie:

Eine Frau kommt zur Sprechstunde. Sie ist durch die Straßen von Manhattan gelaufen, als ein Mann von hinten aus dem Gebüsch sprang und sie zu vergewaltigen versuchte. Sie schrie, schimpfte und kämpfte gegen ihn an, und er war überrascht, mit welcher Intensität sie ihn zurückdrängte. Schließlich kamen ihr ein paar New Yorker zu Hilfe – ja, glauben Sie mir, das passiert in New York – und vertrieben ihn. Er war also nicht erfolgreich gewesen bei dem Versuch, sie zu vergewaltigen. Sie ging darauf zum Arzt zur Gesundheitskontrolle und fühlte sich gut. Sie war ihrer dunkelsten Angst begegnet und als Siegerin hervorgegangen. Bis nach sechs Monaten zwei New Yorker Polizisten an ihrer Tür klingeln und sagen: „Wir denken, wir haben den Typen, der versucht hat, Sie zu überfallen.“ Sie bringen die Frau zu einer Gegenüberstellung, und sie identifiziert ihn. Nachdem der Fall abgeschlossen ist, ruft man sie noch einmal an, um ihr zu danken, und lässt sie wissen: „Sie haben wirklich Glück. Es gibt noch vier andere Leute, die er überfallen hat, und Sie haben als einzige überlebt.“

Daraufhin entwickelt sie eine ausgewachsene posttraumatische Stresstörung, die sie vollkommen handlungsunfähig macht. Was hat sich geändert? Nicht das Ereignis, sondern ihre Wahrnehmung des Ereignisses. Damit haben wir alle zu tun. Jeder, der mit Überlebenden arbeitet, wirkt auf Wahrnehmungen ein und verändert sie entweder in eine gute oder schlechte Richtung. Das ist wiederum eine unglaubliche Verantwortung! Doch das ist die Idee der *nechama*, des Trostes, oder, um diesen Teil mit dem zu beenden, was der Ba'al Schem Tow vor langer Zeit sagte: „Du willst wissen, wo die Person ist, doch es geht nicht darum, wo sie ist, sondern wo ihre Gedanken sind. Richtig? Eine Person findet sich dort, wo ihre Gedanken sind. Damit ist das Entscheidende gesagt.“

Es gibt so viele Geschichten und Beispiele, und ich könnte den ganzen Abend immer weiterreden. Aber diese kommt aus dem Tora-Wochenabschnitt. Der Wochenabschnitt dieses Schabbats, so dachte ich, muss ein Zeichen sein. An diesem Schabbat lesen wir diese Worte, und ich möchte sie mit Ihnen teilen, denn es sind die Gedanken von Rabbi Jerucham Levovitz, der vor der Shoah im weißrussischen Mir lebte. Er starb 1946. Seine Studenten konnten sich fast alle retten, flüchteten nach Shanghai und dann weiter nach

Israel, wo sie eine Reihe von Jeschiwot gründeten. Und hier ist, was er gesagt hat, eine brillante psychologische Einsicht: Im Tora-Abschnitt dieser Woche begegnet eine schwierige Passage. Es geht um einen Schemel Gottes. Das ist offensichtlich metaphorisch gemeint. Der Schemel Gottes, so heißt es dort, ist aus reinem Saphir, doch in diesen Schemel ist ein Ziegel eingelassen. Der Ziegelstein symbolisiert das Leiden der Juden während der Zeit der Sklaverei.

Rabbi Levovitz stellt eine Frage, die sich ganz selbstverständlich ergibt: Welche symbolische Bedeutung besitzt Euer Leid während der Sklaverei nach der Erlösung? Warum redet Ihr über die Vergangenheit? Ist es so wichtig, über die alten Geschichten zu reden? Welche Lehre lässt sich daraus ziehen? Und hier ist seine Antwort, an die ich bei meiner Arbeit mit Überlebenden so oft gedacht habe: „Es soll uns lehren, dass wir uns, wenn uns in der Vergangenheit furchtbare Dinge widerfahren sind und es uns später im Leben gut geht, an die Lektion mit den Ziegeln erinnern, selbst wenn unser Leben nun von Saphiren umgeben ist. Unser Leben könnte ein Leben des Lichtes, ein Leben der Freude sein. Aber wenn uns – und sei es in ferne Vergangenheit – die Erfahrung des Ziegels widerfahren ist, so müssen wir sie in unser jetziges Leben integrieren, müssen wir einen Weg finden, dies nicht zu vergessen. Wir müssen dem Leiden einen Sinn geben, müssen das Ungeheuer beim Namen nennen, müssen darüber reden und daraus möglichst viel lernen. Ich werde Ihnen erzählen, wie ich dies in der Therapie angewandt habe, und ich denke, dass es Sinn macht.“

Im Zuge meiner Arbeit wird mir oft eine Frage wie die folgende gestellt: „Wissen Sie, vor der Shoah war ich verheiratet und hatte fünf Kinder. Sie wurden alle umgebracht. Auch meine Frau wurde getötet. Dann habe ich wieder geheiratet und habe nun einen Sohn. Sollte ich ihm erzählen, dass er fünf Halbgeschwister hat?“ Eine ganz alltägliche Frage. Noch alltäglicher ist eine andere Frage: „Mein Sohn (meine Tochter) hatte mit einem Jahr Krebs. Mit zwei Jahren konnte er/sie sich an nichts erinnern. Er/sie erinnert sich auch an nichts, als er/sie als geheilt galt. Soll ich ihm/ihr davon erzählen?“

Rabbi Levovitz zufolge müssen wir die anderen in Kenntnis setzen. Das Vergangene muss Teil ihrer Lebensgeschichte werden. Ich denke, dies steht vollkommen im Einklang mit dem, was Ihnen jeder Psychologe sagen wird, und stimmt völlig mit dem überein, was Sie heute und gestern gehört haben.

Der Ziegelstein und der Saphir. Der Ziegelstein und das Licht. Jedes Mal, wenn ich mit Familien gearbeitet habe, die das erlebt haben, habe ich festgestellt, dass die Lehren der tragischen Zeiten den Sinn der Zeiten von Glück und Licht formen. Wir müssen diese Erfahrung von schweren Zeiten machen und dann wieder aufstehen. Niemand wünscht sich so etwas, aber es hilft, zu wachsen.

Nun lassen Sie mich fortfahren. Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, die auf einer Unterhaltung beruht, die ich mit einem Kollegen beim Mittagessen hatte. Es ist eine erstaunliche Geschichte. Ich habe sie von einem Kollegen bei einer Konferenz in New York gehört. Er erzählte mir diese unglaubliche Geschichte, eine Geschichte über generationsübergreifende Übertragung. Scheinbar kommen diese Geschichten immer bei solchen Konferenzen zu Tage. Und so war es:

Ein Mann hat einen chronischen motorischen Tick entwickelt. Damit ist ein äußerst schmerzhafter neurologischer Zustand gemeint, bei dem der Patient den Kopf zurückwirft und dadurch schlimme Nackenschmerzen hat. Er geht zum Neurologen oder Orthopäden, aber die können nicht herausfinden, was ihm fehlt. Sie schicken ihn zu einem Psychiater, der ihn von Kopf bis Fuß untersucht und sagt: „Sie sind normal.“ Das passiert nicht sehr oft, aber der Psychiater kam zu keiner Diagnose, sondern sagte: „Sie scheinen völlig normal zu sein. Sie sind ein toller Typ, Sie sind ein wunderbarer Mensch. Ich kann nichts Unnormales an Ihnen finden.“ Doch er sagte auch: „Bevor ich Ihnen eine einwandfreie geistige Gesundheit attestiere, eine Frage. Sie haben mir erzählt, dass ihr Vater ein Überlebender ist, der nie mit Ihnen über die Vergangenheit gesprochen hat. Nur um alles auszuschließen, gehen Sie und sprechen Sie. Vergewissern Sie sich, dass es kein Geheimnis gibt, das er uns verschweigt.“ Also fliegt der Patient nach Florida, wo sein Vater in einem Altersheim lebt, und er sitzt mit seinem Vater zusammen und erzählt ihm von seinem Symptom, das ihm unaufhörlich Schmerzen bereitet. Und sein Vater fängt an zu weinen und sagt: „Ich dachte, ich könnte Dich davor beschützen, ich dachte, ich müsste es Dir nicht erzählen. Aber ich sehe, dass ich es tun muss.“ Er erzählt: „Ich war schon einmal verheiratet, bevor ich Deine Mutter heiratete, und ich hatte sechs Kinder. Als meine Frau und Deine sechs Halbgeschwister nach links – zu den Gaskammern – gezerrt wurden, drehte ich mich um und sah, wie sie weggebracht und in den Tod geschickt wurden. Dann kam ein Kapo und schlug mich bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam, wurde ich nach rechts geschickt.“ Der Mann kehrt nach Hause zurück und spricht mit seinem Therapeuten. Sein motorischer Tick wird besser und ist schließlich ver-

schwunden. Mein Freund, Dr. Bessel van der Kolk, der viel Arbeit in diesem Bereich geleistet hat, sagt: „Der Körper vergisst nicht.“ Wie genau sich solche Erfahrungen übertragen, muss hier außen vor bleiben.

Faszinierend, es gibt einen Bericht, der erst vor einigen Monaten veröffentlicht wurde. Ich bin sicher, einige von Ihnen haben ihn schon gesehen, von einer Forscherin namens Efrat Barel aus Haifa – ein Bericht über Überlebende im Kindesalter. Es handelt sich um einen ausgezeichneten Bericht über siebzig sehr gute Studien. Sie erschien in der führenden psychologischen Zeitschrift in den USA, dem *Psychological Bulletin*. Eine der Schlussfolgerungen, zu der die Autorin – wenn auch ein wenig zögernd – kommt, lautet, dass ein Faktor für Resilienz bei *child survivors* offenbar in der Tatsache besteht, dass sie in Israel leben. Es gibt keinen handfesten Beweis dafür, aber doch Hinweise darauf, dass Überlebende, die in Israel leben, besser mit ihrem Trauma umgehen können. Warum ist das so? Das ist das Nächste, worüber ich sprechen möchte, zwar nicht unmittelbar, aber im Spiegel jüdischen Denkens. Und zwar – erstens: Wissen Sie, was der Talmud als Antwort auf Leiden vorschlägt? Der Talmud sagt: Wenn du leidest, sollte Deine Antwort eine innere Selbsterforschung sein. Unsere Rabbinen deuten es so, dass niemand erklären kann, warum einem etwas Böses widerfährt. Wir müssen selbst herausfinden, welcher Sinn sich dahinter verbirgt. Es gilt herauszufinden, was es ist, das ich seit gestern vernommen habe. Finde heraus, was ich seit gestern gehört habe. Eine Schlüsselerkenntnis zur Frage der Resilienz besteht darin, dass alles, was aus der Passivität heraus und ins Aktive führt, zu einem besseren Umgang mit dem Trauma verhilft. Rabbi Joseph Soloveitchik, der darin dem Frankfurter Samson Raphael Hirsch folgt, sagt Folgendes: „Die Aufgabe der Menschen in der Welt besteht nach jüdischer Auffassung darin, das Schicksal in Bestimmung umzuwandeln, das ist Dein Ziel. Du siehst dich selbst nicht als Holzsplitter, das auf dem Wasser treibt. Du siehst dich als Mann oder Frau der Bestimmung. Das ist die jüdische Auffassung.“ Er sagt: „Du bist nicht gefangen, sondern aus einem Grund heraus in der Position, in der Du Dich befindest.“ Wir fragen weder nach dem Grund für das Böse noch nach seinem Zweck, sondern danach, wie es verbessert und behoben werden könnte. Wie soll ein Mensch in schweren Zeiten handeln, was sollte ein Mensch tun, damit er nicht an seinem Elend zugrunde geht? Die Antwort der Halacha darauf ist sehr einfach: Dass Leiden kommen, um den Menschen dazu zu erheben, seinen Geist zu reinigen und zu heiligen. Das Wesentliche des jüdischen traditionellen Verständnisses liegt darin, das passive Dahintreiben in aktive Annahme der ei-

genen Bestimmung zu verwandeln. Wir haben immer die Wahl! Die psychologische Forschung zeigt stets aufs Neue, dass es uns besser ergeht, wenn wir etwas als Herausforderung statt als Bedrohung auffassen. Ich spreche hier nicht darüber, was richtig oder falsch ist, aber jedes Mal, wenn man Schwierigkeiten im Leben optimistisch von einer Bedrohung in eine Herausforderung verwandelt, ergeht es einem besser. Hier sind die abschließenden Geschichten. Ich beginne mit der Studie von Dr. Bessel van der Kolk und werde dann mit zwei oder drei Geschichten schließen. Ich hatte das Glück, gemeinsam mit Dr. van der Kolk eine Reihe von Vorträgen zu schreiben, als wir zusammen zur Posttraumatischen Belastungsstörung arbeiteten. Wir wurden gute Freunde. Er ist ein brillanter Mann, der unablässig versucht, das Phänomen des Traumas zu verstehen. Er hatte einen Patienten, der bei den Anschlägen auf das World Trade Center in New York im September 2001 im Treppenhaus überrascht worden und nur knapp dem Tode entronnen war. In einem Versuch machte Dr. van der Kolk mit Hilfe einer bestimmten Aufnahmetechnik ein Bild vom Gehirn dieses Mannes, und zwar genau in dem Moment, in dem der Mann – in einer Rückblende zum schlimmsten Augenblick seines Lebens – das Geschehene wieder erlebte. Er hat mir das Bild später gezeigt. Es war erstaunlich, denn es zeigt, wie ein Gehirn aussieht, wenn ein Mensch den schlimmsten Augenblick seines Lebens erlebt: Das Sprachzentrum ist ausgeschaltet! Wirklich erstaunlich – die Antwort eines Gehirns auf ein Trauma ist die Abschaltung des Sprachzentrums. Gibt man dem Ungeheuer dann einen Namen, lässt man den Schmerz zu Wort kommen, dann setzt die Heilung ein.

Menschen tun dies auf unterschiedliche Weise. Manche machen es so, wie wir es heute morgen von Bronja Vernikova gehört haben. Andere Menschen tun es, indem sie sich um andere kümmern. Es gibt so viele Wege, das Ungeheuer beim Namen zu nennen. Aber der Schlüssel besteht darin, das Sprachzentrum zu erleuchten. Es ist interessant, dass die Tora für die Erfahrung Aarons, als dieser plötzlich und auf tragische Weise seine beiden Söhne verlor, ein seltsames hebräisches Wort verwendet und seine Reaktion mit *vajidom* („Er verstummte“) beschreibt. *Vajidom* ist nicht das übliche hebräische Wort für Stille oder Schweigen. Der mittelalterliche Philosoph Abrabanel fragt sich: „Weshalb wird das Wort *vajidom* verwendet?“ Die Antwort lautet, es handle sich um ein spezielles Wort für ein extremes Trauma. Geschieht etwas Gewöhnliches, woraufhin jemand beschließt, nicht mehr zu sprechen, so lautet das Wort dafür *scheket* („Stille“). Im Hebräischen bedeutet das Wort *dimimus* die Situation, in der einen etwas

sprachlos werden lässt. Einer der Vorfahren meiner Frau, Rabbi Charlop aus Jerusalem, schreibt in einem seiner bekannten Bücher über Pessach: „Das Leiden der Sklaverei, das die Juden vor langer Zeit erleiden mussten, hat ihnen die Macht der Sprache genommen. Unsere Antwort auf die Sprachlosigkeit besteht darin, dass wir in der Sedernacht alle um den Tisch herumsitzen, und unseren Schmerz wie unser Gefühl der Freiheit zur Sprache bringen. Wir geben dem Ungeheuer einen Namen. Das hebräische Wort *pessach* lässt sich auch als Verbindung zweier anderer Wörter deuten: *peh* („Mund“) und *sach* („Rede“). Pessach hat uns dazu gebracht, unseren Mund zu öffnen und zu sprechen. Das war stets die jüdische Antwort auf Verfolgung: sich zu verbinden, sich einander zuzuwenden und sich mitzuteilen, mit oder ohne Worte.

Lassen Sie mich nun mit drei Geschichten zum Ende kommen. Die erste ist gar keine Geschichte, sondern eine Parabel aus dem Munde des Dubner Maggid, die Juden geholfen hat, andere Juden in schweren Zeiten zu inspirieren. Es war einmal ein König, der eine Krone besaß. Im Zentrum der Krone befand sich ein Diamant, der größte Diamant der Welt. Und der König, ein unsicherer Mann, hatte enorme Freude daran, den größten und besten Diamanten im Lande zu besitzen. Eines Tages wachte er auf und sah, dass sich mitten im Zentrum des Diamanten, ganz unten, ein Makel gebildet hatte. Er war völlig entsetzt und betrachtete dies als schreckliches Omen. Als er merkte, dass er den Makel allein nicht entfernen konnte, ließ er im Königreich verkünden, dass derjenige, der den Diamant wieder in Ordnung bringen könne, unermesslich reich werden würde. Juweliere aus aller Welt kamen und versuchten, den Diamanten zu reparieren, schafften es aber nicht. Eines Tages kam ein kleiner alter Chassid, nahm ein Gravurwerkzeug und gravierte prachtvolle Blätter um den Makel herum, so dass dieser nun wie ein Baumstamm ausah und den Diamanten sogar noch schöner als vorher erscheinen ließ. Das ist das Wesen dessen, worüber wir sprechen. Man kann die furchtbaren Dinge, die geschehen sind, nicht einfach loswerden. Eine verlorene, gestohlene Kindheit lässt sich nicht wiederbringen, doch man kann Blätter eingravieren und das Trauma in einen prachtvollen Baum umformen, der einen das Leben noch stärker schätzen lehrt.

Nun zwei wahre Geschichten. Die erste Geschichte thematisiert die Kraft des Optimismus – etwas, wovon wir in den beiden Tagen der Konferenz immer wieder gehört haben. Ich hatte irgendwo im Zusammenhang eines Vortrags ein Gespräch, bei dem wir über Neurotheologie sprachen, also darüber, was vor sich geht, wenn Religion und das Ge-

hirn zusammenwirken. Es gibt im Gehirn zwei Arten eines neurologischen Kreislaufs. Bei dem einem handelt es sich um die Liebesdimension, bei dem anderen um die Angstdimension der Beziehung zu Gott. Wenn wir durch Liebe eine positive Bindung zu Gott eingehen, also durch die Dimension der *ahava*, dann wird Religion mit guten Dingen in Verbindung gebracht. Weniger Depression, ein längeres Leben, ein geringeres Maß an Sorgen. Beruht Religion auf Angst, so ist das weder für die Seele noch für den Körper gut. Ein Teil dieser neurologischen Kreisläufe besteht in einem Gefühl des Optimismus. Als ich einmal in einem Vortrag über diese Dinge sprach, kam danach jemand aus dem Publikum zu mir und sagte, er glaube fest daran, dass Optimismus angeboren sei.

Er fuhr dann fort: „Meine Mutter war eine der jüngsten Überlebenden von Auschwitz. Sie stand in der Reihe derer, die selektiert wurden, und sie muss älter ausgesehen haben, als sie tatsächlich war – jedenfalls ist sie irgendwie durchgekommen. Und dann stand sie in einer Gruppe von Menschen, die darauf warteten, dass ihr Arm tätowiert wurde. Seit meiner Kindheit hat sie mir erzählt, dass sie in Auschwitz gewesen ist. Sie war damals zehn Jahre alt, also sehr, sehr jung. Und sie sagte zu sich selbst: ‚Ich werde ein langes glückliches Leben haben, ich werde hier rauskommen. Ich werde die Tätowierung bis ans Ende meines Lebens haben, also will ich die schönste Tätowierung haben, die ich bekommen kann.‘ Deshalb suchte sie sich die längste Reihe aus, denn sie dachte: ‚Das muss ein toller Künstler sein, wenn dort so eine lange Schlange steht.‘“ Und dann erzählt er weiter: „Du musst Dir das ansehen, wenn Du sie siehst – sie hat die schönste Tätowierung, die jemals ein Überlebender hatte.“ Das ist Optimismus. Im Angesicht der Hölle, nach meinem Empfinden des furchtbarsten Orts in der Geschichte der Welt, ist da ein Kind, das zu diesem angeborenen Optimismus fähig ist.

Doch lassen Sie mich mit einer Geschichte schließen, die, wie ich finde, eine sehr schöne Lehre enthält. Ich könnte Ihnen entweder eine kurze oder eine lange Geschichte mit einer schönen Lehre erzählen, aber ich habe mich für die kurze entschieden. Und so lautet die Geschichte, die vom Onkel meiner Frau stammt: Er kam während des Zweiten Weltkriegs als amerikanischer Soldat nach Europa. In ganz Europa verteilten die amerikanischen Soldaten damals Schokoladenriegel an Kinder – sie warfen ihnen die Süßigkeiten zu. Einmal kamen sie zu einem Konzentrationslager, und der kommandierende Offizier sagte zu seinen Soldaten: „Wir haben gehört, dass es eine Reihe von Kindern gibt, die das Lager überlebt haben, deren Ver-

dauungssystem aber sehr unterentwickelt ist. Gebt ihnen also bitte keine Schokolade oder andere Süßigkeiten.“ Der Offizier fuhr fort: „Ein einziger Schokoladenriegel kann tödlich sein – gebt ihnen also bloß nichts.“ Daraufhin ging der Onkel in das Lager. Was würden Sie als erstes tun? Sicher würden Sie das Gleiche tun. Er ging direkt in die Baracken der Kinder und sah diesen furchtbaren Anblick wandelnder Skelette. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er wusste, dass er ihnen kein Essen geben durfte. Also ging er spontan auf ein Kind zu und umarmte es. Er erzählte, dass sich daraufhin von einem Ende der Baracke bis zur anderen eine Schlange von Kindern bildete, die darauf warteten, umarmt zu werden.

Hier ist die letzte Botschaft, die ich Ihnen übermitteln möchte. Eine rabbinische Weisheit sagt: *Kleine Funken von Licht können viel von der Dunkelheit vertreiben*. Und das ist es, was Sie alle tun: Sie schenken kleine Lichtfunken. Das ist die Aufgabe dieser Organisation, kleine Lichtfunken zu schaffen, um die Dunkelheit zu vertreiben. Entfernt es den Makel des Diamanten? Nein. Aber es hilft, den prachtvollen Baum zu schaffen.

Kinder-Überlebende der Shoah (*Child Survivors*) als Zeitzeugen vor Gericht

Erfahrungen aus der Perspektive eines Richters in den sogenannten „Ghettoverfahren“¹

I.



(Mit Blick auf die Einführung:) Vielen Dank für die Vorschusslorbeeren. Es ist natürlich nie so, dass ein einzelner Mensch eine Rechtsprechung ganz allein ändert. Im Grunde genommen habe ich dabei gar nicht die zentrale Aufgabe wahrgenommen, sondern eigentlich die Überlebenden selbst. Das soll auch

das Thema meines Vortrages hier heute sein. Wenngleich auch dabei Historiker und Psychologen – Frau Prof. Quindeau ist ja hier unter uns, die dabei auch eine maßgebliche Rolle gespielt hat - in der Vorbereitung wichtig waren. Ich möchte zunächst auch nochmals danken, für die Gelegenheit hier zu Ihnen sprechen zu dürfen, verehrte Damen, sehr geehrte Herren, bevor ich den Vortrag beginne. Wenn die Technik klappt, dann haben wir jetzt die Gelegenheit, zunächst einmal jemanden zu hören, um den es in den Anhörungen ging und der nun selber zu uns spricht.

Während der Beamer sich erwärmt, kann ich kurz etwas erklären, was es mit diesem Film auf sich hat. Thema des Vortrages soll ja sein: „Die Kinder-Überlebenden als Zeu-

gen der Shoa vor Gericht“. Wir sehen gleich einen der Menschen, die sich entschieden hatten, in Israel ihre Geschichte vor einem deutschen Gericht zu berichten. Ein Kamerteam des Westdeutschen Rundfunks hatte einzelne Überlebende begleitet auf ihrem Weg zu Gericht und wir sehen also die Erwartungen des Klägers, Herrn Jan Rosansky, auf seinem Weg zu einer Anhörung in Tel Aviv. Und jetzt wird er hier langsam in das Bild kommen.

II.

[Videobeitrag² per Beamer: (hebräischer Gesang)]

[off- Stimme]: „Es ist Holocaustgedenktag in Israel. Morgens um 10 Uhr steht das Leben für eine Minute still. Auch für Jan Rosansky und seine Frau Rachel in Tel Aviv. Der 83-jährige hat den Holocaust überlebt. Seit 7 Jahren kämpft er um eine kleine Rente, weil er im Krakauer Ghetto für die Deutschen gearbeitet hat. Jetzt hofft er auf Gerechtigkeit durch einen deutschen Richter.

[Interviewer]: Jetzt treffen sie ja den Herrn von Renesse, den Richter. Was ist das für Sie für ein Gefühl, dass jetzt endlich jemand aus Deutschland kommt, um Sie anzuhören?

¹ Vortrag gehalten bei der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland im Januar 2011, die Vortragsform wurde beibehalten.

² © WDR, Martin Suckow-Rewer, „Der lange Weg zur Gerechtigkeit“ Hier-und-Heute-Reportage vom 20.02.2010 (Redaktion: Carola Pfeiffer, Kamera: Holger Witt und Frank Lange), ausgezeichnet mit dem DRK-Medienpreis am 16.

[Jan Rosansky]: Ich weiß nicht wie ich es Ihnen sagen soll, aber irgendwo habe ich Angst. Was heißt Angst? Nicht, dass ich zittere, sondern, dass es mich in jene Zeiten zurückbringt, wo die Richter das Wort hatten und die Juden schweigen mussten. Ich spreche mit mir selbst und ich frage mich, wie ich agieren werde, wenn ich mit einem deutschen Richter spreche und ihm erzählen oder Fragen beantworten muss. In jenen Zeiten, als der eine Deutsche - nicht nur Richter - jeder Deutsche, der gesprochen hat, die Juden mussten nur zuhören. Alles was er sagen kann: „Ja, jawohl Herr Chef. Bist du ein Schwein? Jawohl Herr Chef!“ [off- Stimme]: Es wären nur etwa 200 € im Monat, die er bekommen würde für seine Arbeit als Tischler und beim Straßenbau. Doch die deutsche Rentenversicherung will und will nicht zahlen. Die Behörde interessiert nicht, was Herr Rosansky an Grauen erlebt hat, im Ghetto und später im Konzentrationslager. Den Tod der Mutter und des Bruders- und auch seine damalige Freundin haben die Nazis ermordet.

[Jan Rosansky]: Sie haben mich und meinen Partner verschleppt und haben uns zu einem Platz geführt, wo Juden erschossen wurden. Da war ein Riesengrab. Wir sind dort hingekommen und einer sagte: „Herunterspringen ins Grab!“ Was wir machen sollten, war die Körper der schon Erschossenen mit Erde bedecken. Als ich dann runtergesprungen war, bin ich gefallen und ich wollte zum Aufstehen die Hand zu Hilfe nehmen. Und da sehe ich, dass da Irena liegt - dort. Ich habe sie begraben. Ich habe sie begraben und immer wieder gesagt: Das ist der letzte Kuss von mir. Sei mir nicht böse. „

[Videobeitrag beendet]

III.

Ich wollte diesen Beginn zeigen, weil Herr Rosansky eben auch bei uns beim Landessozialgericht in Essen als Kläger und Berufungsführer um seine Rente nach dem ZRBG gekämpft hat, was hier gerade noch einleitend erwähnt wurde. Ich will dazu dann gleich noch ein paar Worte sagen, weil er eben hier seine Gefühle vor der Sitzung schildert - es sind ja Aufnahmen aus den Momenten, bevor er später angehört wurdet - und weil ich mich bemühen will über die Rolle der Kinderüberlebenden/Child Survivors heute als Zeugen der Shoa vor Gericht zu sprechen – Jan Rosansky war in der Zeit der Verfolgung noch ein Junge, ein Jugendlicher, vielleicht 17 Jahre, als der Krieg zu Ende war.

Wie und warum ist es zu solchen Anhörungen gekommen? Die gesetzliche, die materielle Rechtslage wurde in der Einführung ja gerade erwähnt. Das ist das Gesetz zur Zahlbarmachung von Rentenansprüchen aus Beschäftigungen in einem Ghetto (ZRBG³), das zurückgeht auf ein Musterurteil des obersten Sozialgerichtes in Deutschland, des Bundessozialgerichts, zum Ghetto Łódź (während des Krieges: „Litzmannstadt“ im 1940 nach dem Überfall auf Polen zum deutschen Reichsgebiet erklärten „Wartegau“)⁴. Das Gesetz wurde am 20. Juni 2002 vom deutschen Bundestag einstimmig beschlossen und hat (eingebettet in das Rentenrecht) einen Rentenanspruch von Ghettoüberlebenden zahlbar gemacht hat, unter der Voraussetzung, dass sie aus eigenem Willensentschluss gegen Entgelt und bei Zwangsaufenthalt in einem Ghetto gearbeitet haben. Dieses Gesetz ist mit seinem Einzelfallnachweis dabei gesetzestechisch ganz anders konstruiert gewesen als die pauschalen Entschädigungen, die kurze Zeit vorher von der Claims Conference verwaltet wurden ist, im sog. „Zwangsarbeiterfonds“⁵. Denn die Antragsteller - später bei uns vor Gericht dann Kläger oder Berufungsführer - mussten individuell einen Sachverhalt zumindest glaubhaft machen, was in der Praxis fast eine genauso hohe Hürde bedeutete wie der Strengbeweis. Denn es ging darum, einen Sachverhalt zu beweisen, der sich in der Shoa, genauer: am Anfang der Shoa zugetragen hat, über 60 Jahre zuvor, und wo wir auf der Mikroebene feststellen sollten (also zunächst die Verwaltung dann später die Gerichte): „Hat jemand, sagen wir September 1942 im Ghetto Krakau in der Tischlerei gearbeitet und hat er dafür irgendeine Form von Gegenleistung bekommen?“ Wobei noch aufzuklären war: „In welcher Form ist diese Gegenleistung gewährt worden, als Bargeld, als Naturalentlohnung?“⁶. Und an solchen Beweishürden sind dann fast alle Anträge gescheitert⁷.

Denn es liegt auf der Hand, dass die Überlebenden in aller Regel keine Urkundsbeweise über ihre Verfolgung besitzen. Das Einzige, was die Überlebenden vorweisen konnten, war oft die eintätowierte Nummer auf dem Arm aus dem Konzentrationslager, in das sie am Ende nach dem Ghetto gekommen waren.

³ Mai 2011.

⁴ Bundesgesetzblatt Teil I, Jahrgang 2002, Seite 2074

⁵ Urteil des Bundessozialgerichts vom 18.06.1997 – B5 RJ 66/95 -.

⁶ Kritisch dazu: Dwertmann in: Frei/Brunner (Herausgeber), Praxis der Wiedergutmachung, 2009, Seiten 635 folgende.

⁷ Näher dazu: v. Renesse, Wiedergutmachung fünf vor Zwölf, in: Zarusky (Herausgeber), Ghettorenten – Entschädigungspolitik, Rechtsprechung und historische Forschung, 2010, Seiten 13 folgende.

⁸ Die Ablehnungsquote in der Verwaltungspraxis lag bei über 90 %. Auch bei den Gerichten war sie - insbesondere bei den für israelischen Anträgen zuständigen Sozialgerichten von Nordrhein-Westfalen – in den Urteilen kaum anders, näher dazu: Lehnstädt, Geschichte und Gesetzesauslegung, 2011, Seiten 65 folgende.

Wie sahen die Ermittlungen der Verwaltungen vor diesem Hintergrund nun tatsächlich in der Praxis aus? Die Verwaltung, also die Rentenversicherungsträger (für Israel zuständig die deutsche Rentenversicherung Rheinland mit Sitz in Düsseldorf, darum waren auch wir als Gerichte in Nordrhein- Westfalen für Israel zuständig) haben wie folgt ermittelt: Sie haben die alten Entschädigungsakten aus den 50er, 60er- Jahren nach dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG) beigezogen und die dortigen eidesstattlichen Versicherungen ausgewertet. Da kam es bereits zum ersten Problem, denn in den BEG-Verfahren wurde nicht nach der Arbeit aus „eigenem Willensentschluss“ gefragt und es gibt in diesen Akten daher meist keine Antworten auf solche nicht gestellte Fragen⁸. Eigentlich ist das nicht sonderlich überraschend. Es war aber in den Augen der Renten-Verwaltung ein Beweis dafür, dass es solche „Beschäftigungen aus eigenem Willensentschluss“ im Ghetto eben nicht gegeben habe. Denn, so die häufig zu lesende Begründung der Rentenbehörden, es hätte doch „nahegelegen“, derartige „freiwilligen Arbeiten“ schon damals im BEG-Verfahren zu erwähnen, selbst wenn danach nicht gefragt wurde. Nur in den seltenen Fällen, in denen Verfolgte gegen die Logik des damaligen BEG-Gesetzes, in dem es nur um Zwangsarbeit ging, Angaben gemacht hatten, die gar nichts mit dem damaligen Sachverhalt, um den es nach diesen Vorschriften ging, konnte man eine „Beschäftigung aus eigenem Willensentschluss“ in den alten Akten erwähnt finden⁹.

Ich will gleich noch etwas dazu sagen, in welchem zeitgeschichtlichen Kontext man auch die BEG Akten sehen muss - aber das in einem späteren Teil des Vortrages. Zunächst nochmal zu den Ermittlungen der Verwaltung: Der nächste Ermittlungsschritt der Verwaltungen sah dann so aus, dass Fragebögen verschickt wurden¹⁰. Fragebögen von etwa einer DIN A4 Seite, auf denen sehr juristische Fragen in deutscher Sprache formuliert waren, mit sehr wenig Raum zwischen den jeweiligen Zeilen, diese Fragen zu beantworten. Noch dazu verwendeten die Formulare Begriffe, bei denen schon wir Juristen unsere Schwierigkeiten haben, bis hinauf zum Bundessozialgericht - etwa die Frage, was „Entgelt“ ist. Dies ist bekanntlich ein zentraler Punkt gewesen, der über Jahre zwischen unterschiedlichen Senaten, auch des Bundessozialgerichtes, umstritten war¹¹. Und mit

diesen Begriffen wurde also gegenüber den hochbetagten Überlebenden gearbeitet, die dann sagen sollten, ob sie „Entgelt“ bekommen hätten. Wie gesagt, das sind Fragen, bei denen wir Juristen häufig ins Grübeln kommen oder kapitulieren. Dazu kam, dass häufig die Frage selber, insbesondere die Frage nach dem „eigenen Willensentschluss“ (an anderer Stelle war er in den Formularen auch mit dem Wort der „Freiwilligkeit“ bezeichnet) für die Überlebenden ein schwerwiegendes moralisches Dilemma bedeutete¹². Weil die selbstverständliche Erfahrung im Ghetto natürlich alles andere als irgendeine Form von „Freiwilligkeit“ bedeutete. Bezüglich einer Lage, in der man die Familienmitglieder verlor, hungerte, nach „Freiwilligkeit“ zu fragen oder das beantworten zu sollen, ist von vielen als zynisch und als demütigend empfunden worden¹³. Gleichwohl waren diese Fragebögen und die alten BEG-Akten praktisch die einzige Grundlage der Renten-Verwaltung für ihre Entscheidungen. Und so sind etwa 96% aller Anträge im Verwaltungswege abgelehnt worden¹⁴.

Angebote - etwa der Jewish Claims Konferenz (auch dort sind ja auch Historiker beschäftigt), mit historischen Gutachten zur Seite zu stehen, wurden von der Renten-Verwaltung zurückgewiesen. Es ist lediglich Bezug genommen worden auf einige Internetquellen, insbesondere die Quelle des Osthaus Museums in Hagen¹⁵ - an sich ein sehr lobenswertes Kunstprojekt -, in dem es um eine künstlerische Verarbeitung der Shoa geht. Das wurde dann als quasi-wissenschaftliche und für die Verwaltung leicht zugängliche, noch dazu kostenlose Quelle verwendet. Dort wurden aber nur rund 400 Ghettos erwähnt, es gab aber nach heutigem Forschungsstand (und die Forschung ist ja in dem Bereich dabei sich stürmisch weiterzuentwickeln) bei weitem über 1000 Ghettos¹⁶. War man also während des Krieges in einem Ghetto, das diese Datenbanken nicht erwähnten, so wurde der Antrag unweigerlich abgelehnt. Das war die Lage, mit der die Überlebenden in der ersten Stufe konfrontiert wurden und aus rund 30.000 Rentenanträgen aus Israel sind später rund 12.000 Gerichtsverfahren in Nordrhein- Westfalen geworden. Nur etwa 150 dieser Klägerinnen und Kläger wurden durch die für sie zuständigen Tatrichter persönlich angehört. Viele Überlebende hatten zudem gar nicht die Kraft überhaupt vor Gericht zu gehen. Geklagt haben vielmehr in der Regel nur diejenigen,

⁸ Zarusky, Hindernislauf für Holocaust-Überlebende. Das „Ghettoentgeltgesetz“ und seine Anwendung, in: Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 2008, Seiten 155 folgende.

⁹ Kritisch zur damaligen Ermittlungspraxis und zu den BEG-Formularen: Brunner, Wie widergutmacht wurde, Vortrag 2004, zitiert nach Die Tageszeitung, NRW Nr. 7487 vom 14.10.2004, Seite 3, TAZ-Bericht Holger Eifes.

¹⁰ Kritisch zu diesen Fragebögen aus sozialwissenschaftlich-psychologischer Perspektive: Platt, Überlebende der NS-Verfolgung als Zeugen vor Gericht, 2012, ebenso aus historischer Perspektive: Lehnstädt, am angegebenen Ort, Seiten 58 folgende, sowie aus juristischer Perspektive: v. Renesse in: Neue Juristische Wochenschrift, 2008 Seiten 3037 folgende.

¹¹ Einerseits Urteil des 13. Senats vom 7.10.2004 – B13 RJ 59/03 R – andererseits Urteil des 4. Senats vom 14.12.2006 – B 4 R 29/06 R.

¹² Dazu Quindeau, aussagepsychologisches Gutachten eingeholt vom Verfasser, zitiert zB in der Entscheidung des LSG NRW vom 20.06.2007 - L 8 R 244/05 -.

¹³ Schreiben des Vorsitzenden der Child Survivors e.V., Selbinger, an den Verfasser vom 15.06.2011.

¹⁴ Bundestagsdrucksache 16/5720 vom 20.6.2007

¹⁵ Das Osthaus Museum hat seine Liste aus dem Internet gelöscht, abrufbar ist noch die Liste aus Wikipedia, die aber ebenso unzureichend ist: http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Ghettos_in_der_Zeit_des_Nationalsozialismus (Abruf 20.01.2012).

¹⁶ Lehnstädt, am angegebenen Ort Seiten 30 folgende mit weiteren Nachweisen.

die anwaltlich vertreten waren. Bei Gericht war die weitere Verfahrenspraxis im Wesentlichen nicht anders oder besser als in der Rentenverwaltung. Das muss man so nüchtern feststellen, jedenfalls was Nordrhein- Westfalen angeht. Zuständig war hier in der ersten Instanz das Sozialgericht Düsseldorf, in zweiter Instanz das Landessozialgericht in Essen. Die Verfolgten aus Nordamerika, die bei den Sozialgerichten von in Hamburg und später Schleswig-Holstein landeten oder die aus Frankreich bzw. Südosteuropa, deren Gerichtsverfahren in Rheinland-Pfalz bzw. in Bayern geführt wurden, hatten es besser. Sie trafen dort regelmäßig auf eine andere Verwaltungs- und Gerichtskultur. Außerhalb von NRW wurde umfangreich historisch ermittelt und auf Wunsch auch persönlich angehört¹⁷. Bei uns in NRW wurde in der Regel jedoch auch in der zweiten Instanz kein historisches Gutachten eingeholt und allenfalls ein schriftlicher Ergänzungsfragebogen verschickt¹⁸. Ausnahmen gab es nur vereinzelt im Wege der sogenannten Rechtshilfe, also durch ein anderes Gericht. Das heißt die Anhörung wurde nicht durch den zuständigen deutschen Richter, der später das Urteil zu fällen hatte, durchgeführt, sondern durch ein anderes, nämlich ein israelisches Gericht. Das kannte aber weder die Akten noch durfte es in der Sache entscheiden. Ohne persönlichen Eindruck blieben die Gerichte in NRW dann nach wie vor auf die blassen Sitzungs-Protokolle angewiesen. Selbst solche Anhörungen im (aufwändigen) Wege der Rechtshilfe geschahen daher nur in einer verschwindenden Minderheit der Fälle und selbst wenn dauerte dieses Verfahren manchmal mehrere Jahre. In der ersten und später auch der zweiten Instanz sind in NRW daher fast alle Kläger in den Urteilen unterlegen. Das ging soweit, dass die hohe Ablehnungsquote auch nach außen verkündet wurde und sogar rechtsextreme Organisationen sich in dem zynischen Satz bestätigt sahen, die Holocaustüberlebenden würden nun selbst den Holocaust negieren, um in den Genuss deutschen Rentengeldes zu kommen und würden die Shoa verniedlichen¹⁹.

All das hängt natürlich - und damit komme ich jetzt zu den tatricherlichen Ermittlungen wie sie aus meiner Sicht sorgfältig geführt werden müssen, wenn man den Menschen gerecht werden will - mit dem zentralen Punkt zusammen, dass es in weiten Teilen auch der Richterschaft eine große Unkenntnis über die genauen Abläufe der Vernichtung gab und gibt. Verbreitet ist vielmehr eine schwarz- weiße holzschnittartige Sicht und nur den Wenigsten ist bewusst, in

welchem Ausmaß schon vor der Wannseekonferenz 1942 im für den NS Staat typischen Strukturen zunächst einmal im Vordergrund die Ausbeutung der jüdischen Arbeitskraft gestanden hat und in welchem Umfang das auch systematisch von deutscher Seite – zumal von der deutschen Sozial-, insbesondere der Arbeitsverwaltung, aber auch von den Rententrägern - betrieben worden ist²⁰. All das haben die historischen Forschungen heute mittlerweile unumstößlich erwiesen: Etwa bis tief ins Jahr 1942, in Teilbereichen bis ins Jahr 1943, und in Ausnahmefällen wie Ghetto Łódź bis ins Jahr 1944, ist in den Ghettos praktisch jeder „Arbeitsfähige“ als Arbeiter ausgebeutet wurden. Und weil es, aus Sicht der Deutschen, effizienter war, den im Ghetto Eingespernten einen Rest an minimaler Pseudoautonomie zu lassen, hat man das auch gewährt mit dem bekannten „Transmissionsriemen“ der Judenräte, die im Zusammenwirken mit der deutschen Sozialverwaltung praktisch mehrere Millionen Menschen in den Ghettos in den deutschen Wirtschaftskreislauf einbezogen haben. Das geschah insbesondere in Aufträge der Wehrmacht, aber auch ziviler deutscher Stellen, für die die Ghettabewohner für Hungerlöhne unter extremsten unmenschlichen Bedingungen arbeiteten, aber dabei formal bürokratisch in das deutsche Rentensystem eingebunden waren. Es wurden teilweise sogar mit vorgehaltener Waffe von den Judenräten die Sozialversicherungsbeiträge, wie von deutschen Arbeitnehmern, erpresst - wohlgermerkt mit dem Unterschied, dass Juden keine Leistungen aus der Sozialversicherung empfangen sollten²¹. Aber gerade das war ja der Grund, dass sie Beiträge zahlen mussten. Und erst mit der Wannseekonferenz ist dann 1942 die Entscheidung zur totalen Vernichtung gefallen und selbst da hat es noch Verzögerungen gegeben in Teilbereichen, etwa bei der sogenannten „Ostbahn“, wo man Arbeitskräfte aus den Ghettos als so kriegswichtig einstufte, dass man sie noch bis 1943 am Leben lies und weiter entlohnte und im Arbeitsprozess brauchte²². All das ist erst durch vertiefte historische Forschungen bekannt geworden. Das Erstaunliche ist, dass die Überlebenden genau diesen historischen Sachverhalt bereits beschrieben hatten, man aber ihnen nicht glaubte.

Und als ich dieses Dezernat dann als Richter am Landessozialgericht in Essen übernommen habe, konnte ich mir gar nicht vorstellen, dass praktisch 70.000 Überlebende der Shoa als hochbetagte Menschen alle nur noch einen Wunsch gehabt haben sollten, noch kurz vor ihrem Tod

¹⁷ Kritisch zur Praxis in NRW Lehnstädt, am angegebenen Ort, Seiten 65 folgende.

¹⁸ Exemplarisch das Urteil des Landessozialgerichts NRW vom 27.01.2006 – L 4 RJ 126/04 – aufgehoben vom Bundessozialgericht durch Urteil vom 14.12.2006 - B 4 RJ 29/06 R -.

¹⁹ Dazu Bundes-Verfassungsschutzbericht 2006 Nr. 129 unter Hinweis auf die rechtsextreme Publikation „Nation und Europa“ 2006, Heft 10 mit dem dortigen Aufsatz „Aus Holocaust-Opfern werden Holocaust-Leugner“, der auf einer Pressemeldung des Sozialgerichts Düsseldorf beruht.

²⁰ Näher Lehnstädt am angegebenen Ort, Seiten 28 folgende mit weiteren Nachweisen.

²¹ Gutachten des Historikers Sroka (Universität Krakau) eingeholt vom Verfasser im Verfahren L 18 (8) R 269/06, richteröffentlich abrufbar unter www.sozialgerichtsbarkeit.de.

²² Dazu (auf Basis eines Gerichtsgutachtens aus einem ZRBG-Verfahren aus dem Dezernat des Verfassers) Peters: Zwischen Lohnarbeit und Deportation - Juden bei der Ostbahn im Generalgouvernement 1939–1943 Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 2010, Seiten 816 folgende.

noch einmal die deutschen Dienststellen zu belügen. Das also alles unwahr sein sollte, was die Überlebenden berichteten und die vermeintlich historische Erkenntnis, es habe nur eine einzige Form von Zwangsarbeit gegeben, der Weisheit letzter Schluss sein müsse. Nur - historische Forschung ist wie jede Wissenschaft anstrengend und setzt Arbeit voraus. Sie führt aber auch zu Fortschritten und gerade durch die Öffnung des Eisernen Vorhangs ist eben auch heute Forschung in diesem Bereich möglich, was früher ohne offene Archive praktisch unmöglich war. Wir haben heute den Zugang zu fast allen Dokumenten im ehemaligen Ostblock und selbst in den Ländern, wo der Zugang (weil in den Archiven zu viel Kollaboration offenbar wurde) wieder geschlossen wurde - waren das US-Holocaust Memorial Museum und Yad Vashem mit ihrer Dokumentation schnell genug, sodass wir dort heute alles auf Mikrofilmen zugänglich haben.

Und so ist es gelungen, als Vorbereitung des zweiten Aspektes, zu dem ich jetzt gleich kommen werde - zu den Anhörungen - die entscheidungserheblichen Tatsachen historisch, auf der Mikroebene, das heißt im Einzelfall, nachzuweisen. Das gilt nicht nur für die Frage: „War dort ein Ghetto?“, sondern auch für die Detailspekte: „Hat dort jemand eine Werkstatt betrieben? Hat es dort Entlohnung gegeben? In welcher Form?“. Man kann sich gar nicht vorstellen, mit welcher Akribie - und darin spiegelt sich übrigens auch das typisch Deutsche des Holocaust wider - in welcher Flut von Bürokratie diese Dinge damals einhergingen. Das begann schon im Ghetto, etwa in Krakau von dort gibt es erhaltene Fragebögen, die sehen gar sehr nicht viel anders aus als die Fragebögen, die heute verschickt werden von den deutschen Bürokratien, in denen jeder Ghetto-Bewohner sich eintragen musste, angeben, welchem Beruf er nachging, wovon er lebte und dergleichen - umfangreiche Fragebögen, viele Seiten lang²³. Natürlich haben die Deutschen am Ende des Krieges versucht, möglichst viele Beweise zu vernichten. Aber das, was Historiker und Juristen dazu erklären, ist, dass man im Prinzip Akten nicht wirklich mit Erfolg vernichten kann. Denn es gibt immer irgendwo eine sogenannte „Spiegelüberlieferung“, also einen Durchschlag, z.B. an das Finanzamt oder an irgendeinen Lieferanten und in irgendeiner alten Kiste auf irgendeinem Dachboden findet man das noch heute alles - wenn man nur wirklich will und sorgfältig sucht. Und so fanden sich alle Beweise sogar trotz zweifacher Vernichtung (im Stalinismus kam es im Ostblock zu einer weiteren Vernichtungswelle von Akten in den Archiven). Das gilt bis hin zu

den erwähnten Dokumenten über die Abführung der Sozialbeiträge im Generalgouvernement für jüdische Arbeitskräfte. Diese neuen Erkenntnisse aus den Archiven sind heute Stand der Forschung²⁴. Dies alles war uns zu Beginn der Gesetzesanwendung so noch nicht bekannt. Allerdings muss man auch kritisch anmerken: Die deutsche Renten-Verwaltung hat sich weder die vorhandenen Gutachten von der Claims Conference geben lassen noch andere Quellen ausgewertet und sie hat selbst kein einziges historisches Gutachten eingeholt.

Die nächste Frage war für mich: Konnte man, durfte man bei den Fragebögen stehenbleiben? Es ging ja hier auch gar nicht primär nur um „Rente oder um Geld“. Für die meisten Überlebenden ist die Ablehnung ihrer Anträge durch die deutschen Dienststellen vielmehr eine neue tiefe Verletzung gewesen, weil nochmals durch eine deutsche Behörde - das heißt im Namen Deutschlands! - erklärt wurde: „Wir halten Ihr Vorbringen, das uns hier unterbreitet wird, nicht für glaubwürdig - wir sind der Auffassung, dass ist nicht die Wahrheit!“ Das heißt, die Betroffenen haben sich als Lügner abgestempelt gefühlt. Als Lügner, ohne die Möglichkeit gehabt zu haben, selbst in einem Gespräch zu dem, worum es eigentlich ging, persönlich überhaupt Stellung zu nehmen²⁵. Wir reden hier ja über traumatisierte Kinder-Überlebende („Child Survivors“). Denn fast alle der Gruppe, um die es auch beim Ghettoentengesetz geht, also die Antragsteller, die heute noch am Leben sind, waren damals Jugendliche oder Kinder. Hinzu kommt, dass sie die Schule während der Verfolgung nicht besuchen durften. Ohne dass man mit ihnen wirklich sprach, sollten sie gegenüber den deutschen Behörden in einer Fremdsprache juristischer Termini bürokratische Fragebögen beantworten, ohne ihr Schicksal angemessen schildern zu dürfen. Im Prinzip hatten sie darum keine reale Chance auf eine Anerkennung.

Dabei ist die Praxis, im Übrigen bei Gerichtsverfahren sonst, also bei Inländern, unbestritten so, dass man immer erst als Richter selbst mit den Menschen sprechen und ihnen zuhören muss - ganz gleich ob der Rechtsstreit die Sozialhilfe nach „Hartz IV“ oder Unfallversicherungsrecht betrifft bzw. welches Rechtsgebiet auch immer. Denn der Kern jedes Gerichtsverfahrens ist die Gewährung rechtlichen Gehörs. Und genau darum geht es: den Menschen als Mensch wahrzunehmen, nicht als Akte. Und das war de facto unmöglich gemacht für gerade die Gruppe, die sonst

²³ Vgl. Gutachten der Historikerin Hansen (Universität Hamburg) erstattet für das Sozialgericht Hamburg im Rechtsstreit S 20 RJ 58/04 (unveröffentlicht).

²⁴ So der Historiker Benz, Gutachten vom 6.7.2009 eingeholt vom Verfasser in den Verfahren L 18(8) R 67/08.

²⁵ Vgl. Flug in: Zarusky (Herausgeber), Ghettoentengesetz 2010, Seiten 79 folgende.

keine Beweise hat, die sich noch dazu in schuldloser Beweisnot befand - für die Überlebenden der Verfolgung. Und vor dem Hintergrund war und bin ich der Auffassung: Es ist zwingend geboten, dieses Gespräch mit den Zeugen der Shoa zu führen²⁶.

Der Staat Israel hat sich gewundert, als ich deswegen im Jahr 2006 über die deutsche Botschaft danach anfragte. Denn es war das allererste Mal, dass ein deutsches Gericht auf die Idee kam, selbst vor Ort in Israel mit den Betroffenen zu reden²⁷. Aber es ging dann ganz schnell. Nach wenigen Monaten war die Genehmigung da, als diplomatische Note²⁸. Und so konnten alle Überlebenden meines Dezernats, die das wollten, sich selbst vor Gericht vor Ort äußern. Etwa 100 Betroffene haben in meinem richterlichen Dezernat von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Diese Anhörungen waren dann mehr als nur Gerichtsverfahren. Die meisten Überlebenden haben sich - und das ist ja auch der Titel meines Vortrages – im wahrsten Sinne als „Zeugen der Shoa“ empfunden. Viele von ihnen hatten darüber in ihren Familien vorher nie gesprochen. Oft waren daher in den persönlichen Anhörungen in Tel Aviv und in Jerusalem auch die Kinder der Klägerinnen und Kläger bzw. der Zeugen dabei. Für die Kinder war es zum Teil sehr bewegend, zum ersten Mal zu hören, was ihre Eltern überhaupt in der Shoa erlebt hatten. Für die Betroffenen war es sehr wichtig zu erleben, dass ein deutsches Gericht sie als Menschen in das Zentrum stellte und ihnen wirklich zuhörte. Egal was am Ende herauskam - es ging gar nicht um die Frage: „Bekomme ich jetzt meine Rente oder nicht?“, sondern wichtig war für sie nur: „Hört mir jetzt jemand zu – zumal ein deutscher Richter?“. Und das ging natürlich auch nicht in zehn Minuten, sondern wenn man das erlebt hat, dann wollten alle ihr ganzes Schicksal erzählen. Vom Beginn bis zum Ende. Und das dauerte in der Regel zwei bis drei Stunden. Meist fing es an mit einem Dolmetschen, also Hebräisch, aber häufig stellte man fest, dass man mit Jiddisch oder auch mit Deutsch eigentlich sehr viel besser zurecht kam, oder auch mit Polnisch oder Russisch - Sprachen, die

ich aus familiären Gründen beherrsche. Und so gab es also in den persönlichen Anhörungen eine direkte Kommunikation zwischen Gericht und Betroffenen.

Die Befürchtung war zunächst auch von meinen Kollegen geäußert worden, es käme zu Retraumatisierungen. Wir haben uns dazu im Vorfeld der ersten Anhörungen tatsächlich sehr viele Gedanken gemacht, Frau Prof. Quindeau hat uns dabei fachlich beraten. In den Anhörungen waren zudem Historiker zugegen, um den historischen Hintergrund nochmals zu erhellen, teilweise auch Psychologinnen, also Frau Prof. Quindeau selber und andere Kolleginnen von ihr. Es ist dann tatsächlich in keinem Fall zu einer als Retraumatisierung anzusprechenden Situation gekommen. Nur in ein oder zwei Terminen haben die Betroffenen um Sitzungspausen gebeten²⁹. Das ist aber etwas, was es auch sonst in Gerichtsverfahren durchaus gibt. Es ist in allen Sitzungen am Ende sogar so gewesen, dass sich die Betroffenen bedankt haben und dass es einen Ausdruck von menschlicher Versöhnung durch Worte und Gesten gab. Und später, als dann endlich auch die Renten-Behörde in diesen Terminen in Israel anwesend war (nicht unbedingt freiwillig, dazu bedurfte es vielmehr massiver Ordnungsmittel³⁰) – wohlgemerkt; noch vor der Änderung der Rechtsprechung des Bundessozialgerichts in Kassel³¹ -, ist praktisch in der Mehrheit aller Sitzungen noch vor Ort am Ende ein Anerkenntnis ausgesprochen worden. Dies war möglich, weil sich die vermeintlichen Widersprüche im direkten Gespräch meist aufklärten oder sogar ganz in Luft auflösten.

Und selbst die Historiker waren beeindruckt und haben an vielen Stellen gesagt: „Da müssen wir nochmal im Detail unsere historischen Erkenntnisse überprüfen!“ Die Geschichtswissenschaft hat da ja so einen Spruch – „Der Zeitzeuge ist der ärgste Feind des Historikers“. Natürlich ist daran auch etwas Wahres und man kann nicht jedes Wort, das 60 Jahre später aus der Erinnerung gesagt wird, eins zu eins übertragen. Man muss vielmehr sehr genau schauen und jede Schicht der Erinnerung mühsam analysieren, um die Entstehungsgeschichte der jeweiligen Aussagen zu ermitteln. Man musste dazu in unseren

²⁶ Zustimmung Gutzler, Die persönliche Parteianhörung - verkanntes Beweismittel im sozialgerichtlichen Prozess?; Die Sozialgerichtsbarkeit, in: Die Sozialgerichtsbarkeit 2009, Seiten 73 folgende; ebenso Möhlenbruch, „Gerichtstage“ in Israel - Zur Hoheits- und Gerichtsgewalt deutscher Sozialgerichte im Ausland in: Neue Zeitschrift für Sozialrecht 2011, Seiten 417 folgende.

²⁷ Zu dem dadurch innerhalb der Justiz von NRW ausgelösten Konflikt; Schult, Der SPIEGEL Nr. 5, 2011; ferner Frigej, Die WELT vom 21.11.2011 und vom 15.12.2011.

²⁸ Frau Konsulin Schlimm vom deutschen Auswärtigen Amt (damals Botschaft Tel Aviv) und Herrn Gesandten Nahshon vom israelischen Außenministerium in Jerusalem (heute Botschaft Berlin) sei an dieser Stelle nochmals herzlich für ihre engagierte Unterstützung gedankt.

²⁹ Geschildert z.B. im Urteil des LSG NRW vom 20.06.2007 - L 8 R 244/05 - abrufbar unter www.sozialgerichtsbarkeit.de.

³⁰ Beschluss des Landessozialgerichts NRW vom 3.12.2008 - L 8 R 239/07 - Juris

³¹ Urteile des Bundessozialgerichts vom 2/3 Juni 2009 – B 13 R 81/08 R – und B 13 R 139/08 R -, dazu: Röhl, Die Kehrtwende von Kassel, in: Die Sozialgerichtsbarkeit 2009, Seiten 464 folgende.

Verfahren ganz viele Details nachprüfen, angefangen von der Farbe der Uniform bis hin zur Sprache der jeweiligen Truppen (es müssen ja nicht unbedingt Deutsche, sondern können auch Ukrainer auch Ungarn oder sonstige Verbündete gewesen sein³²). All das musste – und konnte - man anhand der historischen Quellen ganz genau aufklären. Am Ende stellte man meist fest: Die Erinnerung der Überlebenden ist nicht nur beeindruckend, sondern in aller Regel unglaublich präzise. Und damit will ich jetzt – auch aus Zeitgründen - zum Ende kommen.

IV.

Wie gesagt, unabhängig von dem jeweiligen Ausgang der Prozesse, waren diese Verfahren auch für mich als Richter persönlich sehr bewegende Erlebnisse. Die Überlebenden sind beeindruckende Menschen, wenn man sich vorstellt, durch was sie gegangen sind. Und dann haben sie Unglaubliches geschafft. Ich rede jetzt vor allem über Israelis, weil ich fast nur mit Beteiligten aus Israel persönlich zu tun hatte (Nur einige wenige meiner Kläger kamen aus den Benelux-Staaten oder Südamerika). Man muss sich vorstellen. Es waren die Überlebenden der Shoa, die unter schwierigsten Bedingungen den Staat Israel mit aufgebaut haben. Einige von ihnen sind direkt aus den DP-Camp an die Front (etwa nach Latrun) in die Kämpfe des Unabhängigkeitskrieges 1948 gekommen oder haben in einen Kibbuz zu Anfang unter größten Entbehrungen neue Familien gegründet – all das noch mit den Erinnerungen an die Verfolgung im Kopf. Die meisten haben all das nur dadurch geschafft, dass sie die Erinnerung dann über all die Jahre verdrängten. Auch geschah dies im Israel der Aufbaujahre, also in einer Gesellschaft - das muss man an dieser Stelle vielleicht einräumen - in der es in den ersten Jahrzehnten nicht leicht war auszusprechen: „Ich bin ein Überlebender der Shoa und ich habe überlebt, weil ich im Ghetto Łódź deutsche Uniformen nähte³³... Ja, ich war kein Partisan und habe nicht mit der Waffe gegen die Deutschen gekämpft.“ So etwas konnte man eigentlich damals in Israel so nicht sagen. Dieser zeitgeschichtliche Hintergrund spiegelt sich natürlich auch in den zu dieser Zeit in Israel entstandenen BEG-Erklärungen wieder. All das sind ja nun mittlerweile für uns als zweite Nachkriegsgeneration historische Quellen, die man nur aus

einem Kontext heraus lesen kann (Auch dafür braucht man dann im Übrigen wieder Zeithistoriker als Experten³⁴).

Das wichtigste Fazit für mich jedoch ist die Bedeutung der Erinnerung der Überlebenden, nicht nur in ihrer Genauigkeit sondern vor allem in ihrer Güte und in ihrer Fähigkeit zur Versöhnung. Das hat mich als Richter tief beeindruckt und es wird immer ein Teil meines Lebens bleiben. Damit will ich an dieser Stelle enden. Ich danke ihnen!

³² Zu solch einem Beispiel genauer Erinnerung einer Überlebenden: Loose (Humboldt-Universität Berlin) Gutachten eingeholt vom Verfasser im Verfahren L 18 (B) R 289/06, richteröffentlich abrufbar unter www.sozialgerichtsbarkeit.de.

³³ Vergleiche die bittere Kritik Hannah Arendts an den Überlebenden als Zeugen im Eichmann-Prozess und zur Rolle der Judenräte in den Ghettos: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 1963.

³⁴ Vergleiche Grau: Entschädigungs- und Rückerstattungsakten als neue Quelle der Zeitgeschichtsforschung am Beispiel Bayerns, in: *Zeitenblicke* 3/2004; umfassend Goschler, Schuld und Schulden, Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945, Monographie 2005.

Kinder, die keine Kinder waren



Mein Thema lautet: „Kinder, die keine Kinder waren“. Es geht also um Kinder, die keine Kindheit erlebt, also eine der wichtigsten Perioden des Lebens verpasst haben. Jedes Baby, das auf die Welt kommt, ist eine große Freude, verbunden mit der Annahme und Hoffnung, dass es ein gutes, normales

Leben haben und sich gut entwickeln wird. Es wird, so hoffen wir, in einer Familie aufwachsen, die es liebt, unterstützt und mit allem versorgt, was es braucht. Es soll eine gute Erziehung erhalten, sich später eine Existenz aufbauen. Dann wird es selbst ein neues jüdisches Heim schaffen, eine Partnerin oder einen Partner heiraten und Liebe erfahren, und dann kommen auch wieder Nachkommen. Das wäre eigentlich ein normaler Verlauf.

Keinem Kind, das auf die Welt kommt, sollte Leid widerfahren. Jedem Kind steht ein gutes Leben, ein normales Leben zu. Das ist ein Recht. Aber leider hat die Welt andere Regeln – sie funktioniert nicht immer nach unseren Wünschen und Vorstellungen. In der Welt herrschen politische Bedingungen, unreine Politik oder – bitte entschuldigen Sie den Ausdruck – schmutzige Politik. Es gibt private Interessen, leider auch sehr viel Egoismus und Rassismus. Deshalb gibt es leider in jeder Generation Kinder, die leiden, Kinder, die kein normales Leben führen, Kinder, die sterben. Ohne Schuld und ohne Grund.

Die Jahre der Shoah waren vielleicht am schlimmsten. Es war das Schlimmste, was man sich denken kann, eine Zeit, in der nahezu zwei Millionen Kinder auf die grausamste Weise vernichtet wurden. Wir werden niemals die ganze Wahrheit erfahren. Sie waren anders als andere Kinder, ihren Mördern galten sie als schuldig, waren sie doch als jüdische Kinder geboren – das war ihre Sünde, deswegen mussten sie all das durchmachen.

Jeder von uns weiß, dass es einen Unterschied zwischen den Menschen und den Tieren gibt. Die meisten Tiere sind im Grunde vollständig, wenn sie auf die Welt kommen. So wie sie geboren werden, so sterben sie auch. Sie stehen

sofort nach der Geburt auf ihren Beinen, sehen, bewegen sich fort, verschaffen sich Nahrung. Sie entwickeln sich mit der Zeit, werden schwerer, brauchen mehr Nahrung. Aber geistig bleibt ein Tier so, wie es geboren ist. So wie es geboren ist, so stirbt es.

Anders der Mensch. Der Mensch ist nach seiner Geburt hilflos. Ein kleines Baby kann sich nicht eigenständig fortbewegen, es sieht nicht, es kann sich natürlich auch nicht selber versorgen. Es hat Glück, dass der liebe Gott ihm gegeben hat, dass es weinen kann, denn sonst könnte es nicht überleben. So ist der Mensch geboren – er soll sich und will sich entwickeln, und zwar nicht nur körperlich, sondern auch geistig.

Das bedeutet also, dass der Mensch mit einem großen Potenzial geboren wird. In uns Menschen sind viele Kräfte verborgen, die sich mit der Zeit entfalten. Natürlich muss man daran sehr viel arbeiten und sich anstrengen, ohne das passiert nichts. Stellen wir uns ein fünfjähriges Kind vor, dem man das Spielzeug eines einjährigen Kindes gibt. Oder ein zehnjähriges Kind, dem man das Spielzeug eines Fünfjährigen anbietet. Beide werden lachen und mit dem Spielzeug des Jüngeren nichts anfangen können. Kinder entwickeln sich – was ihnen gestern das Wichtigste war, ist heute nichts mehr, hat keine Würde in ihren Augen. Sie lachen über das Spielzeug, das nicht mehr ihrem Alter entspricht.

Das Potenzial ist da. Wir wissen, dass in Katastrophen oder in extremen Situationen Kräfte schneller sichtbar werden. Der Mensch muss aber kämpfen, er muss einen starken Willen haben. Bisweilen fällt der Mensch und muss wieder aufstehen, und dies wiederholt sich, bis er zum Ziel kommt. Nehmen wir zum Beispiel ein Baby: Es kriecht auf allen Vieren, und wenn es sich aufrichten will, fällt es hin und tut sich weh. Aber es gibt nicht auf – es steht wieder auf, fällt noch einmal hin und steht wieder auf. Die Eltern sitzen daneben und schauen zu. Sie wollen dem Kind helfen, unterlassen es aber. Wenn sie dem Kind immer die Hand reichen, wird das Kind nicht zu seinem Ziel kommen. Sie wissen, dass ist das Ziel eines Kindes. Ich sage häufig zu denen, die sich auf die Bar Mizwa vorbereiten: „Junge,

Du hast Deinen Vater, der ist Professor, Wissenschaftler, Rabbiner oder irgendetwas anderes. Aber das erbt man nicht. Wenn Du nicht selber arbeiten willst, wirst Du zu nichts kommen.“

Lassen sie uns jetzt wieder über die Kinder der Shoah sprechen. Der Unterschied der Kinder der Shoah zu anderen Kindern ist folgender: Sie waren kleine Kinder, zwischen vier und acht Jahren, aber sie waren auf einmal wie Zwanzigjährige. Und das nicht nur vom Verstand her, sie haben auch viel älter ausgesehen. Das sage nicht ich, sondern es ist die Aussage von Menschen, die das erlebt haben. Es gibt eine Fülle von Geschichten über kleine Kinder, vielleicht vier, fünf oder sechs Jahre alt, die sich aus dem Ghetto gestohlen haben, indem sie ein Loch in den Zäunen gesucht haben – ein kleines Loch, durch das sich gerade einmal ein kleines Kind durchzwängen konnte. Sie sind während der Nacht hinausgekrochen und haben für die Eltern Essen gesucht. Wir wissen auch, dass kleine Kinder, ganz kleine Kinder, nicht weinten. Warum? Sie wussten, dass, wenn sie weinten, sie und die Eltern und alle, die bei ihnen waren, in größter Gefahr wären.

Es waren auch ganz junge Kinder, die in die Lager gekommen sind, beispielsweise auch mein Onkel, der mit seinem Bruder nach Buchenwald verschleppt wurde. Vater, Mutter und alle anderen Geschwister sind nach Auschwitz gekommen, aber er wurde mit seinem Bruder nach Buchenwald deportiert. Er war damals elf Jahre und sein Bruder zehn Jahre alt. Als der Transport in Buchenwald ankam, fragte man dort: „Welche Fachleute gibt es hier? Wer kann arbeiten?“ Mein Onkel erwiderte: „Ja, ich bin ein Fachmann, ich bin 16 Jahre alt, mein Bruder 15, und ich bin Koch.“ Sie fragten, wie er mit 16 Jahren Koch sein könne. „Mein Vater ist ein bekannter Küchenchef, und ich helfe ihm immer. Ich bin dabei, wenn er kocht, und deswegen können mein Bruder und ich diese Arbeit auch ganz gut.“ Der Vater meines Onkels war ein ganz bekannter ungarischer Rabbiner. Ich weiß nicht, wie oft er in seinem Leben überhaupt etwas in der Küche gemacht hat. Er war vielleicht überhaupt niemals in der Küche. Mein Onkel erzählt, man habe ihm beides geglaubt – dass er Koch sei und dass er 16 Jahre alt sei. „Wir haben wirklich ausgeschaut wie 16, er hat es geglaubt, weil wir nicht wie 10 und 11 ausgeschaut haben. Wir sahen aus wie Sechzehn- oder Siebzehnjährige.“ Man hat ihn also in der Küche eingesetzt, und nach einigen Tagen haben sie festgestellt, dass er die Arbeit bewältigte. Er hatte dies noch nie zuvor seinem Leben gemacht, aber die Kräfte und das Potenzial sind in dieser Situation aus ihm herausgekommen.

Man hat meinen Onkel als Koch für die Offiziere eingestellt. Für die Nazis, nicht für die Leute, die dort arbeiteten. Ihn und seinen Bruder. Nach dem Krieg ist er aus Buchenwald befreit worden und nach Israel gekommen – dort war er viele Jahre – bis zu seinem Ruhestand – Koch in eine Jeshiwa. Das war seine Arbeit, seine Parnusse.

Die Kinder sind ein ganz besonders schmerzhaftes Kapitel der Shoah – ich nenne es „Shoah betoch Shoah“. Inmitten der Shoah gab es noch eine weitere Shoah: Das ist das Kapitel, in dem es um die Übergabe von Kindern an die christlichen Kirchen geht. Sehr viele Kinder konnten nur überleben, weil sie entweder in ihre Obhut gegeben oder dorthin verschleppt wurden. Wir wissen bis heute nicht, wieviele es genau waren, aber es müssen viele gewesen sein. Wir wissen auch, dass nur wenige dieser Kinder zum Judentum zurückgekehrt sind. Ich habe neulich die Berichte einer Professorin aus New York gelesen, die zur Shoah in Polen forscht. Sie haben in Polen und in der Ukraine mit LKWs jüdische Kinder verschiedenen Alters auf die Dörfer rausgefahren und dort verkauft. Zehn D-Mark pro Kind. Dabei kündigten sie an, die Kinder, die nicht gekauft würden, noch am selben Tag vor den Augen der Dorfbewohner zu töten. Eine Frau – eine Christin – erzählt, dass bei ihr im Dorf ein solcher LKW mit jüdischen Kindern eingetroffen sei und man die Kinder verkauft habe. Am Ende seien zwei Kinder in dem Wagen übriggeblieben. Darauf habe es wieder geheißen: „Wenn die zwei Kinder jetzt nicht verkauft werden, erschieße ich sie auf der Stelle.“ Die christliche Frau, die bei Juden gearbeitet hatte, war so barmherzig, dass sie dem nicht zusehen konnte. Also sagte sie: „Warte, ich gehe nach Hause, vielleicht habe ich etwas Geld zuhause.“ Sie kam zurück und hatte zehn D-Mark gefunden. Sie gab ihm die zehn D-Mark, und er nahm eines der zwei Kindern und schleuderte es weg vom Auto: „Da hast du es! Und wo sind die zehn D-Mark für den letzten?“ Sie sagte: „Ich habe nicht mehr Geld gefunden.“ Da nahm er das letzte Kind, es war ein ganz kleines Kind, und schmiss es hin: „Da hast du diesen Mist auch.“ Die Frau nahm die Kinder mit nach Hause und bat sie, sie Mama zu nennen. Nach dem Krieg, am Ende der Shoah, fragte sich die Frau: „Was mache ich jetzt mit den Kindern? Es sind doch jüdische Kinder.“ Sie ging deshalb zu einem polnischen Priester, dem späteren Papst Johannes Paul II. Und sie fragte ihn: „Was soll ich mit den beiden Kindern tun?“ Daraufhin sagte er zu ihr: „Es ist Deine Pflicht, die Kinder in eine jüdische Gemeinde oder eine jüdische Familie zu geben.“ Und so hat sie es getan. Aber man weiß bis heute nicht, wer ihr Vater und ihre Mutter ist oder woher sie stammen. Sie wissen gar nicht, wer sie sind. Das ist eine Geschichte, die ich auch gerade neulich gelesen habe. Diese und andere

Geschichten waren jedoch Ausnahmen – die meisten Kinder sind leider nicht zum Judentum zurückgekehrt.

Ich habe hier in Frankfurt verschiedene Geschichten gehört über Menschen, die ihre Kraft verloren haben, über Kinder, die ihr Trauma noch immer mit sich tragen. Ich erzähle Ihnen eine solche Geschichte, eine wirklich schreckliche Geschichte. Ein Mann hat mir die Geschichte seiner Familie erzählt. Sie haben in Polen gewohnt, in Lodz. Dort hat er als Junge auf einem Hof zusammen mit den Eltern, seiner Schwester und seinen Schwagern gelebt. Seine Schwester und ihr Mann hatten gerade ein Baby, ein kleines Mädchen. Sie wussten schon, dass sie nach Auschwitz oder Theresienstadt deportiert würden, und sie wussten, dass dies ihr Ende bedeutete. Eine nichtjüdische Nachbarin, die bei der Familie gearbeitet hatte, bat die Familie: „Lasst das Kind bei mir! Ich werde bis zum Kriegsende auf Euer Kind achten – der Krieg muss doch irgendwann zu Ende sein. Und wenn er beendet ist, verspreche ich Euch, werde ich das Kind einer jüdischen Familie oder einer jüdischen Gemeinde geben. Das verspreche ich Euch.“ Die Schwester hat sich daraufhin mit ihrem Mann beraten: „Sollen wir ihr das Kind lassen?“ Ich sage Euch, wenn mir als Rabbiner jemand solch eine Frage stellen würde, wüsste ich gar nicht, was ich antworten würde. Ihre Überlegung war die folgende: „Wenn ich das Kind hier bei der Nachbarin lasse, dann besteht die Möglichkeit, dass sie mein Kind nicht wieder hergeben wird. Meine Tochter wird Christin bleiben, und dann habe ich eigentlich keine anderen Nachkommen. Es gibt aber auch die Möglichkeit, dass sie ihr Versprechen halten wird. Was sollen wir machen?“ Und das Ehepaar entschied sich, das Kind mitzunehmen. „Was mit uns geschieht, wird auch mit dem Kind passieren.“ Das Kind ist in Auschwitz umgekommen.

Wenn sie mich als Rabbiner fragen, so bleiben Zweifel. Ich wüsste gar nicht, was ich antworten würde. Ich weiß nicht, was die Halacha, das jüdische Gesetz, in einem solchen Fall vorsieht. Wir wissen, dass das Prinzip des pikuach nefesch der Rettung aus Lebensgefahr Vorrang vor allen Geboten einräumt. Egal, ob Jom Kippur oder Shabbat – wenn man ein Leben retten will, darf man gegen alle Gebote verstoßen. Ist dieser Fall als Lebensgefahr zu verstehen oder als etwas anderes? Ich weiß es selbst nicht. Lebensgefahr ist es auf jeden Fall. Fakt ist – das Kind hat nicht überlebt. Aber was war mit der Gefahr, dass das Kind dem Judentum hätte verloren gehen können? Steht Lebensgefahr vor allem oder Judentum vor allem? Ich habe keine Antwort. Es ist äußerst schwer, dies zu beantworten. Ich kann nur sagen, dass man sich schlicht nicht in so eine Situation hineinversetzen kann. Ich erzähle das, weil man solche Geschichten noch nicht gehört hat.

Ich kann Euch noch eine weitere Geschichte hier aus Frankfurt erzählen. Das hat auch mit dem Trauma zu tun. Es kam ein Ehepaar mit einem dreizehnjährigen Jungen zu mir: „Herr Rabbiner, wir wollen eine Bar Mizwa für unseren Sohn machen.“ Ich sagte: „Wie können Sie eine Bar Mizwa für Ihren Sohn machen?“ Der Vater ist jüdisch, ein polnischer Jude, und die Mutter ist nichtjüdisch. „Wie wollen Sie eine Bar Mizwa bei uns machen? Wir sind eine orthodoxe Gemeinde. Wir machen keine Bar Mizwa für nichtjüdische Kinder.“ Darauf sagte die Frau: „Herr Rabbiner, ich glaube, ich bin Jüdin.“ Was heißt: Ich glaube ich bin Jüdin? Ich erzähle Ihnen die Geschichte kurz, weil man darüber auch ein Buch oder ein Theaterstück schreiben könnte. Die Frau sagte: „Ich habe irgendwann einmal von meiner Mutter gehört, dass sie jüdisch ist.“ Es war ihre einzige Tochter. „Als ich versuchte, mit ihr über dieses Thema zu sprechen, verweigerte sie sich, und schrie mich an. Gefährlich. Über alles kann ich mit ihr sprechen, nur über dieses Thema nicht.“ Ich sagte zu der Frau: „Denken Sie, dass Ihre Mutter mit mir sprechen würde?“ Sie sagte: „Versuchen wir’s.“ Ich habe die Mutter angerufen und habe gefragt: „Kann ich mich zu Ihnen nach Hause einladen? Ich würde gerne mit Ihnen sprechen. Mit Ihnen und Ihrem Mann.“ Und sie erwiderte: „Ja.“ Zwölf Stunden war ich zuhause bei dieser Familie. Und ich erzähle Ihnen ganz kurz, was passiert ist: Die Frau ist eine koschere Jüdin – definitiv. Als die Frau ein Kind war, ist sie aus Dachau befreit worden und nach München gegangen. Dort wurde sie Mitglied der Jüdischen Gemeinde. Auf einer nichtjüdischen Veranstaltung traf sie einen Jungen und dachte, er sei Christ. Sie wurden Freunde und wollten heiraten. Vor der Heirat sagte sie irgendwann zu ihm: „Ich weiß nicht, ob Du es weißt, aber ich bin Jüdin. Ich identifiziere mich gar nicht mit dem Judentum, aber ich bin Jüdin.“ Der Mann sagte: „Nein, dann bist Du nichts für mich. Ich heirate Dich nicht. Ich möchte Dich nicht heiraten, ich möchte keine Jüdin.“ Die Frau fragte: „Warum möchtest du keine Jüdin zur Frau?“ Der Mann erwiderte: „Das kann ich Dir nicht sagen. Ich möchte keine Jüdin.“ Und er verließ sie. Sie ließ aber nicht nach, sondern lief ihm nach und fragte ihn: „Warum willst du keine Jüdin? Ich habe mit dem Judentum nichts zu tun. Was willst Du? Soll ich austreten aus der Jüdischen Gemeinde? Dann trete ich aus.“ Zuletzt erzählte der Mann: „Ich bin auch Jude. Mein Trauma ist, dass ich keine jüdischen Kinder haben möchte, die das erleiden, was ich erlitten habe. Deswegen möchte ich keine Jüdin.“ Dann machten sie aus, dass sie aus der Münchner Jüdischen Gemeinde austreten sollte. Und jeder dachte nun, er sei Jude und habe eine christliche Frau geheiratet.

Interessant ist auch eine Geschichte über zwei Mädchen, zwei Schwestern aus Berlin. Der Vater war ein ultra-liberaler Jude. Kein liberaler Jude, ein ultra-liberaler Jude. Ich wiederhole ihre eigenen Worte. Er sah dann ein, dass das alles nicht half. Liberal, nicht-liberal – für Hitler, für die Nazis, hat das keine Rolle gespielt. Er wusste, dass er nicht überleben würde. Und so nahm er seine zwei Töchter und gab sie beide in einer Kirche in Berlin in einen Kinderchor. Er sagte zu ihnen: „Ich habe die Bücher bei mir.“ Er hatte zwei Bücher zuhause – ein Gebetbuch für Jom Kippur, das war sein Judentum zuhause, und es liegt nun bei mir im Büro. Ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich das erzähle. Und er besaß ein Gebetbuch für Rosch ha-Schana. Jedes Mädchen hat ein Buch bekommen, und der Vater hat dort hineingeschrieben, wie sie mit ihren jüdischen Namen hießen, und zum Abschied sagte der ultra-liberale Jude zu ihnen: „Wenn Ihr dort in dem Chor singt, wenn Ihr an den Proben teilnehmt, dann ist das in Ordnung, aber wenn sie Gebete singen, dann sollt Ihr so tun, als ob ihr singt, aber Ihr sollt die ganze Zeit sagen: ‚Shma Jisrael, Adonaj Eloheinu, Adonai Echad‘.“ Und der Vater sagte zu den Schwestern: „Vergesst nicht, Ihr seid Juden.“ Eine der beiden Schwestern ist verschwunden. Das ist in Deutschland, in Berlin äußerst selten. Man weiß bis heute nicht, wo die Schwester ist. Sie bleibt verschwunden. Was man später gefunden hat, war das Gebetbuch, und das Gebetbuch befindet sich bei mir.

Stellt euch vor, was es heißt, so ein Trauma von Kindern – was sie mitnehmen in ihr Leben. Ich könnte den ganzen Tag darüber erzählen. Ich erzähle zum Schluss ganz kurz eine Geschichte, die ich hier in Frankfurt erlebt habe. An einem Vormittag in meiner Sprechstunde kam meine Sekretärin rein und sagte: „Es sind draußen zwei junge Mädchen, die weinen sehr und wollen sofort mit Ihnen sprechen.“ Ich sagte: „In Ordnung, bitte entschuldigen Sie sich bei den anderen, die warten, und dann sollen sie kommen.“ Sie traten ein, weinten und erzählten mir eine Geschichte. Sie hatten zuhause eine Oma, die Mutter der Mutter. Sie wohnte mit ihnen zuhause und war seit vielen Jahren krank. Am Abend vor ihrem Besuch bei mir hatte die Großmutter die zwei Mädchen zu sich ins Zimmer reingeholt und zu ihnen gesagt: „Schließt bitte die Tür ab.“ Und dann hatte sie hinzugefügt: „Nehmt die Schublade raus, unter der Schublade ganz, ganz unten liegen Papiere. Das sind Dokumente – Ihr sollt wissen: Ich bin jüdisch. Eure Mutter wird schreien. Ich habe Eurer Mutter immer gesagt, sie sei nicht jüdisch. Euer Vater ist ein Christ, aber ich wollte nicht, dass meine Kinder das erleiden, was ich erlitten habe. Aber jetzt weiß ich, dass dies meine letzten Tage sein werden. Ich bitte

Euch: Wenn ich sterbe, geht zum Rabbiner in Frankfurt und sagt zu ihm: ‚Da haben Sie die Dokumente, sie möchte auf dem jüdischen Friedhof beerdigt werden‘.“ In der Nacht war die Frau dann verstorben. Und die zwei Töchter waren schon bei mir und weinten, während die Mutter noch gar nichts wusste. Dreizehn Tage hat es gedauert, bis die Mutter mir erlaubt hat, ihre Mutter auf dem jüdischen Friedhof zu beerdigen. So schrecklich war das Trauma der Mutter. Und auf der Beerdigung durften nur sie, ihr Mann und die beiden Töchtern zugegen sein – niemand sonst. Dreizehn Tage hat die Großmutter im Kühlhaus gelegen. Ich habe natürlich versucht, die Tochter zu überzeugen, dass es der Wunsch ihrer Mutter war. Dreizehn Tage – so stark war das Trauma. Solche Geschichten sind nicht selten. Daran sehen wir, dass es nicht einfach war. Es gibt kein Verzeihen für den Tod von zwei Millionen Kindern. Niemand hat uns beauftragt. Wir können nicht sagen, dass wir den Mördern verzeihen, was sie uns angetan haben – nein. Dazu haben wir kein Recht, keinen Auftrag – aber es gibt zwei wirklich wichtige Dinge. Einmal: Nicht vergessen. Gedenken und nicht vergessen. Das ist das einzige Mittel, um sicher zu stellen, dass so etwas nicht noch einmal geschehen kann. Das Andere ist, was Ihr tut. Die Kinder von damals sind heute alte und vielfach sehr kranke Menschen. Das Wichtigste ist, den Menschen zu helfen, ihnen die rechte Hand zu reichen. Den Menschen Gehör zu schenken. Ich wünsche Euch Gottes Segen und viel Erfolg bei Eurer Arbeit und alles Gute für Euch und Eure Familie. Amen.

Der Verein „Child Survivors Deutschland e.V. – Überlebende Kinder der Shoah“

Ein Verein von Betroffenen für Betroffene



Der Verein „Child Survivors Deutschland e.V. – Überlebende Kinder der Shoah“ wurde am 13. April 2001 gegründet. In ihm haben sich, wie es in seiner Satzung heißt, Menschen zusammengeschlossen, „die in der NS-Zeit als Kinder wegen ihrer jüdischen Wurzeln verfolgt wurden“.

Weshalb wurde ein solcher Verein erst so spät gegründet? Um dies zu verstehen, muss man den Blick auf die gesellschaftliche und politische Entwicklung innerhalb wie außerhalb der jüdischen Gemeinschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts insgesamt, insbesondere aber in Deutschland richten. Von welchem Personenkreis sprechen wir überhaupt? Von den 50.000 auf deutschem Gebiet aus den Konzentrationslagern befreiten Juden, dem jüdischen Anteil an den sogenannten *displaced persons*, die meist osteuropäischer Herkunft waren, befanden sich etwa 15.000 noch 1952 in Deutschland und blieben dort auch, da sie oft einfach zu müde zum Weiterwandern waren. Sie bildeten neben der etwa gleich großen Zahl von deutschen Juden, die den Krieg in Konzentrationslagern, im Versteck oder als Ehepaare bzw. Kinder aus christlich-jüdischen Ehen unter dem Schutz der nichtjüdischen Familienmitglieder überlebt hatten, den Kern der jüdischen Gemeinden. In diesem Zusammenhang gilt es zu betonen, dass sich 1939 zwar nur etwas mehr als 7% der Juden im Sinne der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung zum christlichen Glauben bekannten, neunzig Prozent dieser später wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgten sogenannten „Mischlinge“ jedoch bereits vor 1933 dem Christentum angehörten. Bei den Überlebenden dieses Personenkreises, die den jüdischen Gemeinden zuzuordnen waren, handelte

es sich somit um eine Minderheit. Andererseits bildeten die zum jüdischen Glauben zu zählenden Partner aus Mischehen sowie ihre Kinder in den jüdischen Nachkriegsgemeinden einen nicht geringen Prozentsatz. In Berlin etwa gehörten von den 7.000 in der Jüdischen Gemeinde registrierten Mitgliedern die Hälfte sogenannten „privilegierten Mischehen“ an; ein Viertel hatte als „Nichtprivilegierte Mischehenpartner“ Theresienstadt überlebt, und nur 1416 waren der Vernichtung im Versteck entgangen. Von diesem Personenkreis waren nur etwa 500 jünger als 18 Jahre. Unserem Verein geht es jedoch nicht allein um diesen Personenkreis, sondern um alle aus rassistischen Gründen Verfolgten aus dieser Alterskohorte, seien sie nun Juden im halachischen Sinne oder nicht.

Alles in allem sind wir eine sehr gemischte Gesellschaft. Unter uns befinden sich Kinder von Emigranten, versteckte Kinder, die bei Freunden oder Fremden überlebten, Kinder, die im Kloster aufwuchsen, Kinder, die adoptiert wurden und mit fremder Identität großgezogen wurden, Kinder, die oft in letzter Minute – getrennt von ihren Eltern – durch Kindertransporte überhastet ins Ausland gerettet wurden, und jene, die als Sklaven Zwangsarbeit leisten mussten oder geschunden die Todeslager überlebten. Uns fehlt bis heute die Selbstverständlichkeit des Lebens. „Die Zeit heilt gar nichts“ – so hat es Ralph Giordano einmal ausgedrückt – „im Gegenteil: Die Schreckensbilder werden immer plastischer [...]. Gegen Träume kann man sich nicht wehren.“ Wir können uns nicht von unserer Geschichte und der unserer Eltern lösen; es sind die Geschichten der Verfolgten, Entrechteten, Erniedrigten, Gequälten und zum großen Teil Ermordeten, die uns prägen: Todesängste, Verlassenheit, Schmerz über den Verlust der Eltern und vieler Verwandter, geraubte Kindheit und Jugend. Wir sind oft ohne Eltern, Geschwistern, Großeltern, Tanten, Onkeln, Cousinsen und

Cousins aufgewachsen und groß geworden. Und doch meisterten wir gewöhnlich unser Leben. Wir hatten in der Regel keine oder nur eine unzureichende Schulbildung genossen und besuchten nun deutsche Schulen und später Universitäten. Dort begegnete uns – trotz aller öffentlichen Ächtung des Antisemitismus – eine latente Ablehnung. „In diesen Hörsälen“ – so hat es Ruth Krüger ausgedrückt – „waren wir geduldet, nicht willkommen.“ Da nur die Überlebenden der Konzentrationslager – und so hat es selbst Elie Wiesel zunächst ausgedrückt – als Überlebende zu gelten hatten, standen wir mit allen anderen rassistisch Verfolgten unter einem zweifachen Druck. Einerseits bewegten wir uns außerhalb des neu entstehenden Narrativs der Mehrheitsgesellschaft, wenn es beispielsweise um eine positive Konnotation ihrer Erlebnisse als Soldaten oder Flakhelfer, überstandene Alarme und Bunkernächte ging. Andererseits fügten wir uns – wenn auch aus anderen Gründen – in den Schweigekonsens der Mehrheitsgesellschaft ein, die der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit keine Priorität einräumte. Wir waren in dieser für uns schwierigen Atmosphäre ebenfalls zum Schweigen verurteilt, da niemand uns zuhören wollte. Wir waren deshalb vorsichtig in der Auswahl unserer Freunde, hatten ein oft unausgesprochenes Familiengeheimnis und waren zusätzlich von Schuldgefühlen zerrissen. Wir hatten überlebt, während unsere Angehörigen ermordet worden waren. Unsere eigene Traumatisierung aufgrund unserer Verfolgungserfahrung durften wir nicht wahrnehmen, und wir gaben sie – meist ungewollt – an unsere Kinder weiter. Dies alles galt nicht nur für die Erwachsenen, deren Hilflosigkeit wir in der Zeit der Verfolgung schmerzvoll erlebt hatten, sondern insbesondere für uns, die wir als Kinder und Jugendliche Verfolgung und Diskriminierung erlitten hatten. Der Sprachlosigkeit im Elternhaus über das erlittene Schicksal entsprach die stillschweigende Ablehnung in einem – wie wir es wahrnahmen – für uns feindlichen gesellschaftlichen Klima Nachkriegsdeutschlands. Unserer eigenen fragmentarischen Wahrnehmung unserer Verfolgungserfahrung konnten wir infolgedessen keinen Raum geben. Nur eine eigene Positionierung und damit verbunden ein eigenes Engagement im gesellschaftlich-politischen Raum am kritischen Rand der Mehrheitsgesellschaft ermöglichte uns einen neuen Standort in der Gesellschaft, wobei wir vielfach jahrzehntelang über unser persönliches Schicksal schwiegen. So war und bin ich Sozialdemokrat und Jude, wobei ich beide Linien meiner Familie wieder aufnehmen konnte. Das alles galt so für die Bundesrepublik und Österreich, aber – wenn auch anders konnotiert – auch für die DDR.

Die Wahrnehmung der Unhaltbarkeit dieser Situation setzte jedoch nicht bei den *child survivors* ein, sondern wieder bei den Überlebenden der Konzentrationslager im Rahmen der deutschen Wiedergutmachungsverfahren. Es war der amerikanische Psychoanalytiker Kurt Eissler, der 1963 mit der restriktiven deutschen Wiedergutmachungspraxis mit Blick auf die KZ-Überlebenden hart ins Gericht ging, denn alle Überlebenden der Lager hätten die Freiheit im Zustand einer psychischen Dauerschädigung wiedererlangt. Dafür hat William Niederland ebenfalls in den 1960er Jahren den Begriff des „Überlebenden-Syndroms“ geprägt und von Seelenmord gesprochen. Die frühere Lebenslinie dieser Menschen sei durch die Verfolgung abgeschnitten worden, mit nicht zu heilenden Folgen für ihr weiteres Leben. All das, was wir heute als „posttraumatisches Stresssyndrom“ bezeichnen, ist erst 1984 in die amerikanische und 1991 in die internationale psychiatrische Nomenklatur eingegangen. Diese Einsicht wurde jetzt auch auf diejenigen bezogen, die als Kinder und Jugendliche die Shoah überlebt hatten. Doch zunächst blieben sie weiter am Rande der Wahrnehmung. Mit dem Buch von Helen Epstein über *Die Kinder des Holocaust* aus dem Jahre 1979 und einer „Ersten Internationalen Konferenz der Kinder von Überlebenden des Holocaust“ in New York im November 1979 gerieten zunächst die an die zweite Generation weitergegebenen Traumatisierungen in den Blick. Die unmittelbaren Traumatisierungen derer, die als Kinder und Jugendliche die Shoah durchlitten hatten, wurden dabei nur am Rande sichtbar. Eine Gruppe von ihnen war es jedoch, die in diesem Zusammenhang zuerst wahrgenommen wurde, nämlich die „versteckten Kinder“, von denen 1.600 erstmals 1991 in New York zu einer internationalen Konferenz zusammen kamen. Für die meisten von ihnen – und dazu gehörte auch meine verstorbene Frau Lilith Schlesinger-Baader – war es das erste Mal nach Jahrzehnten des Schweigens, dass sie sich mit ihren Erfahrungen während der Shoah auseinandersetzen konnten. Doch auf dieser Konferenz wurde auch klar, dass diese versteckten Kinder nur ein Teil der Kinder der Shoah waren. Es handelte sich bei den überlebenden Kindern der Shoah – wie schon dargelegt – vielmehr um eine inhomogene Gruppe, die nur ihre rassistische Verfolgung einte. Es war Judith S. Kestenberg, die die Öffnung solcher Konferenzen für den Gesamtpersonenkreis der *child survivors* anmahnte. Denn für *child survivors*, so der kanadische Psychiater Robert Krell auf einer der Folgekonferenzen, die nun fast 60 Jahre oder älter seien, sei es ein andauerndes Geheimnis, warum wir unter Erinnerungen litten, die in die ganz frühe Kindheit zurückführten. Wie sei es möglich, so fragten sich die *child survivors*, dass sie, die während ihres Lebens Familien großgezogen, berufliche

oder geschäftliche Erfolge gehabt und zum Wohlergehen von Gemeinden und Israel beigetragen hätten, nun unter dem litten, was damals passiert sei? Krell und auch Judith S. Kestenbergl, die bereits für die erste Konferenz in New York federführend gewesen war, forderte schon zu dieser Gelegenheit die TeilnehmerInnen auf, vergleichbare Vereinigungen als Selbsthilfegruppen in ihren Heimatorten zu gründen, und zwar mit einem zweifachen Ziel. Sie sollten einerseits in einer immer noch feindlichen Umgebung den Freiraum zur Artikulierung der eigenen Erinnerung schaffen und andererseits Zentren der psycho-sozialen Betreuung sowie der gesellschaftlichen Begegnung werden. Dass bei der Inhomogenität der Gruppe, die jedoch die eigene Verfolgung in der Shoah einte, nur das Kriterium des Alters und der Tatsache der Verfolgung maßgebend sein konnte, versteht sich von selbst. In Berlin waren es gleich zwei solcher Gruppen, die 1992 ins Leben gerufen wurden. Einer davon, „Yaldei ha-Shoah“, gehörten meine verstorbene Frau und ich an, solange sie existierte. Die andere trifft sich noch immer regelmäßig.

Solche regionalen Gruppen waren jedoch nur in größeren Städten – wie Berlin, Frankfurt oder München – überhaupt denkbar. Somit war ein landesweiter Zusammenschluss eine dringende Notwendigkeit. Unser Verein erfüllt diese Aufgabe seit seiner Gründung. Die Initiative dazu ging von Cilly Peiser aus, unserer kürzlich verstorbenen langjährigen Vorsitzenden und zuletzt Ehrevorsitzenden, zudem Trägerin des Bundesverdienstkreuzes. Sie war es auch, die die Verbindung mit der *European Association of Jewish Child Survivors* und der *World Federation of Jewish Child Survivors* aufgenommen hat; sie hat niemals eine ihrer Konferenzen ausgelassen, und dort lernte meine Frau und ich sie kennen. Es ist vor allem Cilly Peiser zu verdanken, dass unsere Organisation auch Mitglied beider Dachverbände werden konnte. Cilly Peiser war selbst ein verstecktes Kind. Sie flüchtete 1938 im Alter von 13 Jahren zusammen mit ihrer Schwester mit einem Kindertransport in die Niederlande. Sie konnte sich dort auf Bauernhöfen verstecken, während ihre Mutter und ihr Bruder ermordet wurden. 1945 ging sie noch nach Palästina, pflegte im Unabhängigkeitskrieg verwundete Soldaten, gründete einen Kindergarten und ein Heim für schwererziehbare Jugendliche. 1957 kehrte sie nach Deutschland zurück, wurde zur Sonderpädagogin ausgebildet und arbeitete bis zu ihrem Tod mit legasthenischen Kindern sowie mit Kindern mit Lese- und Rechtschreibschwäche.

Unser Verein trifft sich seit 2001 zweimal jährlich im Heim der Zentralen Wohlfahrtsstelle in Bad Sobernheim. Im Mittelpunkt unserer Treffen steht neben dem gesellschaftlichen Teil die Arbeit mit unseren drei Therapeuten – Karin Gaessler, Kurt Grünberg und Isidor Kaminer.

Zweck unseres Vereins ist darüber hinaus – und so heißt es in der Satzung – die Förderung

- *des Kontakts der Mitglieder untereinander*
- *der Hilfe zur Selbsthilfe und gegenseitigen Unterstützung*
- *der Pflege jüdischer Kultur und jüdischen Lebens*
- *des gemeinsamen Begehens jüdischer Feiertage*
- *der Solidarität mit anderen Opfern, die als Kinder den NS-Terror und Verfolgungen überlebt haben*
- *der Kontakte zu den child survivors und ihren Vereinigungen in Europa und in aller Welt*
- *des Anlegens eines Archivs, in dem autobiografische und familiengeschichtliche Arbeiten unserer Mitglieder gesammelt werden*
- *der Zeitzeugenschaft für die politische Bildung der heranwachsenden Generationen*
- *des Verständnisses zwischen Menschen in Israel und Deutschland*

Letzteres soll in einer Solidaritätsreise nach Israel noch in diesem Jahre vertieft werden. Die Finanzierung ist bei der finanziellen Situation der Mehrzahl unserer Mitglieder allerdings ungesichert.

Zeitzeugenschaft ist gesamtgesellschaftlich eine der wichtigsten Aufgaben für Mitglieder unseres Vereins. Viele von uns gehen in Schulen und in Institutionen der politischen Bildung. Cilly Peiser, Eva Szepesy, Andree Leussink, Horst Selbiger, Alfred Lieball, Chaim Grosser und meine verstorbene Frau – um nur wenige zu nennen – haben es immer getan; ich selbst war am letzten 9. November als Zeitzeuge in der Jüdischen Oberschule in Berlin. Denn wir waren nicht nur eine fast vergessene Generation, wir gehören auch fast zu den letzten noch lebenden Zeitzeugen.

Doch unser gesellschaftliches und politisches Engagement geht über diese Aktivitäten hinaus. Wir wirken an Ausstellungen und an deren Rahmenprogramm mit, wie es Horst Selbiger jüngst bei einer Ausstellung des Studienzentrums Rothenburg an der Fulda zum Thema „Legalisierter Raub“ getan hat. Die Ausstellung selbst bereicherte er durch die Bereitstellung von Material aus der Geschichte der eigenen Familie. Am Setzen von Stolpersteinen sind Mitglieder unseres Vereins maßgeblich beteiligt. Der Verein war auch seit 2008 an den Initiativen gegenüber der Deutschen Bahn hinsichtlich des „Zuges der Erinnerung“ beteiligt. Auf der letzten Protestdemonstration, bei der es darum ging, dass die Opfer noch für die der Bahn durch diesen Zug entstandenen Kosten aufkommen sollten, sprach in Nürnberg unser Mitglied Andrée Leussink.

Die Solidarität mit anderen Opfern, die als Kinder den NS-Terror und Verfolgungen überlebt haben, haben wir stets sehr ernst genommen. So nahm an einer unserer letzten Tagungen Herr Dr. Alexej Heistver als Präsident von „Deutschlands Bundesassoziation der Holocaustüberlebenden – Immigranten aus den postsowjetischen Staaten e. V.“ teil. Deren Forderung auf volle Entschädigung haben wir voll unterstützt.

Was das Anlegen eines Archivs betrifft, so sind wir auch noch in den Anfängen. Gedruckt liegen nur die Erinnerungen von Cilly Peiser und von Wolfgang Eckstein vor, die von Eva Szepesy sind im Druck. Die Erinnerungen von Alfred Lieball gibt es im Privatdruck. Von Lilith Schlesinger-Baader gibt es einen Beitrag im dem von Viola Roggenkamp herausgegebenen Sammelband „Tu mir eine Liebe. Meine Mamme“, Videos im Visual Archive der Spielberg Collection und in der Fortunoff Collection an der Yale University sowie ein nachgelassenes Manuskript. Thomas Kaemmel hat eine Biographie seines Vaters Arthur Schoenflies verfasst.

Was gut funktioniert, sind die Regionalgruppen. Die Berliner Gruppe trifft sich unter der Obhut von Chaim Grosser einmal im Monat im dortigen Gemeindehaus und erfüllt somit die Aufgabe, die für uns immer mehr die wichtigste zwischen den großen Treffen des Gesamtvereins geworden ist, nämlich den Kontakt untereinander aufrechtzuerhalten und uns gegenseitig zu unterstützen. Leider werden wir immer weniger, sei es durch den Tod oder durch die Tatsache, dass Freunde immer weniger reisefähig werden. Wir versuchen sie regelmäßig zu besuchen. Wenn das nicht möglich ist, halten wir zumindest mit Hilfe des Internets den Kontakt zu ihnen aufrecht, um ihnen weiter ein Gefühl der Zugehörigkeit zu geben.

Trotz allem: Wir sind ein Verein, der immer kleiner wird. Denn unsere ältesten Mitglieder sind über 80 Jahre alt, unsere jüngsten fast siebzig. Denn es hat sich als kontraproduktiv erwiesen, wenn – auch international – der Versuch gemacht wurde, die zweite Generation durch die erste zu organisieren. Nicht dass die Traumata, die wir an sie weitergegeben haben, geringer als die unseren sind, es sind jedoch andere.

Sieben Jahre haben wir aus eigener Kraft und fast nur mit eigenen Mitteln unsere Arbeit durchgeführt. Da die finanzielle Situation vieler unserer Mitglieder immer beengter geworden ist, waren und sind wir für die Durchführung unserer Arbeit heute mehr denn je auf Sponsoren angewiesen. Wir hoffen, dass uns trotz der schwierigen ökonomischen Gesamtsituation die bisherigen Sponsoren, zu denen noch auf der letzten Tagung neben der Claims Conference und der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main auch die Zentrale Wohlfahrtsstelle gehörte, uns weiter gewogen bleiben. So hoffen wir auch, dass die Zentrale Wohlfahrtsstelle ihren Beschluss, unsere nächste Tagung nicht mehr mitzufinanzieren, noch einmal überdenkt.

Verletzte Helfer



Ich möchte meinem Vortrag zu Beginn kurz eine Bemerkung darüber voranstellen, wie es zu der Studie gekommen ist, deren Ergebnisse ich in dem Buch *Verletzte Helfer. Umgang mit dem Trauma: Risiken und Möglichkeiten sich zu schützen* (2009) veröffentlicht habe. Ich habe selbst fast zwanzig Jahre lang in

Einrichtungen für traumatisierte Flüchtlinge gearbeitet und in einem internationalen Netzwerk Einblicke in Institutionen auf der ganzen Welt gewonnen, die sich mit dem Thema Trauma befassen. Dabei handelt es sich um Behandlungseinrichtungen, die psychotherapeutisch, sozialarbeiterisch und ärztlich arbeiten. Mir ist zudem während meiner Tätigkeit in meiner eigenen Organisation aufgefallen, dass es innerhalb dieser Teams doch sehr viele Spannungen und Konflikte gibt, sehr viel Stress, sehr viel Burnout – Menschen, die die Arbeit nach einiger Zeit wieder aufgeben, weil sie diese Spannung einfach nicht aushalten.

Ich habe dann im Rahmen eines Forschungsprojekts, das von der Hamburger Reemtsma-Stiftung finanziert wurde, versucht, dieser Erscheinung auf den Grund zu gehen. Weil ich in verschiedenen Einrichtungen immer wieder auf ähnliche Phänomene gestoßen bin, habe ich eine Untersuchung in 13 verschiedenen Institutionen weltweit durchgeführt und dabei 72 Helfer ausführlich interviewt. Es waren Psychologen, Sozialarbeiter, Ärzte, Dokumentare, Menschen, die nur in der Öffentlichkeitsarbeit tätig waren, sich jedoch auch mit diesen Themen auseinandergesetzt haben. Auch Supervisoren, die solche Einrichtungen betreuen, waren Gegenstand meiner Untersuchung. In diesem Zusammenhang habe ich Muster herausgefiltert, die erklären, was in diesen Einrichtungen eigentlich genau passiert und welche Dynamik innerhalb dieser Teams herrscht. Das will ich Ihnen heute vorstellen.

Was die Methoden betrifft, die wir bei dieser Studie angewandt haben, kann ich jetzt nicht in die Tiefe gehen. Ich habe herausgefunden, dass sich gemeinnützige Einrichtungen im karitativen Bereich, um die es sich ja hier handelt, durch etwas Typisches auszeichnen. Sie sind meist von charismatischen Persönlichkeiten mit einer Vi-

sion gegründet worden, und in den Aufbaujahren, also in der Pionierphase, überwiegt der Idealismus, man ist erfüllt von einer Mission, alle ziehen an einem Strang, es herrscht ein familiär-kameradschaftliches Klima. Das kollektive ‚Du‘ suggeriert Nähe und Vertrautheit, es herrschen vorwiegend informelle Arbeitsbeziehungen, alles wird im Team diskutiert und entschieden, es muss permanente Beziehungsarbeit geleistet werden. Damit hängt ein eher improvisierter ad-hoc Arbeitsstil zusammen, es geht locker zu, und Konflikte werden familiär-kompromisshaft geglättet. Diese Struktur herrscht in der Aufbauzeit vor, die ich auch als „Honeymoon“ bezeichne, weil sie so etwas von einer Hochzeitsreise hat. Alle sind happy, alle sind unheimlich erfüllt, voller Energie und Elan. Diese Struktur kann wunderbar funktionieren, solange die Hochzeitsreise dauert, aber leider ist sie ja irgendwann zuende, und dann tritt der Alltag ein.

Was ich hier beschrieben habe, sind die typischen Strukturmerkmale von non-Profit Organisationen, wie sie von der Soziologin Ruth Simsa herausgearbeitet worden sind, unter anderem in ihrem Buch *Gesellschaftliche Funktionen und Einflußformen von Nonprofit-Organisationen. Eine systemtheoretische Analyse* (2001). Das Besondere an non-Profit Organisationen besteht darin, dass sie immer mit etwas zu tun haben (etwa mit Unrecht, Leid und Missständen in der Welt), was grenzenlos und praktisch nie ganz zu bewältigen ist. Die Ziele werden daher auch nie ganz erreicht, und deshalb übersteigt die Arbeitslast der Mitarbeiter immer die personellen und finanziellen Ressourcen. Das heißt, man wird nie fertig, man hat immer das Gefühl, nicht genug getan zu haben. Das ist ein enorm hoher moralischer Anspruch. Manche meiner Interviewpartner haben das unter dem Stichwort „Wir leiden alle an einem Märtyrerkomplex“ zusammengefasst. Es herrscht also ein hoher Grad an Selbstaufopferung, bis zum „Workaholismus“ – bis zur Arbeitssucht. Das kann so starke Formen annehmen, dass Leute bis spät in die Nacht hinein oder an Wochenenden arbeiten, dass sie zum Teil ihren Jahresurlaub gar nicht voll nehmen, einfach weil der moralische Druck so hoch ist. Man will den Menschen helfen, denen es so schrecklich ergangen ist, man will Gutes tun und wird doch nie damit fertig, und deswegen überfordert man sich selbst permanent. Das wird in den Zitaten meiner Interview-

partner deutlich, etwa wenn einer sagt „Ich trage die Welt auf meinen Schultern“ – so wie die Atlas-Allegorie aus der griechischen Mythologie. Oder ein Anderer sagt: „Ich wurde zu einer Mutter Theresa.“ In vielen Interviews habe ich dieses „Mutter-Theresa- Gefühl“ entdeckt, und die folgenden Zitate aus einigen Gesprächen ließen sich unter der Überschrift „Narzisstische Größen- und Retterfantasien“ zusammenfassen: „Wir sind hier etwas Besonderes. Niemand macht so eine Aufgabe wie wir.“ „Wir waren überdurchschnittlich narzisstisch, irgendwie beschädigt.“ Das sind alles Helfer, die hier sprechen: „Wir sind so eine Art Elite der Gutmenschen. Da kam so viel Wertschätzung von der Öffentlichkeit rüber: Das ist toll, was ihr da macht. Ich habe das Gefühl gehabt, dass ich ein Erleuchteter bin, so ein Gefühl von Stolz.“ Oder ein Kollege sagt etwas über einen anderen: „Vielleicht fand er, dass er etwas Fantastisches werden konnte, wie Mutter Theresa, ein guter Samariter, der Retter der Welt.“ Auf Grund des enormen Leides und massiven Unrechts, mit dem man konfrontiert ist, findet man in diesen Einrichtungen vielfach eine starke Identifizierung mit den betreuten Patienten und Klienten. Hier einige Zitate zu diesem Thema: „Ich muss die Spannung aushalten, die durch diese extreme Position von Opfer und Täter entsteht. Es gibt einen starken Identifikationsdruck mit den Opfern. Ich kann dem gar nicht entgehen.“ Oder: „Wir waren alle eigentlich recht überidentifiziert. Wir haben die Klienten rückblickend in Watte gepackt.“ Oder ein anderes Zitat: „In der ersten Zeit waren wir eindeutig auf der Seite der Opfer. Die Opfer sind gut und die Täter sind schlecht. Heute würde ich sagen, auch die Opfer haben ihre Macht.“

Ich sehe einige Kolleginnen nicken. Das freut mich. Ich bin immer wieder überrascht, wenn ich auf Tagungen oder in der Begegnung mit anderen Teams, denen ich das vortrage, feststelle, dass es in vielen Einrichtungen ähnliche Phänomene gibt. Vielleicht hilft diese Analyse Ihnen etwas mehr zum Verständnis dessen, was bei Ihnen vorgeht und wie man vielleicht die Situation verbessern kann.

Es gibt ein weiteres typisches Phänomen, das alle verbindet, die im humanitären Bereich arbeiten – nämlich eine gemeinsame Ablehnung jeglicher hierarchischer, missbräuchlicher Macht. Das ist sehr verständlich. Man hat es ja in Diktaturen und bei den Tätern von Menschenrechtsverletzungen mit Menschen zu tun, die ihre hierarchische Stellung und ihre Macht missbrauchen und die in diesem Zusammenhang furchtbare Dinge tun. Dieses Wissen eint die Menschen, die in solchen Organisationen arbeiten, so dass sie sich überhaupt gegen jegliche Formen von Hierarchie und Macht wenden. Ich zitiere: „Der Kampf gegen

Hierarchie ist das Motiv für die Mitarbeit in humanitären Organisationen.“ Oder: „Wir haben uns ein Team von geplagten, sehr wohlmeinenden und auch kompetenten Menschen zusammengebaut, denen es aber in diesem Machtapparaten ein Stück weit übel ergangen ist. Wir sind so ein bisschen die Outlaws in diesem Gebiet, die aber durchaus das Herz auf dem rechten Fleck haben.“ Eine weitere Stimme: „Das Hauptanliegen war, nichts mehr zu erleben, was uns kontrolliert, sondern alles selbst in der Hand zu haben. Wir sind so etwas wie die Wachsamten in der Gesellschaft, wir müssen alternativ und anders sein.“ Ich komme nun noch einmal auf die soziologischen Studien von Ruth Simsa und anderen über non-Profit Organisationen zurück, die meine Ergebnisse zum Teil untermauern oder auch von einer anderen Perspektive her beleuchten. Diese Studien diagnostizieren bei Mitarbeitern solcher Organisationen eine Haltung, der zufolge alles, was mit Organisation und Management zu tun hat, „die böse Welt da oben“ ist. Das ist gleich Bürokratie und Entfremdung. Außerdem wird, wie schon gesagt, Hierarchie mit Unterdrückung und Tyrannei gleichgesetzt. Jegliche Form von Leitung in einer Einrichtung erscheint als Tyrannei, und Regeln bedeuten dann Zwang und Verlust an Autonomie sowie eine Einschränkung der Freiheit. Auch Regeln werden also als etwas Unterdrückendes erfahren. Auf diese Weise entsteht so etwas wie ein Gegensatz zwischen „kaltem Management“ und dem heißen Herzen des Engagements für das Gute. Deshalb gibt es auch häufig Widerstand gegen die Forderung von Qualitätsnachweisen seitens der Förderer oder Aufsichtsbehörden. Da tun sich viele Organisationen sehr schwer und geben zu verstehen, dass letztere sowieso nichts davon verstehen: „Wir machen hier eine gute Sache. Das geht keinen etwas an – sie sollen aufhören, uns in die Karten schauen zu wollen.“ Lassen Sie mich ein Bild benutzen, das in den Interviews mit den Mitarbeitern einer Einrichtung begegnete, die nach einer schweren, konflikthaften Phase die Hilfe eines Team-Supervisors, eines Organisationsberaters, gesucht hat. Mehrere im Team beschrieben die Situation ihrer Einrichtung mit einem Schiff ohne Steuermann auf stürmischer See. Wieso haben sie das so beschrieben? Ich möchte Ihnen jetzt weitere Ergebnisse meiner Studie vorstellen, die das besser verständlich machen.

Ich muss vorweg sagen, dass ich in der Veröffentlichung meiner Ergebnisse allen Interviewpartnern in der Zitierweise die männliche Form gegeben habe, um ihre Identität zu schützen. Dabei waren mehr als die Hälfte meiner Interviewpartner Frauen. Im folgenden Fall handelt es sich um einen Helfer, der eine Leitungsfunktion inne hatte. Er be-

schrieb in dem ausführlichen Interview die Konfliktkultur in seiner Organisation als für ihn als Leiter überaus belastend. Am schwierigsten war vor allem das Ungewisse und Unberechenbare. Es gab ständig irgendwelche Spaltungen im Team, Grabenkämpfe gegeneinander, und er musste stets unter den Bedingungen unberechenbarer Konflikte arbeiten. Er sagte: „Ich wusste, wenn ich morgens zum Dienst kam, nicht, woher heute der nächste Hieb kommen würde. Von welcher Seite bekomme ich wieder eine rein?“ Er erlebte das als äußerst belastend und sah es als eine Parallele zum Erleben seiner Klienten. Das aber war für mich ein Schlüssel, weil es mich auf eine andere Fährte geführt hat, die ich gleich noch ausführen werde. Ich zitiere hier diesen Interviewpartner:

„Die Klienten beschreiben, was im Verhörraum passiert“ (er meinte Menschen, die im Gefängnis waren und dort misshandelt wurden), „vor allem aber die Zeit dazwischen, das Gefühl, nicht zu wissen, wann kommt er, der Peiniger, der Wächter, wann kommt er wieder, wie wird er anfangen, in welchem Raum wird es sein, werde ich mich schützen können, werde ich mich nicht schützen können? Die Zeit dazwischen ist das Schlimmste. Dieses Warten, diese Ungewissheit.“

Das hat mich auf die Spur der Erkenntnis gebracht, dass offensichtlich in diesen Teams, in diesen Einrichtungen, etwas stattfindet, das man als Reinszenierung der traumatischen Situation in der Gefängniszelle deuten kann, die die Klienten während der Haft oder während der Verfolgung erlitten haben. In diesem Interview habe ich einige Elemente gefunden, die mich alle auf diese Fährte geführt haben. Das gilt insbesondere für solche Einrichtungen, in denen ein sehr hoher Stress- und Konfliktpegel herrscht. Hinweise auf solche Erscheinungen habe ich in mehreren Interviews immer wieder gefunden, etwa die Furcht vor der Gegenwart von Spitzeln und Geheimdiensten, wechselseitige Verdächtigungen, mit einem repressiven Regime unter einer Decke zu stecken, oder das Phänomen, dass die Helfer sich von anderen Helfern verfolgt fühlen, dass man überall Feinde wittert, dass man in Kollegen Gegner sieht, die einem irgendwie ans Leder wollen. Charakteristisch sind auch die starken Spaltungstendenzen und die Tatsache, dass das Gegenüber in Konflikten oder Debatten sehr schnell in die Täterrolle gesteckt wird, oder aber, dass man den Anderen zum Opfer macht, dass man überhaupt den Anderen ständig in diesen Täter- und Opferkategorien sieht und dass sehr viel Misstrauen, Angst und Aggressionen herrschen. Dazu kommt ein gewisses Besessen- und Fasziniert-Sein von Gewalt-Themen. Das zeigt sich darin,

dass in vielen Einrichtungen, auch in der Öffentlichkeitsarbeit, zum Beispiel – zum Teil sehr grausame – Szenen aus dem Leben ihrer Klienten gezeigt werden, etwa Szenen aus dem Gefängnis. Häufig werden im Übermaß schockierende Zeichnungen oder Fotografien in der Öffentlichkeitsarbeit verwendet, obwohl dies im Grunde kontraproduktiv ist und Helfer oder Sympathisanten der Einrichtung eher abschreckt, ja sogar einen gewissen Voyeurismus fördert. Und schließlich gibt es das Phänomen, dass man sich oft ausgeliefert fühlt, als ob man sich in den Händen des Täters befinde, so wie es das oben angeführte Zitat eines Interviewpartners widerspiegelt.

Im Folgenden sollen noch einige Interviewzitate angeführt werden, die diese Phänomene der Reinszenierung noch einmal vertiefen und veranschaulichen.

a) Zur Wahrnehmung in Täter- / Opferkategorien:

„Wenn jemand irgendwas kritisiert hat, dann hieß es: ‚Jetzt verhältst du dich wie ein Täter.‘ Ganz schnell gab es bei dieser Auseinandersetzung die Ebene der Frage, wer hier Täter und wer hier Opfer sei!“

„Man wird von beiden Seiten beeinflusst. Sowohl in der Rolle des Täters als auch in der des Opfers. Man verinnerlicht es, wenn man keine rekreative Sphäre innerhalb und außerhalb hat.“

b) Zum Phänomen der Vermutung von Feindschaft:

„Er hat eine pathologische Fähigkeit, Feinde zu sehen und auf andere Leute zu projizieren. Das ist nach Außen nützlich, denn damit kann er ein Auditorium in den Bann ziehen – dieses ‚Seht her, da sind sie die Täter!‘ Aber intern ist das gefährlich. Das könnte ein Teil der Erklärung für das giftige Klima sein, das wir hier haben“ (hier redet ein Kollege über einen anderen).

c) Zum Phänomen der Abspaltungstendenzen:

„Ich denke, dass die Hälfte der Kollegen gut abspalten kann [...], und ich halte Abspaltung für etwas Pathologisches. Ich finde es schwierig für Klienten, wenn sie einen Therapeuten vor sich haben, der abspaltet und nicht weiß, was er da abspaltet. Immer dieses ‚Es muss besser werden und wir müssen jetzt helfen‘, aber nicht wirklich mittragen können, was da los ist.“

Und jetzt komme ich zum Strukturproblem. Ich habe herausgefunden, dass diese Phänomene der Reinszenierung des Traumas sowie der hohe Stress- und Konfliktpegel etwas mit der Struktur der Einrichtung zu tun haben. Hier

als Beispiel: Bei den insgesamt 13 Einrichtungen, die ich untersucht habe, habe ich nicht nur die Helfer befragt, ich habe mich in diese Teams hineingesetzt, an Teamsitzungen teilgenommen, die Dynamik beobachtet, externe Organisationsanalysen von Geldgebern, von Förderern und von Qualitätsnachprüfern gelesen, die mir diese Organisation dankenswerterweise zur Verfügung gestellt haben, und ich habe herausgefunden, dass es meistens eine ganz starke Differenz gibt zwischen der offiziellen Struktur, die nach außen hin vermittelt wird, und einer informellen Struktur, die die wirklichen Verhältnisse, das heißt die tatsächlichen Allianzen, Freundschaften, Feindschaften oder Abhängigkeiten widerspiegelt.

Ich habe das Beispiel einer Einrichtung zur Behandlung von Traumatisierten vor Augen, einen gemeinnützigen Verein, wie das bei vielen non-Profit Organisationen der Fall ist, mit einem Vorstand als Aufsichtsorgan, einem Leiter und vier Helferteams, für die er verantwortlich ist. Der Vorstand ernennt den Leiter, und Vorstand und Leiter sind wiederum dem Trägerverein als oberstem Rechtsorgan der Organisation rechenschaftspflichtig. Das ist die formale Organisationsstruktur, so wie es in den Jahresberichten und Rechenschaftsberichten an die Förderer steht. Eine Organisationsanalyse auf Grundlage der Interviews ergibt dagegen ein ganz anderes Bild: Alle Angestellten, also alle Helfer, die in diesen Teams arbeiten, sind auch Mitglieder des Trägervereins – das heißt, alle Mitarbeiter sind in einer Person zugleich Arbeitnehmer und ihr eigener Arbeitgeber. Das führt notwendigerweise zu einer Rollenkonfusion, etwa dann, wenn der Leiter eine Entscheidung in Gehaltsfragen fällt, die irgendeinem nicht passt, oder aber, wenn der Leiter zum Beispiel entscheidet, dass die Fallkonferenz jede Woche Mittwochs eine Stunde lang sein soll: Wenn jemand aus dem Helferteam dies ablehnt, kann er eine außerordentliche Mitgliederversammlung einberufen und per Mehrheitsbeschluss die Entscheidung des Leiters aushebeln. Das schafft ein erhebliches Durcheinander. Es gibt eigentlich niemanden, der richtig verantwortlich ist – es herrscht gleichsam die Extremform einer Basisdemokratie, in der alle mitreden. Das ist zwar einer Einrichtung möglich, in der vielleicht sechs oder acht Leute arbeiten, nicht aber in einer größeren Einrichtung, die Arbeitsteilung, Absprachen oder Koordination erfordert. Die Folge sind dann Unsicherheit und Auseinandersetzungen, da der Leiter selbst und auch der Vorstand relativ machtlos sind, also beide eigentlich keine Vollmachten etwa in Personalfragen haben. Innerhalb der Helferteams treten dann informelle Leiter in den Vordergrund – etwas, was immer dann geschieht, wenn die Leitungsfrage nicht richtig geklärt ist. Das sind

Menschen, die besonders gut und laut reden können, die besonders massiv und imponierend auftreten, vielleicht auch Ältere, die erfahren und Jüngeren gegenüber eher dominant sind. Diese informellen Leiter bekämpfen sich dann nicht selten auch gegenseitig. Genau das schafft dann auch dieses Durcheinander, die Unsicherheit, von welcher der vorhin zitierte Interviewpartner geredet hat.

Ich habe sodann einen Vergleich angestellt zwischen Einrichtungen, die einen besonders hohen Stress- und Konfliktpegel aufweisen, und solchen, bei denen letzterer niedrig ist, bei denen es also einigermaßen gut funktioniert. In Einrichtungen, in denen ein niedriger Stress- und Konfliktpegel herrscht, gibt es vielfach eine professionelle Leitung, im Gegensatz zu solchen mit hohem Stress- und Konfliktpegel, die oft keine richtige autorisierte oder nur eine schwache Leitung besitzen, in denen so etwas wie Basisdemokratie herrscht und keiner wirklich Verantwortung übernimmt. In Einrichtungen mit niedrigem Stress- und Konfliktpegel gibt es eine klare Delegation von Aufgaben und Verantwortlichkeiten sowie eine klare Definition von Rollen und Kompetenzen: Die Psychotherapeuten machen Psychotherapie, die Sozialarbeiter kümmern sich um die Sozialarbeit, die Sekretärinnen machen die Schreibarbeit und bedienen das Telefon. In Einrichtungen mit hohem Stress- und Konfliktpegel dagegen läuft alles durcheinander und ist nicht klar voneinander abgegrenzt. Es gibt dort zudem sehr schwerfällige, lange und intransparente Entscheidungsprozesse, und es kommt immer wieder zu Grenzüberschreitungen. Die Mitarbeitenden machen zu viele Überstunden, dehnen die Therapiestunden endlos aus, gehen mit den Patienten nach Hause oder erledigen irgendwelche Dienste für die Klienten oder Patienten, die im professionellen Sinne gar nicht dazu gehören. Es kommt hier auch zu einer gewissen Überversorgung oder Bemutterung der Patienten, weil die Mitarbeitenden sich mit den Patienten überidentifizieren und in deren Geschichte verstricken lassen.

In einer Einrichtung mit niedrigem Stress- und Konfliktpegel achtet die Leitung auf die Einhaltung professioneller Grenzen, und es herrscht eine Balance zwischen Empathie und professioneller Distanz, die ja in dieser Arbeit unbedingt erforderlich ist. Es gilt zudem hervorzuheben, dass in den Einrichtungen mit hohem Stress- und Konfliktpegel sehr häufig die Reinszenierung des Traumas stattfindet, ohne dass ein geschützter Raum für die Bearbeitung vorhanden wäre. In Einrichtungen mit niedrigem Stress- und Konfliktpegel gibt es dagegen immer einen geschützten Raum für die Bearbeitung der destruktiven Dynamik, die

naturgemäß mit dieser Arbeit einhergeht. Dazu dienen etwa klinische Supervision, regelmäßige Fallkonferenzen und auch ein gewisser Ausgleich. Wichtig ist auch, dass man das Privatleben vom Beruf abgrenzt, dass man seine Hobbys und Freundschaften pflegt, dass man sich Kultur und Entspannung gönnt und dass die Arbeit nicht immer mehr in das Private hinüberwächst.

Lassen Sie mich noch kurz veranschaulichen, warum ich glaube, dass Struktur so wichtig für solche Einrichtungen ist, in denen ja auch Sie alle arbeiten. Ein Erlebnis gestern zeigt das sehr deutlich. Meine Kollegin Nora Balke und ich haben hier gestern einen Workshop veranstaltet. 26 Kolleginnen waren zugegen, und wir wollten eine Fallsupervision demonstrieren. Einige Teilnehmerinnen haben bei dieser Gruppenfallsupervision mitgemacht, und eine Kollegin war bereit, einen schwierigen Fall aus ihrer Praxis vorzustellen. Nora Balke hat die Supervision übernommen und wir saßen in einem großen Raum zusammen, doch irgendwie stimmten dort die Rahmenbedingungen überhaupt nicht. Es war unten im Restaurant, und da war nebenan noch der Küchenbetrieb im Gange. Durch die dünnen Schiebetüren hörte man laute Geräusche der Köche und das Klappern der Töpfe und Teller, und ständig ging die Tür auf und irgendein Koch schritt durch den Raum. Schließlich setzte sich auch noch einer an das Ende des Raumes und fing an zu essen, während wir dort unsere Supervisionssitzung hatten. Man konnte sich wirklich beim besten Willen nicht konzentrieren. Eine Supervision ist aber etwas sehr Intimes, eine Situation, in der ein Helfer einen schwierigen Fall aus seiner Praxis vorstellt, der auch seine persönlichen Verletzungen, Schwächen und Empfindsamkeiten berührt. Deswegen muss eine solche Supervision in einem absolut geschützten und stabilen Ambiente stattfinden. Wenn es aber zu Störungen kommt, ist man permanent abgelenkt, und es findet auch eine Verletzung der Intimität statt. Man gibt ja dort etwas Persönliches von sich gegenüber dem Supervisor und den anderen preis. Die Störung ist somit auch ein Bruch dieser Schweigepflicht. Es darf ja nicht nach außen getragen werden – und dann setzt sich ein Koch daneben und isst! Das geht einfach nicht. Ich habe an mir selbst gemerkt, dass man in so einer Situation unter Stress gerät. Einige in der Gruppe wurden missmutig und begannen Nebengespräche zu führen. Ich merkte, wie mein Adrenalinpiegel permanent stieg, und irgendwann bin ich auf diesen Koch, der wieder aus der Tür kam, losgeschossen und habe ihn beschimpft. Ich war sicherlich nicht sehr höflich, aber ich war wirklich vollkommen gereizt, und das ist eine ganz schlechte Atmosphäre. Ändern könnte man das, indem man dafür sorgt, dass der Rahmen

stimmt. Hätte vorher eine Absprache zwischen Tagungsleitung und Küche stattgefunden, mit der Bitte um Ruhe für die Zeit des Workshops, dann wäre alles wunderbar gewesen. Das, was ich hier zu demonstrieren versucht habe, lässt sich gut übertragen. In einem Traumazentrum muss eine geschützte Atmosphäre herrschen. Das ist ein Intimraum, in dem Menschen ihr Innerstes preisgeben – nicht nur die Klienten, sondern auch die Helfer. Man muss sich so ein Traumazentrum wie einen einzigen großen Therapieraum vorstellen. Er muss abgeschirmt sein, eine gewisse Intimität gewährleisten, und das gilt auch für eine Konferenz, die von Traumata handelt. Da muss irgendwie der Rahmen stimmen, und wenn es permanent zu Störungen von außen kommt, dann kann das auch zu einer Verletzung der Helfer führen. So habe ich das jedenfalls ein Stück weit erlebt. Es war nicht dramatisch, aber es veranschaulicht, was ich sagen will.

Ich will jetzt langsam zum Ende kommen und zum Abschluss kurz ein wenig über Selbstfürsorge erzählen. Die Arbeit mit Traumatisierten kann ja manchmal belastend sein. Klienten sind nicht immer nur nette Menschen, sie können auch sehr nervend sein, manchmal sehr fordernd oder übergriffig. Es kommt daher auch bisweilen zu Gefühlen der Aggression gegenüber den Patienten. Das ist etwas ganz Normales – dass man die Nase voll hat oder man nicht mehr kann. Dann ist es wichtig, dass man solche Gefühle zulässt und nicht unterdrückt, dass man darüber mit einem Kollegen sprechen und sich entlasten kann, dass man in einer Supervision sagen kann: „Ich kann meinen Klienten nicht mehr ausstehen. Jedes Mal vor dem Termin bekomme ich Schweißausbrüche und Herzklopfen.“ Darüber muss man reden können. Nur dann kann man der Sache auf den Grund gehen: Warum nervt mich dieser Klient so? Wenn man es einfach hinunterschluckt, nagt es an einem, und dann kommt es irgendwo anders raus, etwa indem man einen Streit mit einem Kollegen beginnt oder den Klienten dann auch zurückweist. Es ist wichtig, darüber zu reflektieren. Man braucht einen Raum mit Kollegen, einen geschützten Raum, in dem man diese Probleme miteinander teilen kann. Das fällt unter das Stichwort „Gegenübertragung“.

Dann gibt es Einrichtungen, in denen es nichts zu lachen gibt, in denen Kollegen nicht mal Spaß miteinander haben. Um diese Einrichtungen würde ich mir große Sorgen machen. Es muss auch Gelegenheiten geben, wo man locker bei einem Glas Sekt zusammen sitzt, wo man mal miteinander feiert, auch mal Blödsinn macht oder einen Witz über einen Klienten reißt. Das darf man durchaus gelegent-

lich tun – denn das ist entlastend. Wo das nicht der Fall ist, wo alles furchtbar ernst, grau und bleischwer ist, da stimmt etwas nicht. Sehr wichtig sind auch gemeinsame Freizeitaktivitäten. Das haben wir bei uns im Team häufig gemacht – das entspannt und ist gut für die Seele.

Ich reise viel in der Welt herum und mache Supervision für Traumateams in anderen Ländern. Häufig bin ich auch in Georgien. Was ich bei den Kollegen in diesem Land bewundere, ist ihr „savoir-vivre“ – ihre Lebensfreude, ihre Kreativität, ihr Humor. Und das in einem kleinen Land, das seit 20 Jahren von Krieg, Bürgerkrieg und Diktatur gezeichnet ist. Es ist wirklich bewundernswert, wie die Leute sich ihre Lebensfreude in ihrem Land bewahrt haben, wie sie wunderbar Musik machen, tanzen und so weiter – von ihnen, so denke ich immer, müsste man sich in dem Stil der Arbeit etwas abschauen.

In den Interviews wurden die Ressourcen erkennbar, aus denen die Befragten ihre Kraft schöpfen. An erster Stelle werden Familie und Kinder als wichtigste Kraftquelle und Ausgleich zu der Schwere und Last der Arbeit genannt. Dazu kommt der Wille, sich realistische Ziele zu setzen, sich also nicht durch unerreichbare Ziele zu überfordern. Was auch ein sehr guter Ausgleich ist, ist einfach mal eine Auszeit aus der Klientenarbeit. Man kann an einer Publikation schreiben – das schafft Raum zum Reflektieren. Man kann über die Arbeit nachzudenken – das schafft Distanz, Abstand von den Kollegen und Klienten. Das hat also auch etwas im Sinne von „care for caregivers“. Auch Aus- und Weiterbildung sind sehr wichtig.

Viele Befragte nennen ein eigenes Trauma als Antriebskraft für diese Arbeit. Das ist ein ganz wesentlicher Punkt, den ich hier nicht vertiefen kann. Ich habe herausgefunden, dass 33% meiner Interviewpartner ein eigenes Trauma angeben. Ein Trauma, das sie motiviert hat, diese Arbeit zu machen. Sie sind also selbst verfolgt worden, waren im Gefängnis oder haben ein sexuelles Trauma erlitten. Dies ist also eine sehr starke Antriebskraft, sich überhaupt für diese Arbeit zu engagieren. Das ist ja auch natürlich: Wenn man diese Dinge selbst durchgemacht hat, will man seinen Leidensgenossen helfen. Das ist wirklich eine große Ressource, allerdings, wie ich in den 20 Jahren meiner Tätigkeit auf diesem Gebiet herausgefunden habe, nur unter einer Voraussetzung: Man muss dieses eigene Trauma in einem eigentherapeutischen Prozess durchgearbeitet haben. Man muss auch eine Therapieausbildung mit einem großen Selbsterfahrungsanteil gemacht und diese eigene Verletzung verarbeitet haben. Sonst besteht die Gefahr,

dass man sie unverarbeitet auf den Klienten oder die Kollegen überträgt. In Zentren und Einrichtungen, wo ein hoher Stress- und Konfliktpegel herrscht, finden sich häufig Kollegen, die eine nicht richtig verarbeitete eigene Traumageschichte haben und diese innere Spannung innerhalb des Teams ausagieren. Das schafft erhebliche, oft nicht zu lösende Probleme. Dann ist der Austausch unter Kollegen wichtig, ebenso wie kulturelle Aktivitäten sowie Sport, Natur, aber eben auch, dass man sich Auszeiten nimmt, Hobbys nachgeht, meditiert oder Entspannungsübungen macht – alles, was hilft, Distanz zu gewinnen und neue Kraft für diese wichtige Arbeit zu sammeln.

Kindheitslose Eltern im Alter, ältere *child survivors* und ihre nunmehr erwachsenen Kinder und heranwachsenden Enkelkinder



Ich möchte mit zwei Bemerkungen beginnen. Vor mir sitzt nicht nur ein kritisches Fachpublikum, unter Ihnen befinden sich zudem auch viele Betroffene. *Child Survivors* und Vertreter der *second generation*, zu der auch ich gehöre, sitzen ebenfalls hier. Nehmen Sie bitte bei meinen Ausführungen für sich

das Brauchbare auf. Treffen sie auf Sie nicht zu, so ist das auch in Ordnung. Ich habe versucht, die Erfahrung der 12 bis 13 Jahre meiner Arbeit in Zürich und das dort Gelernte zusammenzufassen. Ich habe hier seit Beginn der Tagung sehr viel gelernt – von den hervorragenden Referentinnen und Referenten, aber auch vom Publikum. Ich bin äußerst berührt von dem, was mir bis hierher mitgegeben worden ist. Und nun zum Thema.

Wir haben es hier mit komplexen Traumata und auch mit komplexen Menschen zu tun. Ich möchte zudem betonen, dass jede dieser Geschichten, die uns in der Praxis begegnen, einmalig ist. Das gilt im Grunde für jede der Bewältigungsstrategien, die wir kennenlernen. Manchmal weisen sie Ähnlichkeiten auf, aber es sind alles individuelle Geschichten, und deswegen ist jede unserer psychotherapeutischen Begleitungen auch auf die betreffende Person zugeschnitten und wird gemeinsam mit ihr entwickelt. Ich erlebe es als einen gemeinsamen, sehr kreativen Prozess, bei dem wir Vertrauen zueinander aufbauen und uns einander öffnen. Das muss sehr intim, aber auch sehr flexibel sein. Mein Thema ist heute die Frage, wie die *child survivors*, die nunmehr Eltern sind, und ihre Kinder, die sogenannte *second generation*, miteinander zurechtkommen und wie sie sich gegenseitig herausfordern. Dazu werde

ich zuerst ein wenig über die *child survivors* sprechen, über ihre Situation – während und nach der Shoah – und natürlich über ihre Erfahrungen im Erwachsenenleben als Eltern. Dann möchte ich auch über die Situation ihrer Kinder reden, darüber, wie sie nach dem Krieg geboren und aufgewachsen sind und wie sie heute als Erwachsene mit ihren Eltern zurechtkommen oder vielleicht auch nicht zurechtkommen. Abschließend möchte ich dann ein paar Szenarien anbieten, die uns hoffentlich nachdenklich machen und die Diskussion anregen.

Ich möchte Ihnen zunächst eine Metapher anbieten und bitte Sie, sich vorzustellen, dass ich jetzt zwei starke Magneten in Händen halte. Wenn sich die Magneten annähern, kommt es zu einer starken Anziehung. Wenn ich aber einen dieser Magneten umdrehe, dann kommt es zur Abstoßung. Und wenn ich beide umdrehe, dann verstärkt sich die Wirkung noch einmal. Stimmt das für Sie als Metapher? Es ist nämlich eine Metapher, die für mich mit diesem Thema zu tun hat. Würden wir nämlich diese Magneten jetzt *child survivors* und *second generation* nennen, so käme es – je nachdem – zu der einen oder der anderen Wirkung. Wer zu den *child survivors* gehört, haben wir schon verstanden. Ich spreche von Menschen, die zum Kriegsende jünger als 16 Jahre alt waren und die in sehr unterschiedlichen Situationen den Krieg oder die Verfolgung erlebt haben, meist in Europa. Dabei möchte ich betonen, dass nicht alle ihrer Eltern den Krieg überlebt haben. Und ich denke, es ist auch entscheidend, wie sie überlebt haben und was für Bewältigungsstrategien sie danach entwickeln konnten. Ich würde auch gerne über die Eltern dieser *child survivors* sprechen, weil sie ihre Kinder, um sie zu retten, häufig wegschicken oder verstecken mussten. Wir müssen uns dessen bewusst sein, dass diese Eltern vielfach enorme Opfer

gebracht haben, um ihre Kinder in Sicherheit zu bringen – nicht selten auch mit der Vorahnung, dass für sie selbst keine Rettung möglich war. Für die Kinder war das jedoch schwer zu verstehen, sie fühlten sich abgeschoben, wenn sie weggeschickt wurden. Sie fühlten sich von ihren Eltern verlassen. Das ist eine unvermeidliche Reaktion. Kinder vermochten diese Handlung kognitiv nicht zu erfassen und einzuordnen. Das aber spielt in dieser Geschichte gewiss auch eine Rolle.

Es geht mir im Folgenden darum, zu zeigen, dass die Bewältigungsstrategien, die im Krieg und in der Verfolgungszeit entwickelt wurden, sehr vielfältig und auch mehrheitlich nachvollziehbar sind. So ist etwa vollkommen verständlich, dass ein Kind, das sich verlassen fühlt, sich gegen dieses Gefühl wehrt. Würde es nämlich dieser Verlassenheitstrauer verfallen, so wäre es nicht mehr handlungsfähig und könnte nicht schnell genug auf die Beine kommen und überlegen, was es jetzt zu tun habe, wie es sich am besten unsichtbar machen und aus dieser Situation retten könnte. Die eigenen Empfindungen und Bedürfnisse wurden also häufig schon im sehr frühen Alter abgewehrt bzw. abgestumpft. Kinder, die die Shoah in einer eher sicheren Situation überlebt haben, gemeinsam mit ihren Eltern oder bei zuverlässigen Pflegeeltern, die also in ihrem Versteck nicht täglich Todesangst ausstehen mussten, haben eventuell eine andere Ausgangslage. Interessanterweise ist mir dabei aufgefallen, dass sich insbesondere diese Kinder häufig kaum als Überlebende bezeichnen. Überlebende – das sind jene, die im KZ waren oder aber die Erwachsenen. Sie selbst fühlen sich dagegen fast wie Mitläufer der Shoah und nicht als Betroffene. Und nach dem Krieg ergab sich kaum die Gelegenheit, nachzutruern. Es war auch nicht erwünscht. Wie wir schon mehrfach gehört haben und auch aus eigener Erfahrung wissen, sind die Überlebenden – und auch die Kinder – nicht in ein Trauerseminar geschickt worden, sie haben keine Therapeuten zur Verfügung gehabt. Die Therapeuten hatten keine Ahnung von posttraumatischen Belastungsstörungen. Es war alles wirklich Selbstversorgung. Sie selbst mussten – ganz alleine – eine Neuorientierung finden und Anpassungsleistungen erbringen: Emigrationserfahrungen verarbeiten, die Schule nachholen, Bildung anstreben, eventuell dann später Beruf und Familie auf sich nehmen. Ob überhaupt noch Familie vorhanden war, war von Fall zu Fall sehr unterschiedlich. Wie wir wissen, haben mehr Erwachsene als Kinder überlebt. Dennoch gab es auch die Situation, dass man in einer intakten oder fast intakten Familie aufwuchs, und in dieser Situation gab es auch die Erfahrung, dass man in einer doppelten Identität lebte, nämlich sowohl

child survivor als auch *second generation* war. Was ich später über die *second generation* sagen werde, trifft zum Teil auf die *child survivors* zu.

Nur kurz erwähnen möchte ich, dass es auch die Konstellation von Ersatzfamilien gab. Mich haben die Berichte der Kollegen aus Ruanda sehr beeindruckt, darüber, wie sie dort jetzt Ersatzfamilien neu schaffen, um traumatisierten Kindern einen Halt zu geben und ihnen eine einigermaßen intakte Umgebung zur Verfügung zu stellen, nachdem sie ihre Eltern verloren haben. In England gibt es „the boys“ – ich weiß nicht, ob Ihnen dieses Beispiel geläufig ist. Dabei handelt es sich um Jugendliche, die nach dem Krieg aus KZs nach England gekommen sind – also nicht um die Kinder der „Kindertransporte“, sondern um jene, die erst nach dem Krieg dorthin eingewandert sind und zwischen denen bis heute ein Zusammenhalt besteht. Sie sind sich gegenseitig eine Ersatzfamilie. Sie haben regelmäßige Treffen, korrespondieren miteinander und sind 65 Jahre nach Kriegsende immer noch miteinander eng verbunden.

Child Survivors sind meiner Erfahrung nach Menschen mit sehr viel Resilienz und von großer Resoluthet, Menschen, die ihr Leben wirklich brillant gemeistert haben. Äußerlich stimmt also alles. Sie sehen gut aus, sie haben interessante Berufe erlernt, zum Teil auch große Leistungen erbracht. Aber sie haben sich auch sehr bemüht, ihre Kinder mit dem, was sie selbst erlebt haben, zu verschonen. Zum Teil ging das so weit, dass sie dafür darauf verzichtet haben, ihre eigene – jüdische, polnisch-jüdische oder ungarisch-jüdische – Identität zu leben. Die Kinder sind dann identitätslos aufgewachsen, ohne Wissen um die Shoah, ohne zu wissen, dass sie jüdisch sind. Teilweise bis heute. Diese Kinder spüren es jedoch, weil sie sensibel sind. Sie sind irritiert und suchen Antworten. Ich kenne das aus der Schweiz. Es gibt zum Beispiel Eltern, die bis heute – mit Mitte neunzig – ihren Kindern immer noch dieses Wissen verweigern. Das führt unter Umständen dazu, dass zum Teil die Eltern, mindestens nach außen, besser stabilisiert wirken als ihre eigenen Kinder. Im Erwachsenenleben haben sie sich, wie ich angedeutet habe, ein wirklich interessantes Leben aufgebaut, mit Hobbys, Sport, Familie. All das hat eine wichtige Rolle gespielt – auch Arbeit ist eine wichtige Ablenkungserfahrung. Unabhängigkeit und Autonomie sind für die *child survivors* im Erwachsenenleben sehr wichtig. So jung und fit zu bleiben, wie möglich, Krankheit und kranken Menschen aus dem Weg zu gehen, und, wie wir immer wieder erfahren, Therapien zu vermeiden. Es wird sogar fast als kränkend erlebt, wenn man sie dazu anregt, eine Therapie zu machen. „Eigentlich sind die Anderen therapiebedürftig, nicht ich.“

Meines Erachtens ist die Situation von *child survivors*, die ohne Eltern überlebt haben und dann aufgewachsen sind, eine besondere, weil sie keine Vorbilder dafür hatten, wie man Eltern oder wie man Partner zu sein hat. Allenfalls bringen sie ganz frühe Erinnerungen an die eigene Kindheit mit und daran, wie ihre Eltern diese Rollen ausgefüllt haben. Zudem gilt es zu erwähnen, dass sehr häufig große Ängstlichkeit vorhanden ist. Die Kinder spüren immer, dass sie gefährdet sind und man Angst um sie hat, wenn sie aus dem Haus gehen. Sie werden übermäßig behütet, vermissen aber zugleich eine gewisse Innigkeit. Häufig zu beobachten ist ein Mangel an Empathie und Einfühlbarkeit, andere zu spüren. Diese fehlende Empathie ist darauf zurückzuführen, dass die *child survivors*, obschon sie nicht so wirken, einerseits durchaus stark traumatisiert sind und andererseits ihre Kinder um ihre unbeschwerte Kindheit beneiden. Dazu kommt die Thematik der nicht ausgelebten Trauer, weil die Kinder, die nach dem Krieg überlebt haben, kein Grab zum Trauern hatten. Sie haben nie das Kaddisch gesagt, und es gab keine Schiwa, keine rituelle Trauerzeit. Alle diese Trauerrituale, die im Judentum und in anderen Religionen so wichtig und wertvoll sind, um schreckliche Verluste zu verarbeiten, waren während oder nach der Shoah nicht möglich. Ich denke in diesem Zusammenhang an ein bestimmtes Ehepaar, dessen Fall mich an die Grenzen meiner Professionalität geführt hat. Das Paar kam zu mir, beide Mitte 70, mit einem ähnlichen beruflichen Hintergrund und gemeinsamer Herkunft. Was sie trennte, war, dass der Ehemann – David – als Kind gemeinsam mit seinen Eltern im KZ war und, im Gegensatz zu den Eltern, überlebt hat. Bei der Befreiung war er neun Jahre alt und allein auf der Welt. Die Ehefrau, Ursula, hatte die Zeit der Shoah im Versteck verbracht, immer gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern. Sie kamen zu mir, weil sie sehr viel Streit hatten, und zwar stets über die gleichen Sachen. David fand, dass Ursula beim Abwasch zu heißes Wasser verwendete, was seiner Meinung nach nicht umweltfreundlich war. Sie dagegen fand, dass das Geschirr nicht sauber wurde, wenn man es nicht heiß genug abwusch. Immer wieder haben sie über diese belanglosen Dinge gestritten. Ich spürte zunehmend, dass es eigentlich um einen ganz anderen Vorwurf ging: „Du hast mit deinen Eltern überlebt und ich nicht – und ich habe meine Eltern nie betrauern können.“ Dieser Verlust, diese Unterscheidung hat sie sehr intensiv getrennt, und als ich das dann mit der Zeit anzusprechen versuchte, brachen sie die Therapie ab – David war dafür, nicht mehr zu kommen. Wenn man die eigene Kindheit als Vorbild hat, wenn man also eine Vorstellung davon hat, wie eine Kindheit auszusehen hat, dann möchte man dies, so meine ich, gewöhnlich

auch seinen eigenen Kindern anbieten. Wo die *child survivors* etwas anbieten konnten, das sie als positiv übernommen hatten, haben sie das sicherlich auch getan. Sie haben jedoch auch erlebt, dass ihre Eltern vor ihren Augen verängstigt, erniedrigt, gedemütigt, mitunter sogar ermordet worden sind oder aber sie verlassen haben. Sie haben also in ihrer eigenen Einordnung von Kindheit erfahren, dass Eltern ihre eigenen Kinder nicht schützen und ihnen keine oder nur wenig Geborgenheit geben konnten. Und wenn wir uns fragen, wieso nach der Shoah geschwiegen wurde und wird, so ist ein Beweggrund sicherlich der Versuch, sich vor schmerzlichen Erinnerungen zu schützen und nach dem Krieg eher vorwärts statt rückwärts zu schauen. Viele haben festgestellt, dass es keine adäquate Sprache für diese Erlebnisse gibt. Auch deswegen (das kenne ich aus meiner eigenen Familie und Sie vielleicht auch aus Ihrer Familie), weil niemand gefragt hat, damals nicht und zum Teil auch heute noch nicht. Dadurch kommt es zu dem Eindruck, die Angehörigen interessierten sich nicht, da sie ja keine Fragen stellten. Ein weiterer Beweggrund besteht in dem Wunsch, die eigenen Kinder zu schützen. Wovor? Manchmal ist es nicht sehr rational. Sicherlich vor einer weiteren Verfolgung, die manchen nach wie vor als reale Bedrohung erscheint. Die Kinder sollen nicht wissen, dass sie jüdisch sind, damit sie keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Oftmals ist es auch so, dass Eltern nicht wollen, dass ihre Kinder wissen, wie schutzlos und verletzlich sie einmal waren, und sie möchten die Kinder nicht in diesen Zustand sehen, da dies unangenehme Empfindungen auslöst.

Es gibt ein Modell, das mich begleitet: Eines der wichtigsten beruflichen Vorbilder für mich ist Dan Bar-On, der leider vor zwei Jahren verstorben ist. Er hat von dieser „doppelten Mauer“ erzählt. Bitte erlauben Sie mir, das Modell noch einmal zu beschreiben, selbst wenn Sie es kennen sollten. Es erklärt vieles darüber, weshalb die Kommunikation zwischen Eltern und Kindern nicht stattfindet. Demnach erzählen die Eltern nicht und die Kinder fragen nicht. Auf diese Weise haben beide eine Mauer des Schweigens aufgebaut. Nun kann es vorkommen, dass die Eltern eventuell doch etwas erzählen möchten und in dieser Mauer ein Fenster aufmachen, doch wenn sie die Mauer vis-à-vis sehen, schließen sie ihr Fenster wieder. Oder es kann sein, dass die Kinder ein Fenster aufmachen und zu fragen versuchen, aber dann sehen sie nur die Mauer vis-à-vis und geben es dann auf. Nur wenn beide diese Fenster gleichzeitig, im gleichen Zeitraum, aufmachen würden, könnte es eventuell zu einer Kommunikation kommen.

Im späteren Leben gibt es für *child survivors* vielleicht eher kritische Momente. Sie haben sich jahrelang, jahrzehntelang mit Beruf, Familie, Hobbies beschäftigt, mit allem, was angestanden hat und womit sie sich befassen konnten. Und dann kommt eines Tages etwas, das unvorhergesehen ist, wie ein Todesfall – die Partnerin oder der Partner stirbt oder eventuell sonst jemand, der einem sehr nahe steht. Oder sie gehen in Rente und haben nicht mehr so viel zu tun. Vielleicht führt auch eine Krankheit oder ein Unfall oder einfach der normale Alterungsprozess dazu, dass sie sich weniger stark fühlen. All diese kritischen Momente sind Situationen, welche die Berührung mit der eigentlichen Trauer und der Einsamkeit wieder auslösen können. Die Bewältigungsstrategien sind dann in dieser Lebensphase brüchiger, wie auch die Knochen. Die Menschen funktionieren einfach nicht mehr wie früher und werden von dem, was sie jahrzehntelang erfolgreich abgewehrt haben, emotional oder in ihrer Erinnerung eingeholt. Sie erleben Kontrollverlust, Ohnmacht, Zerbrechlichkeit. Und dann kommt noch dazu, dass schlicht ihr Kurzzeitgedächtnis schwächer wird. Das kennen wir – aber es bedeutet auch, dass Erinnerungen, die lang und weit weggeschoben und vergessen worden sind, wieder gegenwärtiger werden. Was mir bei den *child survivors* auch auffällt, ist, dass sie ungern Hilfe annehmen. Sie haben wirklich sehr früh gelernt, eigenständig zu sein, sehr stark und erfolgreich. Hilfsangebote – wie auch Mitleid oder Mitgefühl – erleben sie deshalb fast als eine Kränkung oder Beleidigung, weil damit suggeriert wird, dass sie nicht mehr das sind, was sie gerne in sich sehen möchten.

Ich beobachte noch ein weiteres interessantes Phänomen: Gelegentlich hat mir ein *child survivor* gesagt „Wo warst Du, als ich Dich gebraucht hätte, beispielsweise nach dem Krieg? Nach der Shoah hätte ich eine Therapie gebraucht, wo warst Du damals?“ Ich habe dann natürlich zuerst gedacht, dass ich doch gar nicht alt genug war, um das anzubieten. Ich habe das also wortwörtlich verstanden. Jetzt habe ich jedoch darüber nachgedacht und denke, dass hier eine Übertragung vorliegt und die eigentliche Botschaft lautet: „Wo warst Du als Mutter, als ich Dich gebraucht hätte, nach der Shoah?“ Oder wenn mir jemand sagt: „Ich brauche Deine Hilfe nicht“ oder „Ich möchte Dich nicht mit meiner Geschichte belasten“, dann sehen sie in mir eines ihrer Kinder, weil ich doch jünger bin und dieser Generation angehöre.

Wie kommt man aus dem Versteck? Ich kenne Menschen, die leider nicht in eine jüdische Gemeinde integriert sind oder sich sonst in irgendeinem Zusammenhalt eingefunden haben, wo sie nicht mehr im Versteck leben müssen, sondern die sich immer noch sehr allein und bedroht fühlen. Deshalb sind Tagungen wie diese sehr wichtig – auch der Kongress der „Hidden Children“, der hier erwähnt wurde. Dieser hatte, als er 1991 stattfand, eine große Bedeutung. Viele sind zu diesem Zeitpunkt aus dem Versteck gekommen. Als in den 1980er Jahren AMCHA gegründet wurde, hatte dies in Israel eine große Breitenwirkung, weil es plötzlich nicht mehr nur beschämend war, anzusprechen, dass man die Shoah überlebt hatte. Es gibt auch sehr viele Bücher und ich finde es schön, dass immer wieder neue Bücher verfasst werden. Das Schreiben hat großen therapeutischen Wert, vermittelt uns aber auch wichtige Informationen, weil es zumeist um Einzelgeschichten geht, die einen Wert in sich haben.

In der psychosozialen Beratungsstelle für Überlebende der Shoah und ihre Angehörigen in der Schweiz (Tamach), wo ich arbeite, sprechen wir von Opferneid. Bei unserer allerersten Begegnung mit einer Gruppe von Überlebenden war das fast wie schwarzer Humor. Denn auf Grund des Opferneids haben dann zwei Überlebende ein Streitgespräch darüber geführt, wer die schlimmeren Erfahrungen hatte, der Mann, der 4 Jahre lang in einem Internierungslager – nicht im KZ – und dann 15 Jahre lang im Gulag war, oder eine Frau, die zuerst im Gulag war und dann in Auschwitz. Und sie haben sich beide an den Kopf gefasst: „Das war ein Luxushotel, Dein Gulag war ein Luxushotel im Vergleich zu meinem Auschwitz.“ So haben wir diesen Opferneidbegriff damals entwickelt. Aber inzwischen denke ich, dass dies eine andere Bedeutung hat. Meiner Ansicht nach gibt es vielleicht (und ich sage das sehr vorsichtig) eine ganz unbewusste Form der Missgunst zwischen *child survivor*-Eltern und ihren eigenen Kindern, weil letztere doch dank der Bemühungen ihrer Eltern eine eher unbeschwerte Kindheit führen konnten. Etwas war ihnen nicht möglich. Das ist natürlich etwas, was man nie richtig zugeben könnte. Aber ich ahne, dass so etwas existiert. Ich bin gespannt, was später in der Diskussion dazu zur Sprache kommt. Menschen aus der Generation der *child survivors*, könnten, so jedenfalls wünsche ich es mir, durch Therapie etwas Positives erfahren – sie könnten Einsamkeit loswerden und Trauerarbeit leisten. Ich habe eine ganze Reihe von Dingen aufgezählt. Genauso wichtig wäre sicherlich die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft für Menschen, die sich alleine fühlen.

Jetzt würde ich gerne auf die zweite Generation zu sprechen kommen. Ich werde das weniger ausführlich tun, da wir uns heute vor allem auf die *child survivors* konzentrieren. Ich habe mich sehr gefreut, als Ende der 1970er Jahre Helen Epstein ihr Buch über die *second generation* veröffentlicht hat, weil ich plötzlich gemerkt habe, dass ich nicht allein bin. Und gestern hat unsere Kollegin aus Paris erzählt, wie sie in der Gruppe erlebt hat, dass sie auch nicht so allein ist. Aber es ist schon so, dass es, wenn wir als Fachleute und als Gesellschaft unsere Aufmerksamkeit auf die Überlebenden richten, schwierig ist, die zweite Generation überhaupt zu beachten. Die Eltern sagen: „Was hast Du überhaupt für ein Problem? Du weißt nichts, Du kannst dir nicht einmal vorstellen, was ich alles erlebt habe.“ Insofern erachte ich die Thematisierung der Probleme der zweiten Generation in vielen Familien als eine Art Tabubruch. Dass sie es überhaupt wagen, die Aufmerksamkeit auf ihr Leiden oder auf ihre Probleme zu richten. Es gibt viele Theorien darüber, wie Traumata über Generationen hinweg übertragen werden. Ich erlaube mir, einige Gedanken dazu darzulegen. Zum Teil kann es vorkommen, dass die Kinder, wenn sie selbst durch zu viele Informationen überflutet werden, diese nicht sortieren können und nicht wissen, dass sie Grenzen setzen können, sondern vielmehr glauben, dass sie alles in sich aufnehmen müssen. Zur Übertragung von Traumata kann es zudem kommen, wenn die emotionale Enthaltsamkeit der Eltern gespürt wird, aber nicht eingeordnet werden kann. Oder wenn Menschen glauben, sie seien vielleicht nicht liebenswert oder gut genug. Kinder von Überlebenden, also die zweite Generation, haben außerdem häufig viele Fantasien darüber, was in der Shoah passiert ist. Sie wissen vieles, und in Familien, wo nicht darüber gesprochen wird, errahnen sie sehr viel. Diese Fantasien prägen dann ihren Alltag und ihre Wahrnehmung, so dass sie überall Gefahren lauern sehen. Es kann aber auch so sein, dass in betroffenen Familien Grenzen zwischen Eltern und Kindern fehlen. Deswegen habe ich das Beispiel der Magneten angeführt. Es gibt in vielen Familien keine Grenzen zwischen Eltern und Kindern.

Es gibt zudem so etwas wie eine Rollenkonfusion. Die Eltern, die selbst keine Kindheit hatten, und die Eltern, die irgendwie immer noch in der Kindheit steckengeblieben sind. Auf der einen Seite sind sie Eltern und Kinder zugleich und dann auch Kinder, die parentifiziert sind, die das Gefühl haben, sie müssten für ihre Eltern sorgen. Die haben damit ebenfalls zwei Rollen. „Parentifizierung“ ist ein Fachbegriff für das Phänomen, dass *child survivors* meistens sagen: „Ich brauche keine Hilfe. Ich kann auf eigenen Füßen stehen, ich hab das früh gelernt“, dabei aber den-

noch eine bestimmte Botschaft ausstrahlen, die die Kinder im Sinne von „Sorge für mich!“ verstehen. Und dann kann es natürlich zu einer Rollenkonfusion kommen, wenn ich für meine Eltern sorgen muss und sie die eigentlichen Traumatisierten sind. „Wo bleibe ich?“

Eine Folge der Parentifizierung besteht außerdem darin, dass sich die meisten Kinder der zweiten Generation nicht altersgerecht von ihren Eltern ablösen. Heute sehen wir in Familien, wie Teenager sehr schnell ihre Eltern angreifen können: „Du bist blöd!“, „Du weißt nichts!“, „Du hast keine Ahnung!“, „Lass mich in Ruhe!“ – alle diese Dinge, die sich ihre Kinder und Enkelkinder eventuell leisten, hat sich die zweite Generation nicht leisten können.

Mir ist auch immer wieder aufgefallen, in welchem Maße das „Katastrophendenken“, wie ich es nenne, in der Wahrnehmung der Welt für einen Teil der zweiten Generation eine Rolle spielt. Alles ist katastrophal, überall lauern Gefahren, Panik und Stress sind ständige Begleiter. Auch Grenzen zu setzen, ist für viele aus der zweiten Generation sehr schwierig. Die Regulierung von Nähe und Distanz fällt ihnen sehr schwer. Sie erleben das manchmal, wenn es in einer Therapiesituation angesprochen wird, als rätselhaft, als willkürlich. „Wieso Grenzen setzen? Was sind Grenzen überhaupt?“ Das überträgt sich dann natürlich auch in Erwachsenenbeziehungen, auch mit den Partnern und den eigenen Kindern.

Für die zweite Generation war ein Leben ohne Shoah nie möglich. Diese Kinder wurden – auch nach dem Völkermord – in die Shoah hineingeboren. Das ist auch etwas, das sie von den Erlebnissen ihrer Eltern trennt, die manchmal vor der Shoah noch eine sehr kurze Kindheit genießen konnten. Die Eltern haben häufig vor der Shoah noch eine Welt gekannt, in der das Leben einigermaßen geregelt war. Auch wenn sie sich später sehr darum bemüht haben, ihren eigenen Kindern ein geregeltes Leben anzubieten – die Shoah war immer gegenwärtig.

Ich habe die nicht erfolgte Ablösung, die oft daraus resultiert, bereits beschrieben und berichtet, dass die Kinder zum Teil bis ins hohe Alter mit ihren Eltern sehr eng, gleichsam in einer magnetischen Beziehung, verbunden bleiben. Wenn in der Therapie das Thema „Ablösung“ angesprochen wird, was im Falle von Erwachsenen ja sehr naheliegender ist, so bedeutet das natürlich ein großes Dilemma, weil die Betroffenen mit den Eltern so verstrickt sind und meinen, sie dürften ihre Eltern im Ghetto oder im KZ nicht allein lassen – auch heute nicht. Dazu treten andere Dilemmata, die mir bei der zweiten Generation mit Blick auf ihre Eltern über diese Jahre aufgefallen sind. Zum Beispiel

die Schuldfrage. Ich als Therapeutin suche, vielleicht dank meiner systemischen Orientierung, nicht nach Schuldigen. Es liegt jedoch nahe, dass jemand, der eine Entbehrung erlebt hat, nach Schuldigen sucht. Und wenn ein Kind nicht genügend Schutz oder Geborgenheit erfahren hat, kann es sich fragen: „Habe ich das verdient?“ „Haben meine Eltern mir das verweigert?“ „Wer ist schuld?“ Und dann kann man schnell sagen: „Hitler ist Schuld“ – und vielleicht ist das ja eine angemessene Antwort – vielleicht hilft das.

Zudem kann es dazu kommen, dass sich die Kinder wirklich nicht geliebt fühlen, sondern das Gefühl entwickeln, nicht zu genügen, anstatt ihre Eltern in irgendeiner Art und Weise anzuschuldigen. Das ist ebenfalls ein Dilemma, weil von diesen Selbstzweifeln nur schwer wegzukommen ist. Darüber hinaus gibt es das Problem der Entflechtung von den Eltern. Wenn ich so eng mit meinen Eltern verbunden bin – wie kann ich dann leben, ohne mich selbst dabei aufzuopfern oder aufzugeben? Dann stellt sich die Frage: Kann ein Kind die Erinnerung an die Shoah wachhalten, ohne die eigene Lebendigkeit zu opfern? Manche Menschen sehen sich als das, was Dina Wardi „*memorial candle*“ nennt – als Jahrzeitkerze für die ermordeten Angehörigen und für die verlorene Kindheit der Eltern. Aber dabei kann geht die eigene Lebendigkeit als Mensch verlorengehen.

Ich vermute, dass meine abschließenden Bemerkungen ein großes Thema ansprechen, weil die Kinder sich so häufig als ungenügend fühlen und die Eltern nicht so recht verstehen können, dass sie nicht so innig mit ihnen sind. Natürlich sind sie eng miteinander verbunden, aber nicht immer innig. Und wegen dieser fehlenden Innigkeit, weil die Eltern so traumatisiert und in ihren Gedanken oder Gefühlen woanders sind, so denke ich, suchen die Kinder den Segen ihrer Eltern – und zwar ein Leben lang. Das ist etwas, was wir gut verstehen können. Jeder von uns möchte vom ersten Tag an bedingungslos geliebt werden. Spüren die Kinder diese bedingungslose Liebe nicht, so bleiben sie ratlos und hilflos und sehnen sich immer danach, dies endlich zu bekommen: Wenn sie nur das Richtige tun, wenn sie nur innig genug mit ihren Eltern verbunden bleiben, wenn sie nur irgendwie ihre Sorgen mittragen oder nicht mittragen, wenn sie nur den richtigen Weg finden, ihren Eltern zu genügen, so hoffen sie, dann werden sie endlich diesen Segen empfangen.

Ich würde gerne kurz über die Helfer sprechen, da wir ja hier auch als Helferinnen und Helfer sitzen, und die Frage stellen: Wie hilfreich sind wir überhaupt? Wie können wir den Prozess unterstützen, der sicher stellt, dass die *child survivors*, die *second generation* und wir alle ein Anrecht

auf ein Leben in Würde, Zufriedenheit, Sicherheit und Geborgenheit haben? Ich habe mich gefragt, inwiefern wir erwarten, dass die Überlebenden zu uns kommen. Wenn sie jedoch nicht kommen, haben wir dann eine Bring- und Holschuld ihnen gegenüber oder an wem liegt es? Können wir, die wir vor 50 oder 60 Jahren nicht da waren, heute noch etwas anbieten? Ich weiß, dass Therapie für viele, die ihr Leben lang überzeugt waren, sie bräuchten keine Therapie, ein Schimpfwort ist, sobald man es nur ausspricht. Es war schwer, sich auf eine Therapie einzulassen oder Hilfe anzunehmen. Es kann sein, dass wir als Helfer als allwissend und allmächtig angesehen werden, aber in Wirklichkeit nichts als hilflos sind. Häufig verhält es sich so, dass wir Berührungsängste gegenüber diesen großen, komplexen Traumatisierungen haben. Wenn wir diesbezüglich nicht viel Routine haben, wenn wir nicht über ein hohes Maß an Mitgefühl und Offenheit verfügen, kann es schon sein, dass wir uns mit Blick auf dieses Thema eher hilflos denn allwissend fühlen. Ich möchte jedoch noch einen anderen Aspekt erwähnen: Ich denke, und vielleicht kennen meine Kollegen aus der zweiten Generation das auch, dass sich die doppelte Mauer des Schweigens, von der Dan Bar On spricht, auch auf die Beziehung zwischen Helfern und Überlebenden beziehen könnte. Besonders wenn wir etwas jünger und auch noch jüdisch sind, so dass wir als Helfer auch wie die Kinder der Überlebenden gesehen werden können. Das war eher mit Blick auf die älteren Überlebenden der Fall. Ich gehöre nahezu der Generation der jüngeren *child survivors* an, vielleicht gleicht sich das ein wenig aus. Aber es ist auch für uns als Helfer eine Herausforderung, wirklich signalisieren zu können, dass wir auszuhalten vermögen, was sie zu uns bringen. Ich bin interessiert, ich bin offen dafür, ich bleibe da – und auch wenn es in der Familie oder im Bekanntenkreis schwierig ist, die Dinge auszusprechen: Ich bin da.

Im Alter ist die Situation zwischen *child survivors* und deren Kindern, der *second generation*, oft ebenfalls schwierig. Bisweilen kommt man sich nicht näher. Es sieht so aus, als sei man sich nahe, aber gefühlsmäßig ist es so, dass man sich nicht so nah fühlt. Ich frage mich: Ist für *child survivors* Zufriedenheit im Alter in der Familie noch möglich? Sie haben das Schlimmste im Leben schon lange hinter sich und haben einen ruhigen Lebensabend verdient. Dennoch stellt sich die Frage, ob sie mit ihren Kindern Frieden schließen können, so dass beide von sich aus das Gefühl bekommen: „Ich werde akzeptiert, so wie ich bin.“ Ich habe mir deshalb folgende drei Szenarien überlegt. Sie sind nicht die einzigen denkbaren Szenarien, aber es sind jene drei Szenarien, die mir eingefallen sind.

Da ist einmal das Szenario, dass sich die Kinder der *second generation* auf Grund ihres Entwicklungsprozesses doch allmählich von ihren Eltern abgelöst und eine gewisse Distanz in der Beziehung zu ihnen entwickelt haben, zumal die Eltern sie ohnehin nicht als Helfende brauchten. Und nun sind die Eltern plötzlich doch Bedürftige - oj wej! Jetzt sehen sich die Kinder in einer Situation, aus der sie sich erfolgreich herausgelöst haben, und nun werden sie doch gebraucht, und das kann natürlich wiederum Schamgefühle bei den Eltern auslösen, auch Ärger über sich selbst, weil sie auf diese Hilfe angewiesen sind. Es kann aber auch sein, dass die Kinder verärgert sind und die Situation zwiespältige Gefühle auslöst. Ich habe keine Antwort auf dieses Szenario und möchte es vorerst so stehen lassen.

Und hier das zweite Szenario: Die Kinder bleiben weiterhin mit den Eltern sehr intensiv verstrickt und dann kommt plötzlich dieser Einbruch bei den Eltern. Die Kinder denken oder spüren dann, vielleicht immer noch unbewusst, dass sie ihre Eltern eigentlich immer retten wollten. Und nun haben sie vielleicht die Gelegenheit, etwas anzubieten, das in diese Richtung gehen könnte, etwas, das sie vielleicht gar nicht bewusst realisiert haben. Gleichzeitig bedeuten diese Rettungsfantasien jedoch natürlich für beide Seiten eine Überforderung und könnten lähmend wirken.

Ich stelle diese beiden Szenarien vorerst in den Raum, weil ich hoffe, dass sie später in der Diskussion etwas anregen, was für uns als Betroffene und als Helfende zu tun bleibt. Diese Anziehung und dieses Abstoßen, um im Bild des Magneten zu bleiben, ist in den Familien häufig gleichzeitig am Werk, und das macht es noch komplizierter, denn die entgegengesetzten Kraftfelder kommen den Betroffenen und Angehörigen fast wie etwas Unüberwindbares vor.

Das sind eher die weniger optimistischen Szenarien. Ich möchte jedoch noch ein drittes Szenario in den Raum stellen, dem zufolge die Eltern (die *child survivors*) und ihre Kinder (die zweite Generation) ihre eigenen Unzulänglichkeiten akzeptieren. Ich akzeptiere, dass ich eine schwere Kindheit hatte, die sich auf mein späteres Leben ausgewirkt hat. Ich akzeptiere, dass ich nach bestem Vermögen versucht habe, mit Verlust, mit Trennungsängsten, mit Verlassenheitserfahrungen (und ich spreche jetzt für beide Generationen) umzugehen, dass ich meine Bewältigungsstrategien danach ausgerichtet haben, so gut wie möglich mit dieser Situation zurechtzukommen und dass ich darüber kommunizieren kann. Dass beide Generationen sich offen gegenüber stehen, diese Unzulänglichkeiten miteinander anschauen, darüber sprechen, einen Dialog

miteinander aufzunehmen und eventuell, und das kann eine sehr starke Ressource sein, die Enkelkinder der *child survivors*, die dritte Generation, mit einbeziehen, kann dazu beitragen, auch ohne Therapie große Schritte zu leisten. Dann kann es sein, dass sich die Schuldfrage in Trauer verwandelt und die Trauer endlich geleistet werden kann. Ich denke, wir kommen nicht darum herum. Ich persönlich bin davon überzeugt, dass es irgendwie zum Leben gehört, endlich Kaddisch zu sagen und Schiwa zu sitzen – auch im übertragenen Sinne. Es gibt verschiedene Formen von Trauerritualen. Das kann auch bedeuten, eventuell einen Grabplatz für den Angehörigen einzurichten oder die Orte des Geschehens zu besuchen, wenn man das aushalten kann. Ich glaube, jede Familie kann dann für sich überlegen, wie sie es halten will.

Hiermit komme ich zum Schluss meiner Ausführungen. Ich empfinde es als tragisch, wenn ich Geschichten darüber höre, wie in einer Familie die Shoah nicht nur ihre Spuren hinterlässt, sondern vielleicht sogar immer noch starke Auswirkungen hat, und ich bin auch selbst sehr betroffen, wenn ich sehe, wie die Angehörigen der „Second Generation“ an ihren Erfahrungen leidet, vor allem wenn ihre Eltern für sie unerreichbar sind. Das hat nichts mit Schuld zu tun, sondern mit Unvermögen. Dann denke ich, dass diese Tragik endlich ein Ende finden darf und muss und dass wir als Menschen, als Familien und als Gesellschaft dafür sorgen müssten, dass die Shoah endlich zu Ende kommen darf, auch wenn wir uns als Opfer sehen. Dass wir eine neue Form finden, uns zu definieren und unseren Kindern eine Welt weitergeben können, die Sicherheit und Geborgenheit verspricht, statt als unsicher und bedrohlich wahrgenommen zu werden.

Ich hoffe, dass Sie das auch so sehen. Ich weiß, dass es schwierig ist, aber ich glaube, es ist unsere gemeinsame Aufgabe.

Aspekte sozialpädagogischer Interventionen bei Überlebenden der Shoah



Seit der Entstehung neuer jüdischer Gemeinden in Deutschland nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren Überlebende der Shoah⁵² die „natürlichen“ Adressaten jüdischer Sozialarbeit in diesem Land. Es gab kaum andere. Von „dort“ kamen fast alle, die nicht nach Ende des Krieges geboren waren.

Erst in den späten 1990er Jahren, also fast zwei Generationen später, wurde das Überlebt-Haben Gegenstand sozialpädagogischer oder psychotherapeutischer Diskussion – zumindest im Kontext jüdischer Organisationen bzw. Einrichtungen in Deutschland (sieht man einmal von einzelnen Diskursen in den späten 1950er und 1960er Jahren ab, die sich mit der Problematik der so genannten Wiedergutmachungsverfahren beschäftigten). Thematisiert wurden vor allem die Auswirkungen traumatischer Erfahrungen während der Shoah auf den Alltag alternder Überlebender, die Symptome posttraumatischer Belastungsstörungen (PTBS) und deren Auswirkungen auf Betreuung und Versorgung dieser Menschen.

In den vergangenen Jahren hat sich – vor allem in jüdischen Gemeinden und Institutionen in Deutschland – immer stärker ein Bewusstsein der spezifischen Anforderungen an soziale Arbeit mit Überlebenden durchgesetzt.⁵³ Naturgemäß unterscheiden sich die Anforderungen an die Professionellen je nach Art der Einrichtung, in der sie tätig sind, und damit verbunden je nach den Anliegen bzw. Bedürfnissen, mit denen Menschen an sie herantreten. Interventionsmöglichkeiten in Seniorenheimen unterscheiden sich schon auf Grund der Aufgabenstellung, Kompetenz

und rechtlichen Struktur von denen in Sozialabteilungen, Sozialämtern, bei ambulanten Pflegediensten oder in psychosozialen Einrichtungen.

Wenn wir über Möglichkeiten sozialpädagogischer Interventionen diskutieren, müssen wir uns zunächst im Klaren darüber werden, mit welchen Menschen wir es in der sozialen und / oder pflegerischen Arbeit zu tun haben und warum wir es für nötig halten, sie von anderen zu unterscheiden, sie zu kategorisieren, also gewissermaßen in Schubladen zu packen (wogegen sich die meisten Menschen zu Recht wehren). Wozu benötigen wir das? Was lässt sich daraus ableiten? Vier Fragen, die ich im Folgenden näher beleuchten möchte.

Zunächst möchte ich aber einige wichtige Postulate formulieren⁵⁴, die so selbstverständlich zu sein scheinen, dass wir über deren Implikationen im Alltag kaum noch nachdenken:

- In der Arbeit mit Überlebenden haben wir es mit hoch- bzw. häufig mehrfach traumatisierten Menschen zu tun.
- Überlebende sind heute älter als 67 Jahre und müssen neben allen anderen spezifischen Lebenserfahrungen die Folgen des Alters kompensieren.
- Als Überlebende/r in Deutschland zu leben, ist eine besondere emotionale und legitimatorische Herausforderung.
- Die überwiegende Mehrheit der Überlebenden in Deutschland sind Migranten, die je nach dem Zeitpunkt ihrer Migration sich mehr oder weniger in die deutsche Gesellschaft integrieren bzw. ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten.

⁵² Im Folgenden wird hierfür nur noch der Begriff „Überlebende“ benutzt, es sei denn, es handelt sich um Spezifizierungen.

⁵³ Mit dem Terminus „Arbeit mit Überlebenden“ ist in diesem Kontext jede Form psychosozialer Versorgung, Beratung, Begleitung und Betreuung gemeint. Abhängig von der Aufgabenstellung der Einrichtung unterscheiden sich die jeweiligen Arbeitsschwerpunkte.

⁵⁴ Vgl. hierzu Immanuel Kants Logik Vorlesungen, I., AA IX, Quelle: <http://www.korpora.org/Kant/aa09/12.html>, 26.12.11

- Die Mehrheit der mit Überlebenden arbeitenden Professionellen in Deutschland sind Kinder oder Enkel von Überlebenden, also Angehörige der zweiten bzw. dritten Generation.

Jedes dieser Postulate hat Auswirkungen auf Kommunikationsstrukturen, Assoziationsmechanismen und Handlungsfähigkeiten der handelnden Personen, also zum Beispiel auf Überlebende und die mit ihnen arbeitenden Sozialarbeiter/innen.

In Gesprächen über Aspekte der Arbeit mit Überlebenden stößt man häufig auf eine Diffusion des Begriffs „Überlebende“. So wie es kaum eine annähernd der Realität entsprechende Vorstellung über die Zahl der in Deutschland lebenden Überlebenden gibt, wird zwischen Überlebenden der Shoah und ihren Kindern, Kriegsflüchtlingen, Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeitern oft nicht unterschieden. Für das Selbstverständnis dieser Menschen und die Folgen ihrer Traumatisierung in der Sozialen Arbeit sind diese Unterschiede aber relevant.

Wer ist Überlebende/r der Shoah bzw. des Holocaust?

In ihrem Jahresbericht von 2002 definiert die Claims Conference (JCC) Überlebende der Shoah wie folgt:

*„A Jew who lived in a country at the time when it was under a Nazi regime, under Nazi occupation, or under the regime of Nazi collaborators or who fled to a country or region not under Nazi rule or occupation due to Nazi rule or Nazi occupation.“*⁵⁵ („Ein Jude, der in einem Land lebte, als es sich unter Naziherrschaft befand, durch die Nazis besetzt war oder von einem mit Nazi-Deutschland kollaborierendem Regime beherrscht wurde oder der aus einem solchen Land in ein nicht von den Nazis beherrschtes bzw. besetztes Land floh.“).

Diese Definition, die etwa auch von AMCHA⁵⁶ benutzt wird, geht davon aus, dass jeder Jude, unabhängig von seinem Alter, seinem Geschlecht, seiner religiösen oder politischen Orientierung und seinem sozioökonomischen Status auf Grund der nationalsozialistischen Rassengesetze im Einflussbereich des Dritten Deutschen Reiches in Lebensgefahr war und dass es bei der Bezeichnung „Überlebende/r“ keinen Unterschied macht, auf welche Art man die Nazizeit überlebt hat. Gleiches gilt für Sinti und Roma, die europaweit ausschließlich auf Grund der Zugehörigkeit zu einer

Volksgruppe von den Nazis verfolgt, deportiert und ermordet wurden und deshalb ebenfalls zu den Überlebenden der Shoah gehören. Der Vollständigkeit halber bleibt zu bemerken, dass neben diesen auch Behinderte, politisch und religiös Andersdenkende sowie Homosexuelle Opfer des Nationalsozialismus wurden. In diesem Workshop geht es aber vor allem um die jüdischen Überlebenden.

Dies bedeutet, bezogen auf Überlebende der Shoah, dass es einen Unterschied macht, wann ein Jude wo gelebt hat. Wer etwa 1930 aus Deutschland in die USA oder nach Palästina ausgewandert ist (auch wenn bereits zu diesem Zeitpunkt die Bedrohlichkeit des Nationalsozialismus erkennbar war), gilt nach der oben angeführten Definition nicht als Überlebende/r der Shoah; ist sie oder er nach Holland oder Frankreich gegangen, eher schon.

Grob lässt sich feststellen, dass wer zwischen

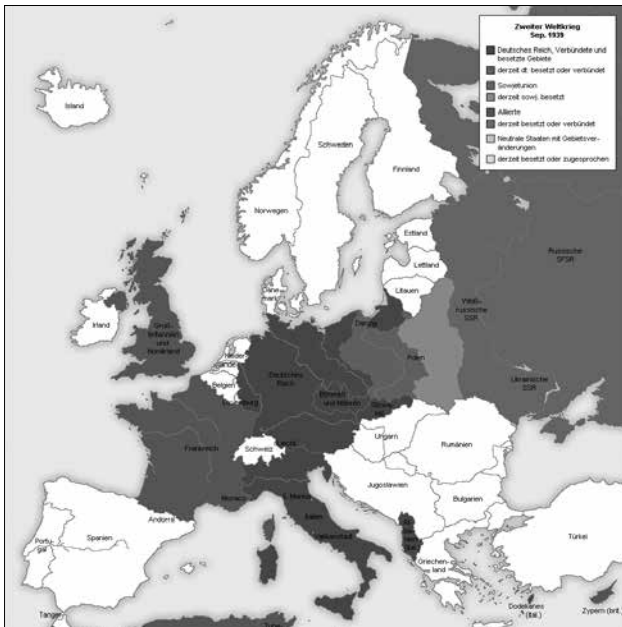
- 1933/35 und 1945 in Deutschland,
- 1937 und 1945 in Österreich und der Tschechoslowakei,
- 1939 und 1944/45 in Polen,
- 1939 und 1943/44 in Italien,
- 1940 und 1945 in Frankreich, Holland, Dänemark und Norwegen,
- 1941/42 und 1943/44 in der Sowjetunion,
- 1941 und 1944 auf dem Balkan und
- 1941 und 1943 in Nordafrika

als Jude gelebt hat bzw. in diesem Zeitraum von dort geflohen ist, unter den Rassengesetzen und Verfolgungen des Naziregimes und seiner Verbündeten gelitten hat.⁵⁷

⁵⁵ Report of the Planning Committee, Conference On Jewish Material Claims Against Germany, 2000

⁵⁶ AMCHA ist eine Organisation in Israel, die psychosoziale Betreuung, Beratung und Therapien für Überlebende anbietet. Vgl. www.amcha.org.il

⁵⁷ Diese Angaben gelten nur zur groben Orientierung und erheben keinen Anspruch auf Exaktheit und Vollständigkeit. Detailliertes historisches Material ist aber überall gut zugänglich; vgl. etwa Martin Gilbert, Atlas of the Holocaust, London 1988.



(Grafiken)

Quelle: wikimedia.org⁵⁸

Das Kartenmaterial verdeutlicht anschaulich, in welcher Gegend sich zu welcher Zeit Juden und andere von den Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkriegs Verfolgte in akuter Lebensgefahr befanden.

Derartige Abgrenzungen erhalten vor allem dort Bedeutung, wo es im juristischen Sinne um die Definition von Ansprüchen geht, wie etwa bei den diversen Entschädigungsverfahren. Im Alltag sozialer Arbeit sind die Grenzen oft fließend, hier spielen unter anderen Aspekten individuelle Schicksale, familiäre und soziale Kontexte eine Rolle. Dies schmälert aber nicht die Notwendigkeit einer exakten Definition. Ein fundiertes Wissen über die Erscheinungs-

⁵⁸ http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/74/Second_world_war_europe_animation_large_de.gif (27.12.2011).

formen der Judenverfolgung und Ermordung in den unterschiedlichen Kriegsgebieten können uns bei dem Versuch helfen, unser Gegenüber zu verstehen, spezifischere Unterstützung anzubieten sowie nachzuempfinden, was sie erlebt haben. Nicht nur deshalb ist es notwendig, dass Menschen, die mit Überlebenden arbeiten, sich ein breites historisches Wissen über die Shoah aneignen.

Wer sind die Adressaten psychosozialer Versorgung?

Wer mit Überlebenden arbeitet, hat es zunächst mit zwei großen Gruppen von Menschen zu tun: den Überlebenden selbst und ihren Familienangehörigen. Beide Gruppen werden im Folgenden noch differenziert werden. Dies ist deshalb sinnvoll, weil uns eine klarere Differenzierung unserer Adressaten nach den möglichen traumatischen Erfahrungen, die sie während der Shoah gemacht haben, besser auf eventuelle Handlungsmuster und Reaktionen vorbereitet, mit denen wir im Laufe von Beratungen oder Betreuungen umzugehen haben.

Bei Überlebenden unterscheiden wir zwischen der ersten Generation und den *Child Survivors*, bei Familienangehörigen zwischen den Ehe- bzw. Lebenspartnern, der zweiten Generation sowie weiteren Angehörigen oder auch Pflege- und Hauspersonal.

Erste Generation:

Ältere Überlebende, die je nach ihrer Herkunft Ghetto und / oder KZ, Liquidationen, Deportationen, Zwangsarbeit, Internierungslager, Flucht, Versteck und Illegalität erlebt haben oder auch im Widerstand oder bei den Partisanen waren.

*Child Survivors*⁵⁹:

Überlebende, die zum Ende des Krieges nicht älter als 16 Jahre alt waren (also 1929 und später geboren wurden). Nur wenige von ihnen, zumeist die älteren, waren in Konzentrationslagern. Die meisten jüngeren *child survivors* haben durch Flucht, Versteck oder Illegalität mit oder häufig auch ohne Eltern oder nahe Verwandte überlebt, sind auf Kindertransporten und später in Kinderheimen oder Pflegefamilien gewesen. Viele waren in Ghettos, haben die Deportationen oder Liquidationen ihrer Familien miterlebt oder wurden von den Eltern an christliche Familien gegeben, haben häufig mehrmals ihre Identität wechseln müssen. Einige von ihnen haben Zwangsarbeit geleistet oder waren bei den Partisanen. Manche *child survivors* sind

zugleich in die Rolle der zweiten Generation gekommen, wenn sie z.B. ihre Eltern oder einen Elternteil nach der Shoah wieder gefunden haben. Nicht nur in solchen Konstellationen wurden sie oft als Überlebende mit ihren eigenen Traumata nicht Ernst genommen und litten zusätzlich unter den Traumata der Eltern.

Zweite Generation:

Kinder von Überlebenden, die in der Regel nach Ende des Krieges geboren wurden. Sie sind häufig selbst sekundär traumatisiert durch die Erzählungen bzw. das Schweigen der Eltern, also durch die besondere Dynamik in den Beziehungen von Traumatisierten, und haben neben ihrer wachsenden Funktion als sorgende Kinder alternder Eltern ihre eigene Agenda. Ob sie Einzelkinder sind, verstorbene Geschwister haben, in Heimen oder Internaten – eventuell elternlos – oder in einem nichtjüdischen Umfeld aufgewachsen sind, behindert sind oder einen Überlebenden zum Partner haben, wird für das Aushandeln eines Betreuungsplans von Bedeutung sein. Im Zusammenhang der Arbeit mit Überlebenden treten sie meist mit Fragen zur Betreuung ihrer Eltern auf, weil sie bei der Versorgung, Tagespflege oder Antragstellungen Unterstützung für die Eltern suchen oder aber bei schweren Erkrankungen, in Krisensituationen oder bei der Sterbebegleitung Hilfe benötigen.

Andere Familienangehörige:

Ehe- bzw. Lebenspartner von Überlebenden, die selbst keine Überlebenden sind, nicht-jüdische Partner, entfernte Verwandte oder auch Pflegekräfte oder Haushaltshilfen, die nach Unterstützung bei der Versorgung bzw. Betreuung von Überlebenden suchen.

Bei allen diesen Differenzierungen müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass der größte Teil der derzeit in Deutschland lebenden Überlebenden in den vergangenen zwanzig Jahren aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion eingewandert sind. Neben ihrer noch frischen Migrationserfahrung und den damit zusammenhängenden Schwierigkeiten wie Kommunikation, Anpassungsdruck an neue Systeme, finanzielle Notlagen usw. haben sie nach der Shoah unter diversen antisemitisch geprägten Diskriminierungen und Verfolgungen in ihren Herkunftsländern gelitten oder sind Opfer stalinistischer Terrors geworden. Ihre Rezeption der biografischen Bedeutung der Shoah ist eingebettet in die nachfolgenden Verfolgungs- und Diskriminierungserfahrungen und unterscheidet sich von derjenigen der nach Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die 1970er Jahre nach Deutschland eingewanderten Überlebenden. Dies hat Aus-

⁵⁹ Für diese Gruppe von Überlebenden gibt es keine deutschsprachige Bezeichnung, die praktikabel wäre.

wirkungen sowohl auf die Gegenstände sozialer Arbeit als auch auf die Erwartungshaltungen dieser Menschen an die sozialen Institutionen oder auf die Art der Kommunikation und Verhaltensmuster.

Konzepte psychosozialer Angebote für Überlebende und ihre Familien

Wie bereits weiter oben angedeutet, müssen sich die Konzepte psychosozialer Arbeit mit Überlebenden je nach Ausrichtung und Auftrag der jeweiligen Einrichtung unterscheiden. Dennoch gibt es in der Arbeit mit Überlebenden Faktoren, die allgemeine Gültigkeit haben und die Handlungsspielräume von Adressaten und Berater/innen, Betreuer/innen, Therapeuten/innen, Pflegekräften und Ehrenamtlichen beeinflussen. Die hier angestellten Überlegungen sind auf dem Hintergrund langjähriger Erfahrungen im Zentrum der ZWST für Überlebende der Shoah und ihre Familien in Frankfurt am Main entstanden.

Als vor mehr als zehn Jahren im Rahmen der ZWST über die Koordinierung psychosozialer und therapeutischer Angebote für Überlebende und deren Verbesserung nachgedacht wurde, geschah dies auf Grund der Erfahrung, dass viele Überlebende bestehende Strukturen nicht nutzen, teilweise auch nicht kennen. Die Überlegungen gingen deshalb in Richtung Aufbau niedrigschwelliger Angebote, weil man davon ausging, dass Überlebende auf Grund ihrer Traumatisierung massive Schwellenängste zu überwinden haben, wenn sie mit Behörden oder Institutionen (zumal deutschen) in Verbindung treten, und dass sie sich in der Regel⁶⁰ auch nicht als Adressaten jüdischer Sozialarbeit sehen. Das ursprüngliche Konzept des „Treffpunkts“ als Zentrums für Überlebende in Frankfurt sah deshalb als Kernstück ein regelmäßig geöffnetes Café vor, in dem – neben Vorträgen und anderen kulturellen und gesellschaftlichen Angeboten – Sozialarbeiter und Psychotherapeuten den Besuchern für Gespräche und Beratungen zur Verfügung stehen sollten. Längere Beratungsgespräche sollten in die fachspezifischen Sprechstunden des Zentrums verlagert werden. Oberstes Ziel der Angebote sollte es sein, Vertrauen in die Einrichtung und ihre Mitarbeiter aufzubauen, die jeweils adäquaten Anlaufstellen für die Lösung bestehender Probleme oder Fragen ausfindig zu machen und so als Brücke zu vorhandenen Versorgungs- und Betreuungsstrukturen zu fungieren.

Das ursprüngliche Konzept des entstehenden Zentrums bestand aus verschiedenen Segmenten:

1. regelmäßigen niedrigschwelligen sozialen Angeboten für Überlebende – anfangs in Form eines wöchentlichen Cafés
2. sozialpädagogischen und psychotherapeutischen Beratungsangeboten und regelmäßigen Sprechstunden für Überlebende und ihre Angehörigen
3. Aufbau eines Netzwerkes von und für Professionelle
4. systematischer Fortbildung für mit Überlebenden Arbeitenden

Was diesem Konzept fehlte, waren methodische Überlegungen zu Beratung und Betreuung von Überlebenden bzw. ihren Familien, eine klare Vorstellung zum Aufgabenspektrum und damit eine Definition der Grenzen des Möglichen. Dafür gab es aber eine Menge erfahrungsbasierter Annahmen und den Willen, diese in der Praxis zu überprüfen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass viele dieser Annahmen verifiziert werden konnten, einige aber auch modifiziert werden mussten. Dabei ist ein entscheidender Faktor das Rollenverständnis, dass Betreuer und Berater – hier z.B. in einer ausschließlich anbietenden Einrichtung – von sich in Bezug auf die Adressaten ihrer Angebote haben.

Theoretische Grundlagen für eine Methodik psychosozialer Beratung und Betreuung bieten zum einen die psychoanalytischen Konzepte zu Traumata und ihren Folgen,⁶¹ die Diskurse zur Entstehung Posttraumatischer Belastungsstörungen (PTBS oder englisch PTSD),⁶² Erfahrungen und Forschungsergebnisse aus der Betreuung von Überlebenden im Ausland⁶³ sowie Modelle sozialer Arbeit wie der Ansatz der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit.⁶⁴

Wenn wir davon ausgegangen sind, dass Überlebende in Folge ihrer Traumatisierungen ein erhebliches Maß an grundsätzlichem Misstrauen mit sich bringen, große Angst vor Kontrollverlust haben, hochgradig sensibel reagieren, unvermutet launisch, aufbrausend oder aggressiv werden

⁶¹ Vgl. dazu die Beiträge von Sigmund Freud zu Trauma und Kriegsneurosen sowie Alexander Mitscherlich und Margarete Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*, München 1967; Margarete Mitscherlich, *Erinnerungsarbeit. Zur Psychologie der Unfähigkeit zu trauern*, Frankfurt am Main 2006.

⁶² Vgl. dazu Nathalie Zajde, Die Shoah als Paradigma des psychischen Traumas, in José Brunner und Nathalie Zajde (Hg.), *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 39/2011: Holocaust und Trauma: Kritische Perspektiven zur Entstehung und Wirkung eines Paradigmas*, Göttingen 2011, 18-14.

⁶³ Vgl. dazu Hans Keilson, *Sequenzielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriehswaisen*, Frankfurt am Main 1979; Judith S. Kerstenberg, *Coping with Losses and Survival*, in David R. Dietrich und Peter C. Shabad (Hg.), *Loss and Mourning: Psychoanalytic Perspectives*, Madison, Conn. 1989, 381-403; Nathan Durst, Über die Einsamkeit und das unendliche Trauern von alternden Überlebenden des Holocaust, in Hans Stoffels (Hg.), *Terrorlandschaften der Seele. Beiträge zur Theorie und Therapie von Extremtraumatisierungen*, Regensburg 1994

⁶⁴ Hans Thiersch, *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel* (1992), 7. Aufl. Weinheim 2009.

⁶⁰ Dies galt zumindest für einen großen Teil der sogenannten Alleingesessenen.

können, an Schlaflosigkeit, Alpträumen und Depressionen leiden, sich gegenüber Behörden oder bei administrativen Vorgängen manchmal (aus unserer Sicht) unverständlich verhalten oder ein extremes Vermeidungsverhalten an den Tag legen, so haben wir in der Praxis gelernt, dass sich bestimmte Verhaltensmuster bei Menschen mit ähnlichen Verfolgungserfahrungen häufen, die bei anderen nur eine untergeordnete Rolle spielen. Eine Überlebende eine Ghettos und diverser KZs und Todesmärsche lässt sich zwar gerne zu gesellschaftlichen Anlässen mitnehmen, nutzt ehrenamtliche Helfer zur Begleitung zum Arzt oder beim Bearbeiten von Post, weigert sich aber vehement, einen Pflegedienst in die Wohnung zu lassen, sich von einem Taxifahrer vor die Haustür fahren zu lassen oder eine höhere Pflegestufe zu beantragen, obwohl sie kaum noch laufen kann, fast blind ist und sich nur noch sehr eingeschränkt selber versorgen kann. Ein gleichaltriger politisch engagierter Mann, der aus der Haft entflohen ist und sich dann einer Partisanenarmee angeschlossen hat, die erfolgreich gegen die Deutsche Wehrmacht gekämpft hat, kann bei zunehmender körperlicher Gebrechlichkeit jede Hilfe annehmen, die ihm die Bewältigung seines Alltags erleichtert. Diese Beispiele zeigen, dass die oben beschriebene Differenzierung nach Überlebendengruppen und die Kenntnis der Überlebengeschichte eine wichtige Bedeutung für die Handlungsspielräume Sozialer Arbeit mit Überlebenden hat. Dies bedeutet, dass von Betreuern, Beratern oder Therapeuten eine immense Flexibilität in der Art der Kommunikation mit den Adressaten und der Ausgestaltung der Angebote verlangt wird.

Auf diesem Hintergrund bietet der lebensweltorientierte Ansatz einen pragmatischen Rahmen, auch wenn er primär für die Jugendhilfe entwickelt wurde und daher an die Arbeitsbedingungen mit alternden, mehrfach traumatisierten Menschen angepasst werden muss.

„Lebensweltorientierung meint den Bezug auf die gegebenen Lebensverhältnisse der Adressaten, in denen Hilfe zur Lebensbewältigung praktiziert wird, meint den Bezug auf individuelle, soziale und politische Ressourcen, meint den Bezug auf soziale Netze und lokale/regionale Strukturen“.⁶⁵ Jeder Mensch ist anders. Diese banale Feststellung beschreibt aber den Kern des lebensweltorientierten Ansatzes. Er gilt umso mehr für die psychosoziale Betreuung von Überlebenden, die eher bereit sind, auf Zuwendungen und Unterstützungen zu verzichten, wenn sie dadurch in eine für sie nicht mehr kontrollierbare Abhängigkeit geraten. Sie sind wie scheue Rehe, ständig mit allen Sinnen bereit, lau-

ernde Gefahren wahrzunehmen und zu fliehen. Dies verlangt den mit ihnen arbeitenden Professionellen ebenfalls eine erhöhte Sensibilität und Aufmerksamkeit ab. Unter diesem Aspekt bekommen die Prinzipien der Prävention, Regionalisierung, Alltagsorientierung, Integration und Partizipation lebensweltorientierter sozialer Arbeit eigene Konturen. Oberstes Anliegen ist dabei, den vielfältigen (pluralen) und individualisierten Ansprüchen und Bedürfnissen der Adressaten gerecht zu werden.⁶⁶

Prävention kann in unserem Zusammenhang bedeuten, für Überlebende frühzeitig Strukturen anzubieten, die sie kennen, denen sie vertrauen und die sie im Bedarfsfall kontaktieren können. Im Frankfurter „Treffpunkt“ haben Überlebende jahrelang nur sporadisch das Café besucht oder sogar auf die regelmäßig angebotenen Programme überhaupt nicht oder vereinzelt alle paar Jahre reagiert, bis sie oder ihre Angehörigen in einer akuten Situation plötzlich Kontakt zum Zentrum aufgenommen haben und Beratungsangebote nutzen konnten. Diejenigen, die regelmäßig an den sozialen Angeboten teilnehmen, haben über die Jahre persönliche Kontakte zu anderen Überlebenden aufbauen oder aktivieren können, die ihnen im Notfall helfen. Über entstehende Netzwerke werden die Sozialarbeiterinnen im Zentrum z.B. über Erkrankungen, Krankenhausaufenthalte informiert oder zu Hilfe gerufen, wenn sich Bekannte nicht mehr telefonisch melden.

Regionalisierung bedeutet Erreichbarkeit der Angebote. Nach dem Prinzip „wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, dann kommt der Berg eben zum Prophet“ können soziale Angebote eben auch in die Wohnnähe der Adressaten oder sogar in deren Wohnungen verlegt werden, wie z.B. das Modell des „Warm House“, das bereits seit längerem unter anderem in Osteuropa und Israel angewendet wird.

Alltagsorientierung meint eine Flexibilität und Interventionsbreite, die dem Alltagsleben der Adressaten, ihren individuellen Lebensbedingungen, ihren Wertvorstellungen, Ansprüchen und Handlungsfähigkeiten entspricht bzw. so weit wie möglich entgegen kommt.⁶⁷ Eine Überlebende mit einem guten finanziellen Auskommen, die schon seit über 40 Jahren in Deutschland lebt, verfügt in der Regel über andere Ressourcen, Handlungsmöglichkeiten und Erwartungshaltungen gegenüber sozialen Institutionen als ein von Grundsicherung lebender Veteran, der vor 15 Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert ist. Entsprechend unterschiedlich werden Kommunikation und Lösungsansätze für akute Problemstellun-

⁶⁵ Hans Thiersch, *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*, 5.

⁶⁶ Vgl. ebenda, 34.

⁶⁷ Zum Begriff des Alltags und seiner Kritik vgl. u.a. Edmund Husserl, Alfred Schütz und Mario Erdheim.

gen ausfallen. Dabei geht es nicht nur um die finanziellen Ressourcen, sondern vor allem um Erwartungshaltungen, Selbstbildnis, Rollenverständnis in Bezug auf die Gesellschaft, Handlungsoptionen, Kommunikationsfähigkeit und so weiter.

Traumatische Erfahrungen machen einsam. Mit wem kann man von „dort“ sprechen? Wer versteht einen? Alternde Überlebende der Shoah leiden noch stärker unter Einsamkeit. Oft ohne familiäre Bezüge vor Ort, werden diejenigen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, mit denen man sich verständigen kann, die einen verstehen, immer weniger. Integration meint, diese Einsamkeit zu lindern, soziale Kontexte zu schaffen, in denen sich die Betroffenen heimisch fühlen können, Orte des Vertrauens zu schaffen, die als Anker oder Anlaufstelle in Krisensituationen gelten können.

Ein wichtiges Element im Verhalten von Überlebenden ist die Angst vor Kontrollverlust und somit das Vermeiden von Situationen, die sie in Abhängigkeiten bringen könnten. Selbstbestimmung, die Entscheidungshoheit darüber, welche Maßnahmen und Hilfsmöglichkeiten in Angriff genommen, welche Anträge gestellt, welche Institutionen zur Mitarbeit angefragt werden, sind wesentliche Bestandteile eines Gelingens sozialpädagogischer Interventionen. Wenn Behörden auf Grund der Gesetzeslage Überlebende dazu drängen, bestimmte Anträge z.B. auf Entschädigung zu stellen, so führt das häufig nur zu einem Rückzug, zum Verzicht auf Unterstützung, und löst oft Flashbacks aus, die die Situation der Adressaten nur verschlimmern. Partizipation meint aber nicht nur das Aushandeln von Hilfsstrategien auf Augenhöhe sondern auch die Möglichkeit, die angebotenen sozialen Räume mit zu gestalten, intervenieren und verändern zu können. Hier können Ressourcen bei den Überlebenden aktiviert werden, die sich dann auch in der Bewältigung anstehender Alltagsprobleme nutzen lassen. Wenn dies gelingt, entsteht ein Vertrauen, das die Umsetzung auch schwer aushaltbarer Unterstützungsangebote wie z.B. die Akzeptanz regelmäßiger Besuche eines Pflegedienstes, die Einrichtung einer Betreuung oder der Umzug ins Altersheim möglich macht.

Eine derartige Herangehensweise an die Arbeit mit Überlebenden lässt sich nur realisieren, wenn die handelnden Professionellen sich ihrer Grenzen bewusst sind und die Souveränität besitzen, diese auch zu akzeptieren. Unsere Möglichkeiten, zu helfen, sind begrenzt, die Möglichkeiten der Überlebenden, Hilfe anzunehmen, häufig ebenfalls. Dieses Spannungsverhältnis auszuhalten, fordert erhebliche Reflexionsfähigkeit von den Betreuer/innen und Berater/innen.⁶⁸ So gesehen, sind Sozialarbeiter/innen vor

allem wie Anwälte. Sie vertreten die subjektiven Interessen der Adressaten ihrer Arbeit, sind parteiisch, sind aber gleichzeitig verpflichtet, die Balance zur gesellschaftlichen Realität herzustellen. Dass dieses Spannungsverhältnis manchmal schwer aushaltbar – weil widersprüchlich – ist, macht die Notwendigkeit von systematischem professionellem Austausch und von Supervision deutlich und stellt die Frage nach der Rolle der Professionellen und ihren Übertragungen in der Interaktion mit den Adressaten. In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal auf einen Aspekt hinweisen, den ich anfangs im Kontext der Postulate psychosozialer Betreuung von Überlebenden in Deutschland formuliert habe. Die meisten mit Überlebenden arbeitenden Betreuer/innen, Sozialarbeiter/innen oder Therapeuten/innen sind selbst Kinder von Überlebenden, gehören also der zweiten Generation an und haben an all ihren Kompensationstechniken und –problemen im Umgang mit den traumatischen Erfahrungen der Eltern teil. Nur eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte und die Reflexion der Frage, was sie an Eigenem in ihrer Arbeit mit Überlebenden „abarbeiten“ müssen oder wollen, versetzt sie in die Lage, adäquate Hilfen anbieten zu können.⁶⁹ Einen konzeptionellen Rahmen zu formulieren, in den psychosoziale Arbeit mit Überlebenden der Shoah eingeordnet werden kann, mit dessen Hilfe die eigenen Handlungsspielräume überprüft werden können, bietet ein notwendiges Korrektiv zur Reflektion dieser Arbeit.

⁶⁸ Thiersch, *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*, 39.

⁶⁹ In diesem Zusammenhang muss auch über die Art ehrenamtlicher Tätigkeiten bei der Betreuung und Versorgung von Überlebenden nachgedacht werden. Sie benötigen – wie die Professionellen – Supervision und professionelle Begleitung.

Fallbeispiele Workshop

Sozialpädagogische Interventionen

ZWST Kongress

„Nach dem Überleben“ 2011

MIRA O.

Mira O. wurde 1920 in Russland geboren. Nach Ausbruch des Krieges und dem Näherrücken der Deutschen Armee floh sie mit ihrer Familie nach Leningrad. Von dort wurde sie 1942 aus der belagerten Stadt weiter nach Osten evakuiert. Aber auch dort holten sie die deutschen Truppen ein. Als in ihrer Gegend der Befehl erlassen wurde, dass alle Juden sich melden müssten, verbrannte sie ihre Papiere, änderte ihren Namen und versteckte sich fortan in verschiedenen Städten und Dörfern. Bei einer Razzia wurde sie gefangen genommen und als Zwangsarbeiterin in ein Arbeitslager nach Deutschland deportiert, wo sie die Rote Armee 1945 befreite. Mit ihr kam sie zurück nach Russland. Über den Verbleib ihrer Familie erfuhr sie nichts. Seit 1998 lebt sie in Deutschland.

Ins Zentrum kommt sie, weil sie Kontakt zu anderen sucht. Mira benötigt Unterstützung beim Umgang mit den Behörden und ist zunehmend auf Pflegehilfe angewiesen. Sie lebt seit einigen Jahren alleine und hat keine Familienangehörigen in der Nähe.

SERGEJ R.

Sergej R. wurde 1932 in der Ukraine geboren. 1942 wurden die Juden in seiner Region zunächst in ein Ghetto, im Sommer 1942 in ein Arbeitslager deportiert. Dort wurde er unter anderem dazu gezwungen, die ermordeten Gefangenen, die Erschießungen oder Unterernährung und Krankheit zum Opfer gefallen waren, in Massengräbern zu begraben. Sergej wurde im Frühjahr 1944 von der Roten Armee befreit und kehrte in seinen Heimatort zurück. Vom Verbleib seiner Familie hat er keine Nachricht. Seit 1992 lebt er mit einer Tochter und einem Enkel in Deutschland.

Sergej R. nimmt Kontakt zu den Beraterinnen auf, weil er immer noch versucht, den Verbleib seiner Familie zu erforschen und eventuell noch jemanden zu finden. Außerdem benötigt er Hilfe beim Ausfüllen von Anträgen und Formularen.

MICHAEL G.

Michael G. ist 1932 in einer kleinen Stadt in Deutschland geboren. Sein Vater kam aus einer protestantischen Familie und war Jurist, seine Mutter kam aus einer jüdischen Familie und war Konzertpianistin. Der Vater ließ sich 1937 von seiner Mutter scheiden, Michael durfte bald nicht mehr die Schule besuchen und wurde von den Verwandten des Vaters in den 1940er Jahren in diversen Dörfern versteckt. Die Mutter wurde nach Theresienstadt deportiert, überlebte, beging aber Ende der 1950er Jahre Selbstmord. Michael wuchs nach dem Krieg erst in einem Kinderheim, danach bei seiner Mutter und später in einem Internat auf. Er wollte lange mit seinem Vater nichts zu tun haben.

Michael nimmt Kontakt auf, weil er von Angeboten für *child survivors* gehört hat. Bisher hat er sich selber nie als Überlebenden gesehen, sondern nur seine Mutter. Er ist sich nicht sicher, was er genau möchte, leidet unter seiner Wut auf die Eltern, die ihn alleine gelassen haben, und möchte mehr über die Familie seiner Mutter und deren Verbleib herausfinden.

EWA I.

Ewa I. ist 1934 in Polen geboren. Beim Einmarsch der deutschen Truppen floh die Familie Richtung Lodz und wurde dort nach kurzer Zeit ins Ghetto deportiert. Der Vater floh mit Ewa und ihrem jüngeren Bruder Richtung Osten, die Mutter blieb im Ghetto und wurde voraussichtlich gemeinsam mit einem noch jüngeren Geschwisterkind deportiert und ermordet. Vater und Kinder versteckten sich bei Bauern bzw. in den Wäldern. Ewa erzählt, dass der Vater eines Tages wegging und nicht mehr zurückkam. Ewa und ihr Bruder sprachen gut Polnisch. Sie gaben sich als polnische Waisenkinder aus und überlebten auf diversen Höfen bzw. in Kinderheimen. Nach Ende des Krieges kamen sie in ein jüdisches Kinderheim und sollten von dort aus nach Israel gebracht werden. Dort fand sie der Vater und nahm sie mit nach Lodz, auf der Suche nach der Mutter. Nach erfolgloser Suche verschwand der Vater wieder, beide Kinder wuchsen in diversen Waisenheimen auf.

Ewa erlernte ein Handwerk, heiratete einen Polen, von dem sie sich später trennte, und bekam zwei Kinder. Seit 1986 lebt sie alleine in Deutschland.

Ewa kommt das erste Mal in die Sprechstunde, weil sie mit der Grundsicherung nicht zu Recht kommt. Sie spricht schlecht Deutsch und hat Schwierigkeiten mit den Ämtern. Sie möchte wissen, warum sie keine Wiedergutmachung bekommt. Später bekommt sie Probleme mit dem Sozialamt, weil sie ihre polnische Rente nicht angegeben hat. Sie hat Schwierigkeiten mit den polnischen Behörden, weil diese ihr keine Unterlagen schicken.

BERL S.

Berl S. ist 1928 im damaligen Polen geboren. Beim Einmarsch der deutschen Truppen floh er Richtung Osten, wurde aber von Polen aufgegriffen und an die Nazis ausgeliefert. Er wurde nach Auschwitz deportiert, wo er seinen Vater traf (über seine Mutter und seine Geschwister spricht er nicht). Von Auschwitz kam er in ein Sonderkommando eines Nebenlagers, wo er neben Zwangsarbeit zum Vergnügen der SS-Offiziere und Aufseher Kämpfe mit anderen Häftlingen ausfechten musste. Er überlebte den Todesmarsch und wurde in Bergen Belsen befreit. Eine Hilfsorganisation brachte ihn nach England in ein Internat, von wo er weglief und während des israelischen Unabhängigkeitskrieges nach Israel ging.

1950 erfuhr er, dass sein Vater überlebt hatte, und reiste nach Deutschland, um ihn zu treffen. Nachdem der Vater ohne ihn nach Amerika abgereist war, verließ Berl Deutschland wieder. Er heiratete, hatte mit seiner Frau zwei Kinder und kehrte mit der Familie Ende der 1960er Jahre wieder nach Deutschland zurück.

Sein Sohn nimmt Kontakt zur Sozialarbeiterin auf, weil der Vater immer unruhiger wird und die Familie glaubt, dass er Beschäftigung und Kontakt zu anderen Überlebenden benötigt. Es stellt sich heraus, dass Berl an Alzheimer erkrankt ist. Er lebt noch in seiner eigenen Wohnung, besucht anfangs regelmäßig und gerne einen Club, fängt aber an, stundenlang orientierungslos durch die Stadt zu laufen. Er versucht immer häufiger, bei seinem Sohn oder einer Freundin zu übernachten, weil „die“ in seine Wohnung kommen, ihm seine Schuhe und den Mantel wegnehmen oder ihn abholen wollen. Manchmal schlägt er um sich oder schreit.

Resümee



Warum habe ich zugesagt, als Noemi Staszewski mich fragte, ob ich an der Tagung teilnehmen wolle? Weil ich mir mehr intellektuelles und emotionales Wissen über *child survivors* versprach, weil die Tagungen der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland sowohl inhaltlich als auch vom äußeren

Ablauf her immer extrem gut organisiert sind – und weil die letzte Tagung zum Thema Migration für mich so außerordentlich gewinnbringend war.

Meine Erwartungen sind erfüllt worden, die der meisten Teilnehmer sicher auch. Hier und da gab es, wie ich noch berichten werde, mal ein wenig Unzufriedenheit mit dem einen oder anderen Thema, aber solche Reaktionen sind immer sehr subjektiv und gelten nie für alle. Die Organisatoren haben das Programm bis zum Rand gefüllt, darüber stöhnten einige, aber nur ganz wenige haben einen Vortrag geschwänzt oder sind ganz weggeblieben – ein Zeichen dafür, dass die Auswahl der Themen gut gelungen ist.

Der internationale Charakter der Tagung war ebenfalls wichtig, denn dies hat unser aller Blick auf die so anderen Bedingungen in Osteuropa geschärft. Ich denke, das war auch für die vielen TeilnehmerInnen aus den ehemaligen GUS- Staaten von Bedeutung, da die Situation in Polen oder Weissrussland ihren persönlichen Erfahrungen nahe kommt. Für sie, die mit vielen Überlebenden aus der alten Sowjetunion arbeiten, muss es eine Entlastung sein, wenn sie hören, wie wenig sich diese Menschen als Opfer fühlen wollen, wie stark sie ihre Traumata verdrängen, weil man nicht darüber sprechen durfte, wie oft sie über ihre Erlebnisse schweigen, trotz aller therapeutischen Angebote – sie schweigen, auch wenn sie mittlerweile im Westen leben.

Meinem Empfinden nach gibt es unausgesprochene Differenzen zwischen den alteingesessenen und den neu dazu gekommenen BetreuerInnen, TherapeutInnen und SozialarbeiterInnen, weil sich die Arbeit mit Überlebenden aus der ehemaligen Sowjetunion von der mit Überlebenden, die schon lange in Deutschland leben, unterscheiden kann. Ich betone: *unterscheiden kann*, weil ich nicht Begriffe wie „gut“ oder „schlecht“ einführen möchte.

SozialarbeiterInnen aus den GUS-Staaten fühlen sich nicht immer wirklich wertgeschätzt. Ich sage das ganz vorsichtig, aber ich möchte meine Wahrnehmung doch weitergeben, zumal in diesem Kreis Respekt und Wertschätzung ja wichtige Kriterien sind. Sensibler Umgang mit Überlebenden – dies Signal soll von der Tagung ausgehen. Also muss man auch untereinander sensibel sein.

Ganz zu Beginn – am Sonntag – hieß es: Die *child survivors* haben sich nicht als Überlebende definiert und fühlten sich lange keiner Gruppe zugehörig. Sie waren eine vernachlässigte Gruppe, ja man sprach ihnen sogar die Traumatisierung ab. Dies alles führte dazu, dass es in den bundesdeutschen Medien kaum Berichte über *child survivors* und ihre besonderen Schicksale gibt. Noemi Staszewski wollte von mir einen Beitrag über die Darstellung dieser Kinderüberlebenden in Zeitungen, Zeitschriften, Hörfunk und Fernsehen haben. Diese Idee ließen wir aber bald fallen, weil das Ergebnis meiner Recherche peinlich dünn ausfiel. Das ist kein gutes Zeugnis für den deutschen Journalismus, denn immerhin gibt es seit 1991 die *child survivor*-Organisationen und sehr viele Untersuchungen über ihre spezielle Traumatisierung. Journalisten greifen das Thema jedoch nur dann auf, wenn es ein irgendwie geartetes spürbares öffentliches Interesse gibt oder wenn sich damit ein Skandal verbinden lässt.

Dieses Skandalon hätte die Thematik der *child survivors* bieten können, etwa auf Grund der Tatsache, dass man – sogar von der wissenschaftlichen Seite her – bestritt, dass sie an den frühen Erlebnissen, an die sich ein kleines Kind ja gar nicht erinnern könne, lebenslang zu leiden haben, oder der Tatsache, dass man diesen *child survivors* niemals eine Entschädigung angeboten hat, und vieles mehr. Aber die mittlerweile in die Jahre gekommenen Kinder der Shoah waren und sind bescheiden, sie drängen sich nicht in die Öffentlichkeit, sie haben gelernt, zu schweigen.

Das ist fatal, wie wir während der Tagung immer wieder hörten. Einmal nimmt die Öffentlichkeit diese spezielle Gruppe und damit auch einen Teil der Geschichte nicht ausreichend wahr, und zum anderen überträgt sich das Schweigen auf die nachkommende Generation. Wie stark ihre Kinder unter dem Schweigen und Verschweigen, un-

ter den geheimen Ängsten und Unsicherheiten, unter der Traurigkeit oder auch dem Zorn der Eltern leiden und litten, wurde in manchen Beiträgen deutlich. Die zweite Generation verhält sich fast so, als hätte sie das Grauen der Shoah persönlich erlebt.

Dies alles ist für diejenigen, die sich mit dem Thema beschäftigen, nicht sonderlich überraschend. Dennoch ist es gut, dass die Verstörung der zweiten Generation einen so breiten Raum einnahm. Einmal, weil es die Kinder der *child survivors* entlastet, wenn sie vom Schicksal der anderen hören, und zum zweiten, weil wir gehört haben, wie stark sich Traumazentren auf veränderte Zeiten und neue Klienten einstellen müssen. Das klingt jetzt zynisch, ist aber ganz realistisch gemeint. Die zweite Generation braucht therapeutische Hilfe, scheut sich aber oft, diese in Anspruch zu nehmen, weil sie ja „nur die zweite Generation“ ist.

So fand ich es schön, dass die zweite Generation am letzten Tag nochmals Thema war. Wir haben einiges erfahren über die Weitergabe von Traumata – sei es in der Phantasie, sei es darin, dass Grenzen fehlen. Diejenigen, die der zweiten Generation angehören, sind oft Kinder und Eltern zugleich, weil die Eltern vielfach das Signal geben: „Sorge für mich.“ Ablösungsprozesse werden dadurch schwieriger. Die zweite Generation wird in die Shoah hinein geboren, während die Eltern wenigstens noch ein Leben vor der Shoah besaßen. Weitere Stichworte waren: Schuldfrage, Grenzen setzen und Katastrophendenken. Und dann die Frage: Wie geht die zweite Generation mit den älteren, anders gewordenen Eltern um? Schwierige Szenarien wurden uns vorgestellt, aber auch die positive Möglichkeit, dass man sich zu akzeptieren lernt und neue Offenheiten probiert, oder aber die Enkelgeneration mit einbezieht. Die Schuldfrage kann sich dann in Trauer verändern, Trauerarbeit kann geleistet werden.

In der Pause waren sehr viele Zuhörer noch angerührt und aufgewühlt. Eine Frau aus Russland sagte zu mir: „Wir, die zweite Generation, durften nie über unsere Probleme reden, die waren nicht relevant. Jetzt werde ich anders arbeiten und anders verstehen.“

Damit bin ich beim Kapitel über die Therapeuten. Auf solchen Tagungen trifft man ja nur auf freundliche, sympathische, einfühlsame und kundige Menschen. Ich habe viel über die Traumaforschung und Traumatheorien erfahren. Das wollte ich ja auch, vieles davon werde ich wieder vergessen, weil es im Alltag nicht gebraucht oder wiederholt wird – Ihnen geht es sicher genauso. Aber nicht vergessen werde ich die Botschaft, dass Überlebende der Shoah auf

Stress empfindlicher reagieren, dass eine starke Erschütterung auch eine starke Reifung, also eine positive Veränderung nach dem Trauma mit sich bringen kann, dass dies aber dennoch nicht zwangsläufig Leidensfreiheit bedeuten muss.

Ich habe mir den Satz aufgeschrieben: „Praktisch ist alles möglich.“ Ehrlich, sympathisch und entlastend für alle hier anwesenden Fachleute fand ich auch den Gedanken, dass, wenn bei Traumata alles möglich ist, auch bei der Therapie alles möglich sein muss. Es gibt keinen festgelegten Ablauf: Entweder sieht und findet man als Therapeut den individuellen Schlüssel für die individuelle Psyche, oder man scheitert.

Der begnadete Rabbi aus Amerika hat dann nochmals alle Belastungen und Zweifel, unter denen die Helfer leiden, mit Worten weggezaubert. Ich erinnere Sie an die schönen Sätze wie: „Sozialarbeiter müssen nur zuhören, da sein, sonst nichts. Sie sind wie ein kleiner Lichtfunke, sie verdrängen die Dunkelheit. Zu einem Stummen kann man sagen, es macht Sinn zu reden, aber als Therapeut muss man auch mitschweigen können.“ Also auch hier wieder die Botschaft: Es gibt kein Grundrezept, wie man das Leid des Klienten mindern kann, man muss in seinem Werkzeugkasten den richtigen Schlüssel finden.

Und weil man nichts verallgemeinern kann, fällt es vielen Journalisten auch schwer, darüber zu berichten. Man muss immer den Einzelfall anschauen, man muss sich auf einen Menschen und seine Geschichte einlassen. Das machen viele der Kollegen nicht gerne, das geht unter die eigene Haut, damit übernimmt man Verantwortung und anderes mehr. Es fällt viel leichter, zu generalisieren, Statistiken oder Prozentzahlen zu benutzen, über die man kühl, emotionslos und „ach so fachkundig“ schreiben kann.

Wir aber haben uns auf die einzelnen Schicksale eingelassen, auf die Zeitzeugen, denen ich noch einmal danken möchte. Der Gerontologe hat es uns allen ja nochmals wissenschaftlich bewiesen, wie wichtig es für die Opfer oder für die – wie er sagte – jüdischen Mitbürger ist, wenn sie den öffentlichen Raum mitverantwortlich gestalten. Durch ihre Erzählungen sensibilisieren sie die Jüngeren, es ist eine Bereicherung für beide, weil die Opfer dann nicht als Kranke, sondern als Starke auftreten.

Neben mir saß ein Zeitzeuge, ein *child survivor*, für den diese neuen wissenschaftlichen Ergebnisse längst gelebter Alltag sind – ihm erzählte man nichts Neues. Nicht alltäglich waren für uns jedoch die Erzählungen der beiden sehr unterschiedlichen Frauen. Bei Bronja Vernikova wurde deutlich, wie trotz aller Offenheit (geschwiegen hat sie nicht) das Trauma fortlebt, im Alter vielleicht sogar stärker

wird, wie man die Bilder nicht löschen und sich manchmal lebenslang nicht richtig freuen kann. Aviva Goldschmidt dagegen hat trotz schlimmer Kleinkinderlebnisse ihre Jugend in Israel genossen und lebt ohne Hass. Alles ist möglich, kein Schicksal gleicht dem anderen, auch wenn es Ähnlichkeiten gibt.

Diese beiden Lebensläufe wurden nochmals historisch eingebettet. Wie wurden die Juden in Polen und Bessarabien verfolgt und ermordet? „Diese Fakten waren“, wie Doron Kiesel sagte, „erschreckend, obwohl wir sie alle kannten, dennoch waren sie wie ein Stich ins Herz.“ Ja, es war erschreckend, viele haben auch abgeschaltet, wollten die Zahlen und Fakten gar nicht hören, aber ich bin sicher, dass sie all das aufmerksam nachlesen werden, wenn sie die Dokumentation der Tagung in den Händen halten. Es ist ja nicht nur Zufall, sondern auch von den politischen und historischen Bedingungen abhängig, warum und wo man überleben konnte.

Und dann gab es noch eine Irritation. Es berichteten nicht nur Frauen über ihre Arbeit mit Überlebenden unter schwierigen Bedingungen in Polen und Weissrussland, sondern auch ein Mann über den Genozid in Ruanda. Einige Ältere und Jüngere sahen darin einen unerlaubten Vergleich mit der Shoah. Den industriellen Massenmord dürfe man nicht mit dem Massaker an den Tutsis gleichsetzen. Das ist richtig, lag aber auch nicht in der Absicht des Vertreters der ruandischen Regierung.

Diese verständliche Empfindsamkeit darf jedoch nicht dazu führen, dass man schlimme Ereignisse wie den Genozid in Ruanda emotional zur Seite schiebt und nicht an sich heranlässt. Die Veranstalter wollten mit dieser Einladung und diesem Beitrag deutlich machen, dass jüdische Organisationen nicht nur für die Shoah Verantwortung tragen, sondern dass auch andere von ihnen lernen können, wie man Traumata verarbeitet und mit Überlebenden sensibel umgeht. Das haben die beiden Vertreter aus Ruanda während der Tagung erfahren können. Ob es ihnen bei ihren Problemen im Land hilft, ob man das in eine andere Kultur so übertragen kann, das weiss ich nicht. Aber generell finde ich eine partielle Öffnung für andere Themen und Probleme richtig und wichtig, denn die Welt verändert sich. Es geht ja nicht darum, das Thema Shoah zu verdrängen, sondern um die Erweiterung der Wahrnehmung und auch um die Fähigkeit, anderen Opfergruppen mit Empathie zu begegnen. Opferneid darf es nicht geben.

Nochmals zurück zu heute Vormittag. Erst dachte ich, wir haben doch schon alles erfahren – was will uns Miriam Spiegel noch Neues erzählen. Doch dann war vieles ganz warm, erklärend und tröstend, vor allem für die *child survi-*

vors. Zum Beispiel die Erkenntnis: „Die Eltern haben mich abgeschoben, ich musste mich selbst versorgen, musste autonom und stark sein.“

Wir hörten auch: Hilfe wird von diesen *child survivors* oft als Kränkung empfunden. Die Bewältigungsstrategien verändern sich im Alter, weil sich der Mensch und die Lebenssituationen verändern. Nochmals wurde das Schweigen erklärt mit dem Bild der doppelten Mauer. Ich gehe darauf nicht weiter ein, Sie alle haben es noch im Kopf. Ich erinnere aber ganz bewusst an einen zentralen Gedanken des Vortrages von Miriam Spiegel. „Die Shoah darf zu Ende kommen, die Welt darf sicher und geborgen werden, wenn wir lernen, mit den Konflikten umzugehen.“ Die Shoah darf zu Ende kommen, sie wird nicht vergessen, nicht negiert, aber man darf auch „Ja“ zum Leben sagen.

Erwähnt wurde auch, dass Tagungen wie diese eine Hilfe sein können, aus dem Versteck hervorzukommen. Ganz viele kamen heute Morgen mit ihren Geschichten und Emotionen aus dem Versteck. Sie alle fühlten sich unmittelbar angesprochen und verstanden – nicht nur die *child survivors* und ihre Kinder, sondern auch die Helfer in ihrer Hilflosigkeit, denen Miriam Spiegel zurief: „Wir halten es aus.“ Und dann sagte sie: „Ich habe so viel gelernt, erfahrene Menschen haben mich angerührt, mir wurde viel mitgegeben.“ Diesen Satz unterstreiche ich, mir ging es auch so und Ihnen sicher ebenfalls.

„Vieles konnte nicht vorgelebt werden“, hieß es heute. Aber die Tagung hat gezeigt, dass man mit dem Schrecken umgehen kann, und man hat uns vorgelebt, wie man die doppelte Mauer einreißen kann. Da steht man nicht auf einem Trümmerhaufen, sondern auf einem Stück Land, das man neu gestalten kann, auch wenn die *child survivors* und ihre Kinder nicht mehr jung sind. Aber wer die doppelte Mauer nicht einreißen will oder kann, der darf auch weiterhin schweigen, denn alles ist möglich.

Impressum:

Herausgeber: Benjamin Bloch, Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V.

Konzept und Redaktion: Prof. Dr. Doron Kiesel

Beratung und Koordination: Noemi Staszewski

Lektorat: Prof. Dr. Christian Wiese

Layout: Dan Krumholz

Fotos: Frank Schultze, Rafael Herlich

Druck: Andreij Kulakowski



Zentralwohlfahrtsstelle
der Juden in Deutschland e.V.



Gefördert durch die
Aktion
MENSCH